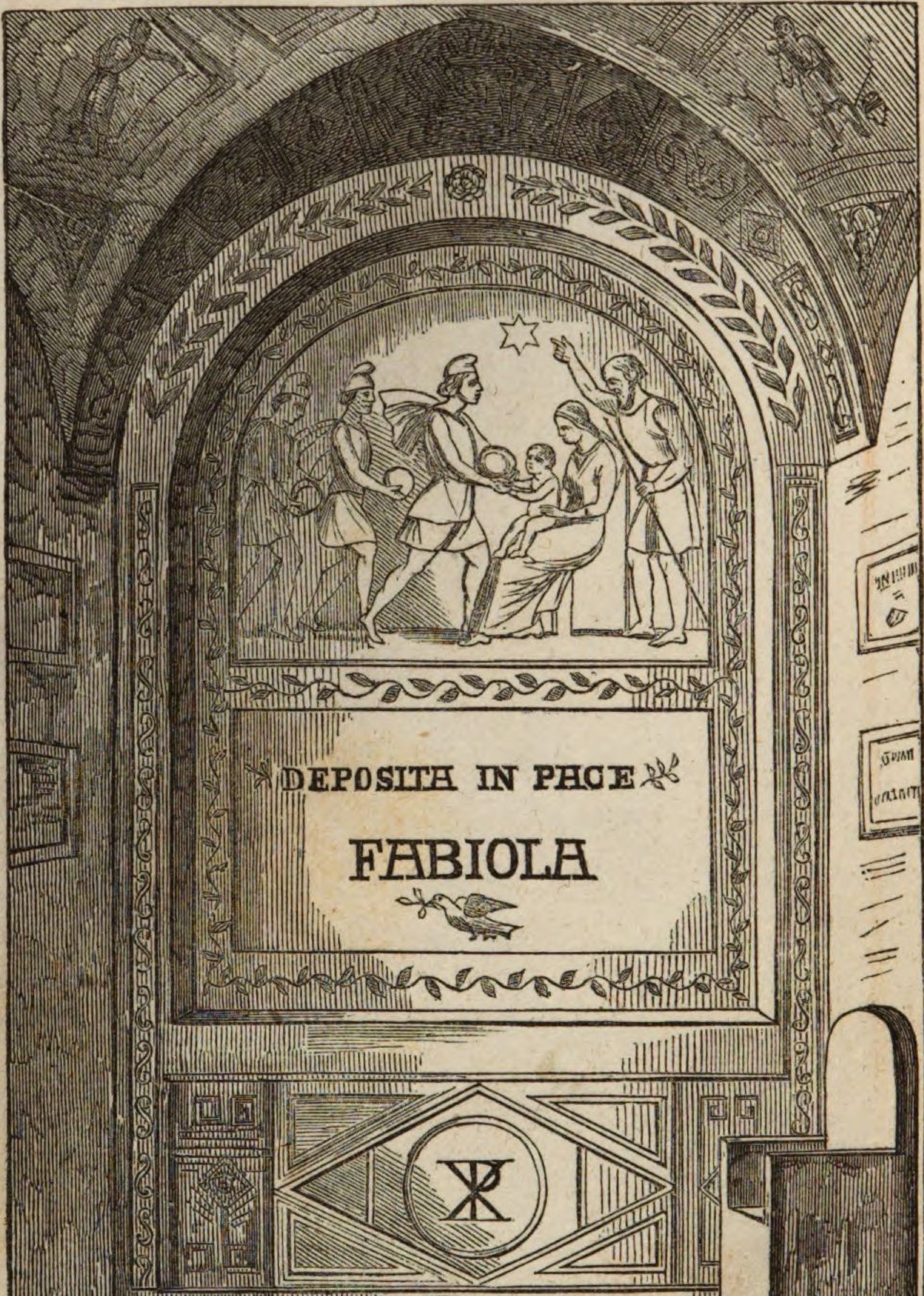


REGENSBURG.
G. IOSEPH MANZ.

Fabiola,

oder

die Kirche der Katakomben.

Von

Sr. Eminenz

Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen

von

Carl B. Reiching.

> Haec, sub altari sita sempiterno,
> Lapsibus nostris veniam precatur,
> Turba, quam servat procerum creatrix
> Purpureorum.
>
> *Prudentius.*

Vierte, verbesserte, mit einem Vorwort und Anhang vermehrte Auflage.

Mit Abbildungen.

Regensburg, 1857.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Vorwort des Verlegers.

Als die Unterzeichnete zuerst eine Uebersetzung von Fabiola herausgab, wurde dieselbe überall mit lautem Beifall begrüßt, insbesondere wurde an derselben gerühmt, daß sie nicht nur treu, sondern auch schön und fließend übersetzt sei. Nach einigen Wochen kam die Bachem'sche Buchhandlung in Köln mit einer Uebersetzung und bot Allem auf, die unsrige in den Augen des Publikums zu erniedrigen. Da sie das Privilegium der Uebersetzung hatte, so sollte keine andere neben ihr existiren. In allen öffentlichen Ankündigungen sagte der Kölner Verleger, daß seine Ausgabe mindestens gleich treu und richtig, dabei aber weit fließender und lesbarer sei als die unsrige. Damit nicht zufrieden, kamen namentlich in rheinischen Blättern versteckte Angriffe in anonymen Anzeigen und dergleichen. Um dem Publikum Proben seiner Uebersetzung zu geben, fügte er seiner Ausgabe einen Anhang bei, in welchem er die unsrige der seinigen gegenüberstellte. Wer die dort angeführten Stellen aufmerksam liest und vergleicht, wird darin keine besondern Vorzüge der Bachem'schen Uebersetzung finden. So wird z. B. S. 8. bei Manz das Wort „Versuch" gebraucht statt

„Aufsatz", was Herrn Bachem gar nicht gefällt. So heißt es ferner bei Manz S. 25.: „Mich bedünkt es, daß du mit dem Loben nicht übermäßig begabt bist;" bei Bachem: „Mich dünkt, du bist nicht übermäßig geneigt zum Loben." — Welcher Unterschied! — und so durchgehends.

Trotz dieser ungerechten Anfeindungen und ungeachtet der bedeutenden ersten Auflage wurde dennoch eine zweite und jetzt eine dritte nothwendig, bei welcher wir die Bachem'sche Ausgabe insofern benützten, um das, was das gedruckte englische Original nicht hat, nachzutragen, da bis jetzt keine neue verbesserte Auflage des Originals erschienen ist.

Wir bieten also dem Publikum eine Ausgabe, welche nicht nur enthält, was die Bachem'sche, sondern welche auch an Schönheit des Styls und der Diction jene bei weitem übertrifft, wovon sich jeder Leser überzeugen kann, wenn er nur die ersten Kapitel liest und vergleicht; besonders zeigt sich dieser eigenthümliche Vorzug in den Gesprächen. Obgleich wir einer unpartheiischen, wissenschaftlichen Kritik mit Ruhe die Entscheidung der Frage überlassen können, welche von beiden Uebersetzungen den Vorzug verdiene, so wollen wir doch nach dem Beispiel des Herrn Bachem im Anhange einige Stellen der beiden Uebersetzungen abdrucken lassen, welche geeignet sind, dem Publikum den Unterschied derselben deutlich zu zeigen.

G. J. Manz'sche Buchhandlung.

Vorrede des Verfassers.

Als der Plan der katholischen Volksbibliothek gefaßt wurde, zog man den Verfasser des nachstehenden kleinen Werkes darüber zu Rathe. Er billigte nicht nur das Vorhaben, sondern wagte auch, unter Anderm eine Reihe von Erzählungen vorzuschlagen, welche den Zustand der Kirche in den verschiedenen Perioden ihrer Vergangenheit beleuchten sollten. Man könnte z. B. eine die Kirche der Katakomben nennen, eine andere die Kirche der Basiliken, jede einen Zeitraum von dreihundert Jahren umfassend, eine dritte würde die Kirche des Klosters sein, und dann könnte man vielleicht eine vierte hinzufügen unter dem Titel: Die Kirche der Schulen.

Als er diesen Vorschlag machte, setzte er — der Leser wird es vielleicht indiscret finden — hinzu, daß

er sich halb geneigt fühle, die erste Aufgabe zu unternehmen, um den vorgeschlagenen Plan an's Licht zu stellen. Man nahm ihn beim Worte und drang sehr in ihn, das Werk zu beginnen. Nach einigem Bedenken willigte er ein, aber mit der Bedingung, daß es keine Beschäftigung, sondern nur eine Erholung in müßigen Stunden sein sollte. So wurde das Werk im Anfang dieses Jahres begonnen, und in dieser Weise ganz ausgeführt.

Es ist deßhalb zu verschiedenen Zeiten und an mancherlei Orten geschrieben, früh und spät, wenn keine Pflicht drängte, in freien Augenblicken, wenn der Körper zu ermüdet, oder der Geist zu abgespannt war für eine schwerere Beschäftigung; im Gasthofe an der Straße, wenn auf Reisen Halt gemacht wurde, in fremden Häusern, im bunten Wechsel der Lagen und Umstände. So wurde es stückweise verfaßt, in Portionen von zehn Linien bis höchstens ein halb Dutzend Seiten, und im Allgemeinen mit wenig Büchern oder zur Hand befindlichen Hilfsmitteln. Aber einmal begonnen, hat es sich als das erwiesen, was es sein sollte — eine Erholung und oft ein Trost und Beruhigungsmittel durch die Erinnerungen, die es wieder belebte, die verwandten Ideen, die es erneuerte, durch die Sammlung der zerstreuten Ueberreste alter Studien und früherer Lectüre, woraus es entstand, und durch den vertrauten Umgang, den es

pflegte mit bessern Zeiten und bessern Dingen, als unser Zeitalter uns darbietet.

Wozu braucht der Leser all' dieß zu wissen? Aus zwei Gründen.

Erstens ist es möglich, daß diese Methode der Verfassung sich im Werke wiederspiegelt, und er findet es vielleicht schlecht aneinander gereiht, oder in seinen Theilen nicht gut mit einander verbunden. Ist dem so, so kann er sich die Ursache erklären. Zweitens soll er dadurch vorbereitet werden, nicht eine Abhandlung oder gar ein gelehrtes Werk über kirchliche Alterthümer zu erwarten. Nichts wäre leichter gewesen, als diesem kleinen Buch einen gelehrten Anstrich zu geben, und die Hälfte jeder Seite mit Noten und Nachweisen anzufüllen. Allein dieß kam dem Verfasser nie in den Sinn. Sein Absehen ging vielmehr darauf, den Leser mit den Gebräuchen, Gewohnheiten, mit dem Zustande, den Ideen, den Gefühlen und dem Geiste der ersten Zeiten des Christenthums vertraut zu machen. Dieß erforderte eine gewisse Bekanntschaft mit Oertlichkeiten und Gegenständen, die mit der Periode in Verbindung stehen, und eine mehr durch Gewohnheit erlangte, als angelernte Vertrautheit mit den Erinnerungen jener Zeit. So mußten z. B. Schriften, wie die Acten der ersten Martyrer, häufig gelesen werden, aber mehr in der Absicht, um im Geiste

des Verfassers tiefe Eindrücke zu hinterlassen, als um sie rein zu antiquarischen Zwecken wissenschaftlich und kritisch zu untersuchen. So mußten auch Oertlichkeiten und Denkmäler, die erklärt werden sollten, vielmehr dem Beschreibenden vor dem Auge stehen, als nach Büchern geschildert werden.

Eine andere Quelle der Belehrung wurde frei benützt. Wer mit dem römischen Brevier bekannt ist, muß bemerkt haben, daß in den Officien gewisser Heiligen ein besonderer Styl vorherrscht, welcher die heiligen darin erwähnten Personen in einer bestimmten und charakteristischen Form darstellt. Dieß ist nicht so sehr die Folge einer zusammenhängenden Erzählung, als der ihnen in den Mund gelegten Ausdrücke oder kurzer Beschreibungen von Ereignissen aus ihrem Leben, die oft aber- und abermal in den Antiphonen, in den Responsorien auf die Lectionen und sogar in den Versikeln wiederholt werden, bis sie uns eine Individualität, ein klares und bestimmtes Bild einer ausgezeichneten Persönlichkeit vorstellen. Zu dieser Klasse gehören die Officien der heiligen Agnes, Agatha, Cäcilia und Lucia, und das des heiligen Clemens. Jeder dieser Heiligen steht mit ausgeprägten Zügen vor unserm Geiste, fast als ob wir sie gesehen und gekannt hätten.

Nehmen wir z. B. die erstgenannte, so werden folgende Umstände klar hervorgehoben. Sie wird augenscheinlich

von einem heidnischen Anbeter verfolgt, dessen Bewerbung um ihre Hand sie wiederholt ausschlägt. Zuweilen sagt sie ihm, daß ihm ein Anderer zuvorgekommen, dem sie verlobt sei; zuweilen beschreibt sie diesen Gegenstand ihrer Wahl unter verschiedenen Bildern, die ihn sogar als einen Gegenstand der Huldigung für Sonne und Mond darstellen. Bei einer andern Gelegenheit schildert sie die reichen Gaben oder schönen Blumenkränze, womit er sie geschmückt hat, und die keuschen Liebkosungen, durch die er ihr theuer geworden. Zuletzt endlich wie ungestümer gedrängt, verwirft sie die Liebe eines vergänglichen Menschen, „der Speise des Todes," und verkündigt sich triumphirend als Christi Braut. Drohungen werden versucht, aber sie erklärt sich unter dem Schutze eines Engels, der sie schirmen wird.

Diese Geschichte ist durch die Fragmente ihres Officiums so deutlich beschrieben, wie ein Wort durch einzelne aneinander gereihte Buchstaben gebildet wird; aber im Ganzen stellt sich noch eine und wahrhaft schöne Eigenthümlichkeit in ihrem Charakter heraus. Es wird uns klar gezeigt, daß die Heilige den unsichtbaren Gegenstand ihrer Liebe immer vor sich hatte, Ihn sah, Ihn hörte, Ihn fühlte, und eine wirkliche Neigung mit Ihm unterhielt und erwiederte, wie Herzen auf Erden für einander empfinden. Sie scheint in einer beständigen Vision, in einem ekstatischen Genusse der Gegenwart ihres Bräutigams

zu wandeln. Er hat ihr wirklich einen Ring an den Finger gelegt, hat das Blut von seiner eigenen Wange auf die ihrige übertragen, hat sie mit knospenden Rosen gekrönt. Ihr Auge ruht wirklich fest auf Ihm und erwiedert seinen zärtlichen Liebesblick.

Welcher Autor möchte es wagen, den Charakter dieser Persönlichkeit zu ändern oder anders darzustellen? Oder wer könnte hoffen, ein lebendigeres und vorzüglicheres Bild zu zeichnen, als die Kirche gethan? Denn abgesehen von aller Untersuchung über die Aechtheit der Acten, welche uns diese Züge liefern, und noch mehr davon, ob der kritische Geist einer frühern Zeit solche kirchliche Documente zu leichtsinnig verwarf, wie Gueranger meint, so ist es klar, daß die Kirche in ihrem Officium nur einen bestimmten Typus einer hohen Tugend vorstellen will, die sich in dem Charakter dieser Heiligen verkörpert. Der Verfasser der folgenden Blätter hielt sich deßhalb verpflichtet, dieser Ansicht zu huldigen. Ob er das Ziel seiner Aufgabe erreicht hat, darüber muß der Leser urtheilen. Jedenfalls, selbst wenn man auf den wesentlichen Inhalt des Unterrichtes sieht, der sich von einem Werke in dieser Form erwarten läßt, das auf allgemeine Lectüre berechnet ist, wird eine Vergleichung zwischen den darin, entweder förmlich oder zufällig, vorkommenden Gegenständen und jenen, die ein Elementarwerk, z. B. „Fleury's Sitten der Christen", gibt, das mehrere Jahrhunderte weiter

umfaßt, zeigen, daß ebensoviel wirkliche Belehrungen über die Gebräuche und den Glauben jener ersten christlichen Periode hier mitgetheilt werden, als man gewöhnlich in einer mehr didaktischen Form zu geben pflegt.

Zugleich darf der Leser nicht vergessen, daß dieß Buch nicht historisch ist. Es nimmt nur eine Zeit von einigen Monaten ein, die sich über einige kurze Kapitel ausdehnt, und besteht eher aus einer Reihe von Gemälden, als aus einer Erzählung von Ereignissen. Deßhalb werden Begebenheiten aus verschiedenen Epochen und Ländern in einen kleinen Raum zusammengedrängt, und die Chronologie diesem Zwecke geopfert. Das Datum von Diocletian's Edict wurde um zwei Monate früher angenommen, das Marterthum der heiligen Agnes um ein Jahr, die Zeit des heiligen Sebastian, obwol unbestimmt, wurde später gesetzt. Alles, was auf christliche Topographie Bezug hat, ist so genau als möglich beibehalten. Die Geschichte eines Marterthums wurde von Imola nach Fondi verlegt.

Es war nothwendig, einen Ueberblick über die Moral und Meinungen der Heidenwelt zu geben, als Gegensatz gegen die der Christen; aber in ihrer schlimmsten Gestalt wurde sie sorgfältig ferne gehalten, da hier nichts zugelassen werden durfte, was das empfindlichste Auge eines Katholiken vor der Betrachtung zurückschrecken könnte.

Es wird in der That ernstlich gewünscht, daß dieß kleine, blos zur Unterhaltung geschriebene Werk auch als Erholung von schwerern Geschäften gelesen werde, daß aber zugleich der Leser von der Lectüre desselben mit dem Gefühle aufstehe, seine Zeit nicht verloren oder seinen Geist mit eiteln Ideen beschäftigt zu haben. Vielmehr hofft der Verfasser, daß dadurch Bewunderung und Liebe zu jenen ersten Zeiten eingeflößt werden möge, die ein übertriebenes Interesse an spätern und glänzendern Epochen der Kirche nur zu leicht vermindern oder verdunkeln kann.

Inhalt.

Erster Theil.
Friede.

Zweiter Theil.
Der Kampf.

Dritter Theil.
Sieg.

Fabiola,

oder

die Kirche der Katakomben.

Erster Theil.

Friede.

Erstes Kapitel.

Das Christenhaus.

Es ist ein Nachmittag im September des Jahres 302, da wir den Leser einladen, uns durch die Straßen Roms zu begleiten. Die Sonne hat sich geneigt und steht nur noch zwei Stunden von ihrem Untergange; der Tag ist wolkenlos und seine Hitze hat sich abgekühlt. Die Bewohner strömen schaarenweise aus den Häusern und schlagen den Weg entweder nach Cäsar's oder Sallust's Gärten ein, um

ihren Abendspaziergang zu genießen und die Neuigkeiten des Tages kennen zu lernen.

Allein der Theil der Stadt, wohin wir den freundlichen Leser führen wollen, ist unter dem Namen Campus Martius bekannt. Er begriff die flache, angeschwemmte Ebene zwischen den sieben Hügeln des alten Roms und der Tiber. Schon vor dem Ende der republikanischen Zeit hatte man angefangen, dieß Feld, das einst für die athletischen und kriegerischen Uebungen des Volkes frei gelassen war, durch öffentliche Bauten zu schmälern. Pompejus hatte darauf sein Theater errichtet, bald nachher führte Agrippa das Pantheon und die daranstoßenden Bäder auf; aber nach und nach traten Privatwohnungen an die Stelle, während die Hügel, in der früheren Kaiserzeit das aristokratische Viertel der Stadt, von größern Gebäuden eingenommen wurden. So wurde nach dem Brande Nero's der palatinische Berg beinahe zu klein für die Kaiserresidenz und den dabeiliegenden Circus maximus. Der Esquilinus wurde von den Bädern des Titus in Besitz genommen, die auf den Trümmern des goldenen Hauses erbaut waren, der Aventinus von den Bädern Caracalla's, und zur Zeit, von welcher wir schreiben, stand gerade der Kaiser Diocletian im Begriff, den Raum, der für manchen stolzen Pallast hinreichend gewesen, durch die Errichtung seiner Thermen * auf dem Quirinal zu überbauen, unweit von Sallust's Gärten, die wir so eben erwähnten.

Die Lage des eigentlichen Platzes auf dem Campus Martius, wohin wir unsere Schritte richten wollen, ist so bestimmt bezeichnet, daß wir sie Jedem, der mit der Topographie des alten oder neuern Roms bekannt ist, genau beschreiben können. Zur Zeit der Republik befand sich ein großer viereckiger Raum auf dem Campus Martius, von Bretterwänden umgeben und durch Schranken abgetheilt, wo

* Heiße Bäder.

die Comitien oder die Versammlungen der Tribus des Volkes gehalten wurden, um die Stimmen abzugeben. Dieser Ort hieß Septa oder Ovile, weil er einem Schafstalle ganz ähnlich sah. Augustus führte den Plan aus, wie ihn Cicero in einem Briefe an Atticus beschreibt *, diese schlichte Erfindung der alten Zeit in einen prachtvollen und soliden Bau umzuwandeln. Die Septa Julia, wie sie seitdem hieß, war ein herrlicher Porticus, 1000 Fuß lang und 500 breit, von Säulen getragen und mit Gemälden geschmückt. Die Ruinen desselben lassen sich deutlich nachweisen, und er nahm den Platz ein, welchen nun die Palläste Doria und Verospi längs des heutigen Corso, das Collegium romanum, die St. Ignatiuskirche und das Oratorium von Caravita bedecken.

Das Haus, in welches wir den Leser einladen, liegt gerade gegenüber und an der östlichen Seite dieses Gebäudes, indem es in seine Fläche die jetzige Kirche des heiligen Marcellus einschließt, von wo es sich rückwärts bis an den Fuß des quirinalischen Hügels erstreckte. Wir sehen also, daß es, wie es bei Häusern adeliger Römer gewöhnlich der Fall war, eine beträchtliche Bodenfläche einnahm. Von außen hat es nur ein blasses und todtes Ansehen. Die Mauern sind einfach, ohne architektonische Zierde, nicht hoch und hie und da mit Fenstern durchbrochen. Mitten in einer Seite dieses Vierecks ist eine Thüre in antis, d. h. blos durch ein Tympanum oder ein dreieckiges Karnieß geschmückt, das auf zwei Halbsäulen ruht. Als Dichtungskünstler unser Privilegium unsichtbarer Allgegenwart benützend, wollen wir mit unserm Freunde oder „Schatten", wie er vor Alters genannt worden wäre, hineintreten. Wenn wir durch die Halle kommen, auf deren Pflaster wir

* Lib. 4. ep. 16.

mit Vergnügen in Mosaik den Gruß „Salve“ oder „Willkommen“ lesen, befinden wir uns in dem Atrium oder dem ersten Hofe des Hauses, welcher von einem Porticus oder einer Säulenreihe umgeben ist.

In der Mitte des Marmorpflasters springt ein sanft aufwirbelnder Strahl klaren Wassers, durch den Aquäduct des Claudius von den tusculanischen Hügeln hergeleitet, in die Luft, bald höher, bald niederer, und fällt in ein erhabenes Becken von rothem Marmor, über dessen Seiten es in sanften Wellen hinabfließt; ehe es aber das weiter unten liegende, weite Behälter erreicht, träufelt es einen sanften Regenschauer über einen seltenen, glänzenden Blumenflor, welcher in eleganten Vasen ringsherum steht. Unter dem Porticus sehen wir hier und dort Möbel aufgestellt von reicher und seltener Arbeit; Ruhebetten mit Elfenbein und sogar mit Silber eingelegt, Tische von orientalischem Holz mit Candelabern, Lampen und andern Hausgeräthen aus Bronze oder Silber; Büsten von feiner, getriebener Arbeit, Vasen, Dreifüße und sonstige kunstvolle Gegenstände. An den Wänden befinden sich Gemälde, offenbar aus früherer Zeit, jedoch noch alle mit ihren lebhaften, frischen Farben. Dazwischen sind Nischen mit Statuen, welche allerdings, wie die Gemälde, Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte darstellen; aber wir bemerken leicht, daß nichts dem Auge begegnet, was das zarteste Gefühl beleidigen könnte. Hier und da beweist eine leere Nische oder ein verhülltes Gemälde, daß dieß nicht reiner Zufall ist.

Außerhalb der Säulen läßt die Decke des Daches eine große, viereckige Oeffnung in seiner Mitte, das sogenannte impluvium; darüber ist ein Vorhang oder ein Schleier von dunkler Leinwand gezogen, welcher Sonne und Regen abhält. Ein künstliches Zwielicht setzt uns daher allein in den Stand, Alles zu sehen, was wir beschrieben haben, erhöht aber den Effect der entfernteren Gegenstände. Durch

eine Halle, derjenigen gegenüber, wo wir eintraten, werfen wir einen Blick auf einen innern und noch schönern Hof mit buntem Marmor gepflastert und mit glänzender Vergoldung geziert. Der Schleier der Oeffnung oben, welche jedoch hier mit dickem Glase oder einem durchsichtigen Stein (lapis specularis) verschlossen ist, ist zum Theil zurückgezogen, und läßt einen hellen, aber gedämpften Strahl der Abendsonne auf die Stelle fallen, wo wir zum ersten Mal sehen, daß wir uns nicht in einer verzauberten Halle, sondern in einem bewohnten Hause befinden.

Neben einem Tische, gerade außerhalb der Säulen von phrygischem Marmor, sitzt eine Matrone, welche die Mitte des Lebens noch nicht überschritten hat, deren edle, doch sanfte Züge Spuren früheren Kummers tragen. Aber ein mächtiger Einfluß hat die Erinnerung daran verdrängt oder dieselbe mit einem lieblicheren Gedanken vermischt; die beiden kommen immer mit einander und haben lange in ihrem Herzen vereinigt gewohnt. Die Einfachheit ihres Aeußern sticht sonderbar mit dem Reichthume ab, der sie umgibt; ihr Haar, mit Silberfäden durchzogen, ist unbedeckt und durch keine Kunst verhüllt; ihr Gewand ganz einfach von Farbe und Gewebe, ohne Stickerei, wenn wir nicht das Purpurband dazu rechnen, das darangenäht ist, das sogenannte segmentum, welches den Stand der Wittwe bezeichnet; kein Juwel oder kostbarer Schmuck, womit die römischen Damen so verschwenderisch waren, ist an ihr zu sehen. Das Einzige, was so etwas gleich sieht, ist eine dünne, goldene Schnur oder Kette um ihren Hals, woran augenscheinlich ein Gegenstand hängt, der sorgfältig im obern Saume ihres Kleides verborgen ist.

Zur Zeit, da wir sie entdecken, ist sie emsig über einer Stickerei beschäftigt, die offenbar nicht zu persönlichem Gebrauche gehört. Auf einem langen, reichen Streifen von

Goldtuch ist sie im Begriffe, mit noch köstlicherem Goldfaden zu sticken; und hie und da langt sie nach einem oder dem andern der verschiedenen eleganten Kästchen auf dem Tische, woraus sie eine Perle nimmt, oder einen in Gold gefaßten Edelstein, und ihn in die Zeichnung einfügt. Es scheint, als ob der kostbare Schmuck früherer Tage zu etwas Höherem bestimmt werden sollte.

Wie aber die Zeit vorüber geht, können wir eine kleine Unruhe bemerken, die ihre stillen Gedanken beschleicht, welche bisher allem Anscheine nach in ihre Arbeit vertieft waren. Sie erhebt nun manchmal das Auge gegen den Eingang; zuweilen horcht sie auf Fußtritte und scheint in ihrer Erwartung getäuscht. Sie schaut auf nach der Sonne, dann wendet sich ihr Blick wie zufällig nach einer Clepsydra oder Wasseruhr auf einem Tischchen neben ihr; allein als eben ein ängstlicheres Gefühl auf ihrem Gesichte sich ausdrücken will, schlägt ein lustiges Klappern an die Hausthüre, und sie neigt sich mit strahlendem Blicke vorwärts, dem willkommenen Besuche zu begegnen.

Zweites Kapitel.

Das Kind des Martyrers.

Es ist ein Knabe voll Anmuth, Heiterkeit und offenem Wesen, der mit leichten, hüpfenden Schritten über das Atrium hin nach der innern Halle eilt, und wir finden kaum Zeit, ihn abzuzeichnen, ehe er sie erreicht. Er ist etwa vierzehn Jahre alt, aber groß gewachsen für dieß Alter, wohlgestaltet und von männlicher Haltung. Sein bloßer Nacken und seine Glieder sind durch körperliche Uebungen gut entwickelt; seine Züge zeigen ein offenes und warmes Herz, während seine hohe Stirne, um die sich sein braunes Haar in natürlichen Locken kräuselt, den klaren Verstand

verkündigt. Er trägt die gewöhnliche Knabenkleidung, die kurze Prätexta, welche unter das Knie reicht, und eine goldene Bulla oder eine hohle, eirunde Kugel aus Gold, die an seinem Nacken hängt. Ein Bündel Papiere und Pergamentrollen, an einander gebunden und von einem alten Diener hinter ihm getragen, zeigt uns, daß er so eben von der Schule nach Hause zurückkehrt *.

Während wir ihn so zeichneten, ist er schon seiner Mutter in die Arme gefallen, und hat sich dann zu ihren Füßen niedergesetzt. Sie sieht ihn eine Weile stillschweigend an, als ob sie in seinem Gesichte die Ursache seines ungewöhnlichen Ausbleibens entdecken wollte; denn er ist eine Stunde zu spät zurückgekommen. Aber er begegnet ihrem Auge mit so freiem Blicke und mit einem solchen Lächeln der Unschuld, daß jede Wolke von Zweifel augenblicklich verschwindet, und sie redet ihn so an: „Was hat dich heute aufgehalten, mein liebster Knabe? Es ist dir doch, hoffe ich, auf dem Wege kein Unfall begegnet?"

„O nein, ich versichere dich, süßeste Mutter †, im Gegentheile, Alles ging ganz gut, so sehr, daß ich kaum wage, es dir zu sagen." Eine freundliche Miene, die ihn zum Sprechen aufforderte, entlockte dem offenherzigen Knaben ein köstliches Lachen, als er fortfuhr: „Nun, ich denke, ich muß. Du weißt, ich bin nie glücklich und kann nicht schlafen, wenn ich dir nicht Alles erzählt habe, Gutes und Böses, was den Tag über mit mir vorgekommen ist." (Die Mutter lächelte wieder, sich wundernd, was das Böse sein möchte.) „Ich las unlängst, daß die Scythen jeden Abend einen weißen oder schwarzen Stein in eine Urne werfen, je nachdem der Tag glücklich oder unglücklich war;

* Dieser Brauch bringt den heiligen Augustin auf den schönen Gedanken, daß die Juden die Paedagogi des Christenthums seien, indem sie für dasselbe die Bücher trugen, die sie selbst nicht verstehen konnten. — † Das eigenthümliche Beiwort in den Katakomben.

wenn ich es so zu machen hätte, so würde es dazu dienen, mit Weiß oder Schwarz die Tage zu bezeichnen, an denen ich die Gelegenheit habe oder nicht, dir Alles zu erzählen, was ich gethan. Aber heute zum ersten Male habe ich einen Zweifel, eine Gewissensangst, ob ich dir Alles erzählen soll."

Schlug das Mutterherz mehr als gewöhnlich wie von einem ersten Angstgefühl bewegt, oder umwölkte ein sanfterer Kummer ihr Auge, daß der Knabe ihre Hand ergreifen und sie zärtlich an die Lippen führen mußte, während er so erwiederte:

„Fürchte Nichts, vielgeliebte Mutter, dein Sohn hat Nichts gethan, was dir Kummer machen könnte. Sage nur, wünschest du Alles zu hören, was diesen Tag mir begegnet ist, oder nur die Ursache meiner späten Heimkunft?"

„Erzähle mir Alles, lieber Pancratius," antwortete sie; „Nichts, was dich betrifft, kann mir gleichgiltig sein."

„Wohlan denn," fing er an, „dieser letzte Tag meines Schulbesuches scheint mir besonders gesegnet gewesen zu sein, und doch voll von merkwürdigen Begegnissen. Zuerst wurde ich als der glückliche Mitbewerber in einer Declamation gekrönt, die uns unser guter Lehrer Cassianus in den Morgenstunden zur Aufgabe bestimmte, und dieß führte, wie du hören wirst, zu einigen sonderbaren Entdeckungen. Das Thema war, daß der ächte Philosoph immer bereit sein müsse, für die Wahrheit zu sterben. Ich hörte nie etwas so Kühles oder Abgeschmacktes (ich hoffe, es ist nicht Unrecht, dieß zu sagen), als die Aufsätze, welche meine Kameraden vorlasen. Es war nicht ihre Schuld, die armen Jungen! Was für eine Wahrheit können sie besitzen, und was für Beweggründe können sie haben, für eine ihrer eitlen Meinungen zu sterben? Aber ein Christ, auf was für herrliche Gedanken wird er natürlich durch ein solches Thema geführt! Und so fühlte ich auch. Mein Herz glühte und alle meine Gedanken schienen zu brennen, als ich meinen Versuch nieder-

schrieb, voll von den Lehren, die du mir gegeben, und von dem häuslichen Beispiele, das vor mir liegt. Der Sohn eines Martyrers konnte nicht anders fühlen. Als aber die Reihe an mich kam, die Declamation zu lesen, fand ich, daß meine Gefühle mich leider beinahe verriethen. In der Wärme meines Vortrages entschlüpfte das Wort Christ meinen Lippen anstatt Philosoph, und Glaube anstatt Wahrheit. Bei dem ersten Versehen sah ich Cassianus erschrecken, bei dem zweiten eine Thräne in seinem Auge glänzen, als er sich freundlich zu mir hinneigte und in lispelndem Tone sagte: Nimm dich in Acht, mein Kind, hier horchen scharfe Ohren."

„Wie," unterbrach ihn die Mutter, „ist Cassianus ein Christ? Ich wählte seine Schule für dich, weil er wegen seiner Gelehrsamkeit und Sittlichkeit im höchsten Rufe stand, und nun danke ich in der That Gott, daß ich es that; allein in diesen Tagen der Furcht und Gefahr müssen wir in unserm eigenen Lande als Fremdlinge leben, und kennen unsere Brüder kaum von Angesicht. Gewiß, hätte Cassianus seinen Glauben bekannt, seine Schule wäre bald verlassen gewesen. Doch fahre fort, mein lieber Knabe; waren seine Besorgnisse wohl begründet?"

„Ich fürchte es; denn während der größte Theil meiner Schulkameraden, ohne von diesen Worten Notiz zu nehmen, meiner begeisterten Declamation starken Beifall klatschte, sah ich die dunkeln Augen des Corvinus scheel auf mich gerichtet, während er in offenbarem Aerger sich in die Lippen biß."

„Und wer ist der, mein Kind, welcher darüber so mißgestimmt war, und warum?"

„Es ist der älteste und stärkste, aber leider einfältigste Knabe in der Schule. Doch dieß, du weißt, ist nicht seine Schuld; nur scheint er, ich weiß nicht warum, immer einen Unwillen und Groll gegen mich gehegt zu haben, dessen Grund ich nicht begreife."

„Sagte oder that er dir etwas?“

„Ja, und dieß war die Ursache meines Ausbleibens; denn als wir aus der Schule dem Felde am Flusse zugingen, redete er mich vor unsern Kameraden höhnisch mit den Worten an: Komm, Pancratius, dieß ist, denke ich, das letzte Mal, daß wir uns hier treffen (auf dieß Wort legte er einen besondern Nachdruck); aber ich habe eine lange Rechnung, wofür ich von dir Zahlung fordere. Du hast so gerne deine Ueberlegenheit in der Schule über mich und Andere gezeigt, die älter und besser sind, als du; ich sah deinen stolzen Blick auf mich gerichtet, als du heute deine schwülstige Declamation hervorsprudeltest, ja, ich bemerkte Ausdrücke darin, die dich gereuen werden, und zwar sehr bald; denn mein Vater, du weißt es wohl, ist Präfect der Stadt (die Mutter fuhr leise zusammen), und es geht etwas vor, was dich nahe betrifft. Ehe wir uns trennen, muß ich meine Rache haben. Bist du deines Namens werth und ist derselbe nicht ein leeres Wort *, so laß uns ehrlich kämpfen in einer männlicheren Weise, als mit Griffel und Schreibtafel **. Ringe mit mir, oder versuche den Cestus † gegen mich. Ich brenne vor Verlangen, dich zu demüthigen, wie du es vor diesen Zeugen deiner unverschämten Triumphe verdienst.“

Die Mutter horchte ängstlich auf und athmete kaum. „Und was,“ rief sie endlich aus, „gabst du zur Antwort, mein lieber Sohn?“

„Ich sagte ihm freundlich, daß er ganz im Irrthume sei; denn nie habe ich mit Wissen etwas gethan, was ihn oder einen meiner Mitschüler beleidigen könnte, auch träumte

* Das pancratium war die Uebung, welche alle andern Einzelkämpfe in sich begriff, das Ringen, den Faustkampf 2c. 2c. — ** Die Schreibwerkzeuge in den Schulen; die Tafeln waren mit Wachs überzogen, worauf man die Buchstaben mit der scharfen Spitze des Griffels eingrub, und mit dem flachen Ende desselben löschte man sie wieder aus. — † Der Fechthandschuh, den man bei Faustkämpfen trug.

ich niemals davon, einen Vorrang über sie zu beanspruchen. Und was du mir vorschlägst, setzte ich bei, so weißt du, Corvinus, daß ich immer allen persönlichen Händeln ausgewichen bin, die mit einem kalten Versuche körperlicher Gewandtheit beginnen, mit einem heftigen Streite, Haß und Wunsch nach Rache endigen. Um wie viel weniger könnte ich jetzt daran denken, auf einen solchen Kampf einzugehen, da du selber gestehst, daß du ihn mit eben jenen schlimmen Gefühlen beginnen willst, die gewöhnlich sein böses Ende sind? Unsere Schulkameraden hatten jetzt einen Kreis um uns gebildet, und ich sah deutlich, daß sie alle gegen mich waren; denn sie hatten gehofft, das Vergnügen ihrer grausamen Spiele zu genießen. Ich setzte deßhalb freundlich hinzu: Und nun, Kameraden, lebt wohl, möge euch alles Glück begleiten. Ich scheide von euch, wie ich unter euch lebte, in Frieden. Nicht so, versetzte Corvinus, nun purpurroth vor Wuth im Gesichte, sondern —"

Der Knabe erröthete tief, sein ganzer Leib zitterte, und mit halberstickter Stimme schluchzte er heraus: „Ich kann nicht weiter, ich darf das Uebrige nicht sagen."

„Um Gottes willen und um der Liebe willen, die du zu deines Vaters Gedächtniß trägst," sprach die Mutter, indem sie die Hand auf ihres Sohnes Haupt legte, „verbirg mir nichts. Ich werde nie wieder Ruhe haben, wenn du mir nicht Alles erzählst. Was sagte oder that Corvinus weiter?"

Der Knabe sammelte sich nach einer Pause und durch ein stilles Gebet wieder, und fuhr dann fort: „Nicht so, rief Corvinus aus, du kommst nicht so davon, feiger Anbeter eines Eselskopfes *. Ihr habt euren Zufluchtsort vor uns verborgen, aber ich will euch ausfinden; bis dahin nimm dieß Zeichen meines festen Entschlusses, mich zu rächen.

* Eine der vielen unter den Heiden üblichen Verleumdungen.

Mit diesen Worten gab er mir einen furchtbaren Schlag in's Gesicht, so daß ich zurücktaumelte und wankte, während ein wildes Freudengeschrei unter den Knaben ringsum ausbrach." Nachdem er sich durch einen Strom von Thränen erleichtert hatte, sprach er weiter:

„O wie kochte damals mein Blut, wie schien mir das Herz im Leibe zu zerspringen, und eine Stimme flüsterte mir verächtlich den Namen Feigling in's Ohr. Sicherlich war es ein böser Geist. Ich fühlte, daß ich stark genug war — der Zorn, der in mir aufstieg, machte mich dazu — meinen ungerechten Angreifer an der Kehle zu packen und keuchend auf den Boden zu werfen. Ich hörte schon den Beifallruf, der meinen Sieg begrüßt hätte, und das Blatt wandte sich dann gegen ihn. Es war der härteste Kampf meines Lebens, nie regte sich Fleisch und Blut so stark in mir. O Gott, möge es nie wieder so furchtbar mächtig in mir sein!"

„Und was thatest du denn, mein liebes Kind?" sprach die Mutter mit zitternder Stimme. „Mein guter Engel," erwiederte er, „überwand den Dämon an meiner Seite. Ich gedachte meines lieben Herrn im Hause des Kaiphas, von spottenden Feinden umringt und schmählich auf die Wange geschlagen, doch sanft und vergebend. Konnte ich wünschen, anders zu handeln? * Ich streckte meine Hand Corvinus hin, und sprach: Möge Gott dir vergeben, wie ich es aus freiem Willen und Herzen thue. Cassianus kam in diesem Augenblicke dazu, nachdem er Alles aus der Ferne mit angesehen hatte, und die Knabenschaar ging schnell auseinander. Ich bat ihn bei unserm gemeinsamen Glauben, der nun zwischen uns offenbar war, Corvinus für das, was er gethan, nicht zu verfolgen, und erhielt sein Versprechen. Und nun, süße Mutter," lispelte der Knabe in sanften,

* Diese Scene ist einer wirklichen Begebenheit entnommen.

schmeichelnden Tönen in seiner Mutter Busen, „denkst du nicht, daß ich diesen Tag einen glücklichen nennen kann?"

Drittes Kapitel.

Die Weihe.

Während der vorhergehenden Unterhaltung hatte sich der Tag schnell geneigt. Eine bejahrte Sklavin trat nun unbemerkt ein, zündete die Lampen auf den Candelabern von Marmor und Bronze an, und zog sich wieder still zurück. Ein helles Licht spielte um die Gruppe von Mutter und Sohn, welche stille schwiegen, nachdem die fromme Matrone Lucina auf Pancratius' letzte Frage mit einem Kusse auf seine glühende Stirne geantwortet hatte. Es war nicht blos eine mütterliche Aufwallung, die ihren Busen bewegte, es war nicht einmal das glühende Gefühl einer Mutter, die, nachdem sie ihr Kind nach höhern und schwierigen Grundsätzen erzogen, dasselbe auf die härteste Probe gestellt und herrlich Stand halten sieht. Auch war es nicht die Freude, einen in solchem Alter so heldenmüthig tugendhaften Sohn zu besitzen; denn fürwahr, mit größerem Rechte als die Mutter der Gracchen ihre Söhne den erstaunten Matronen des republikanischen Rom als ihre einzigen Juwelen zeigte, hätte diese christliche Mutter sich bei der Kirche ihres Sohnes rühmen können, den sie so auferzog.

Allein für sie war dieß eine Stunde eines noch tieferen oder möchten wir sagen, höheren Gefühls. Es war der Zeitpunkt, den sie seit Jahren ängstlich erwartete, ein Augenblick mit aller Inbrunst einer Mutter flehentlich erbeten. Manche fromme Mutter hat ihr Kind von der Wiege an dem heiligsten und edelsten Stande geweiht, den die Erde besitzt, hat gebetet und sich gesehnt, ihn heranwachsen zu sehen, um zuerst ein tadelloser Levite und dann ein heiliger

Priester am Altare zu werden; sie hat eifrig jede entstehende Neigung bewacht, mit Milde versucht, den Sinn des zarten Kindes dem Heiligthum des Herrn zuzuwenden. Und wenn dieß ein einziges Kind war, wie Samuel der einzige Sohn der Anna, so mag man diese Aufopferung von Allem, was ihrem Herzen am theuersten ist, mit Recht als einen Act mütterlichen Heroismus betrachten. Was sollen wir erst von jenen Matronen der alten Zeit sagen, von einer Felicitas, Symphorosa oder von der Mutter der Makkabäer, die ihre Kinder, nicht eines, sondern viele, ja alle, nicht etwa als Priester, sondern als eigentliche Brandopfer Gott darbrachten?

Solch' ein Gedanke war es, welcher das Herz Lucina's in dieser Stunde erfüllte, während sie mit geschlossenen Augen dasselbe hoch zum Himmel erhob und um Stärke betete. Obschon dazu berufen, das Opfer dessen, was ihr auf Erden am Theuersten war, edelmüthig darzubringen, und obgleich sie dieß lange vorhergesehen und ersehnt hatte, so fühlte sie doch, daß sie als Mutter nicht ohne Kampf dieß Verdienst erlangen konnte. Und was ging in des Knaben Seele vor, als er auch stille schwieg und in Gedanken versunken war? Kein Gedanke an die hohe Bestimmung, die ihn erwartete; er sah nicht im Geiste die ehrwürdige Basilika, welche 1600 Jahre später von dem Alterthumsforscher heiliger Dinge und dem frommen Pilger eifrig besucht werden, und welcher er, wie dem benachbarten Thore Roms, seinen Namen geben sollte *. Er dachte nicht im Entferntesten daran, daß in gläubigen Jahrhunderten an den Ufern der fernen Themse eine Kirche zu seiner Ehre sich erheben werde, die selbst noch nach ihrer Entweihung von Herzen, die dem theuern Rom treu ergeben anhingen, geliebt und als letzte Ruhestätte eifrig gesucht werden würde †. Auch kam ihm das silberne,

* Die Kirche und das Thor San Pancrazio. — † Alt-St.-Pancraz,

287 Pfund schwere Sacramentshäuschen oder Ciborium nicht in den Sinn, welches Papst Honor I. über der Urne aus Porphyr aufstellen sollte, die für seine Asche bestimmt war *; ebensowenig, daß sein Name in jedes Martyrologium eingeschrieben, und sein Bild mit Strahlen gekrönt über so manchen Altar aufgehängt werden würde, als der jugendliche Martyrer der ersten Kirche. Er war nur der schlichte, christliche Knabe, der es als etwas ganz Natürliches ansah, daß er Gottes Gesetz und seinem Evangelium gehorchen müsse; er fühlte sich nur glücklich, daß er diesen Tag seine Pflicht gethan, auch unter Umständen von mehr als gewöhnlicher Prüfung. Kein Stolz, keine Selbstbewunderung kam ihm in den Sinn; sonst wäre auch kein Heroismus in seiner Handlung gelegen. Als er aus seiner stillen Träumerei zurückgekehrt seine Augen wieder in dem neuen Lichte erhob, welches glänzend die Halle erfüllte, begegneten sie dem Angesicht seiner Mutter, die von Neuem auf ihn schaute mit einem Blick strahlend von solcher Majestät und Zärtlichkeit, wie er sich dessen nie zuvor erinnert hatte. Es war ein Blick fast von Begeisterung, ihr Gesicht glich einer höhern Erscheinung, ihre Augen schienen ihm die eines Engels zu sein. Schweigend und beinahe unbewußt hatte er seine Stellung verändert und kniete nun vor ihr, und wohl konnte er es; denn war sie ihm nicht gleichsam der Schutzgeist, der ihn von jeher vor dem Uebel beschirmt, oder konnte er in ihr nicht die lebendige Heilige sehen, deren Tugenden sein Vorbild waren von Kindheit an? Lucina brach das Stillschweigen im ernsten Tone inniger Rührung.

„Die Zeit ist endlich gekommen, mein liebes Kind," sprach sie, „die lange der Gegenstand meines eifrigsten Gebetes gewesen, und die ich ersehnt habe, in dem Uebermaß

die Lieblingsbegräbnißstätte der Katholiken, bis sie eigene Kirchhöfe erhielten. — * Anastasius, Biblioth. in vita Honorii.

meiner mütterlichen Liebe. Sorgsam habe ich in dir den sich erschließenden Keim jeder Christentugend bewacht und Gott gedankt, als er hervorbrach. Ich habe deine Folgsamkeit, deine Sanftmuth, deinen Fleiß, deine Frömmigkeit und deine Liebe zu Gott und den Menschen wohl bemerkt. Ich sah mit Freuden deinen lebendigen Glauben und deine Gleichgiltigkeit gegen irdische Dinge, und dein zartes Mitleid gegen die Armen. Aber ich harrte mit Angst der Stunde, welche mir bestimmt zeigen sollte, ob du dich mit dem armen Vermächtniß der schwachen Tugend deiner Mutter begnügen würdest, oder ob du der ächte Erbe der edlern Gaben deines Vaters bist, der für den Glauben starb. Diese Stunde, Gott sei Dank! ist heute erschienen."

„Was habe ich denn gethan, das deine Meinung von mir so geändert oder so gehoben haben sollte?" fragte Pancratius.

„Höre mich an, mein Sohn; an diesem Tage, welcher der letzte deiner Schulerziehung sein sollte, hat, wie mich dünkt, der Herr in seiner Gnade dir eine Lection gegeben, welche alle übrigen aufwiegt, und gezeigt, daß du das Kindische abgelegt hast und hinfort als Mann behandelt werden mußt, denn du kannst denken und sprechen, ja auch handeln als solcher."

„Wie meinst du das, theure Mutter?"

„Was du mir von deiner Declamation diesen Morgen sagtest," erwiederte sie, „beweist mir, wie voll dein Herz von erhabenen und edeln Gedanken gewesen sein muß; du bist zu aufrichtig und ehrenhaft, als daß du den Satz: es sei eine rühmliche Pflicht, für den Glauben zu sterben, niedergeschrieben und mit Begeisterung ausgesprochen haben solltest, wenn du dieß nicht wirklich geglaubt und gefühlt hättest."

„Und wirklich glaube und fühle ich es," unterbrach sie der Knabe. „Welches größere Glück kann ein Christ auf Erden verlangen?"

„Ja, mein Kind, du sprichst ganz wahr," fuhr Lucina fort; „aber ich würde mit Worten mich nicht begnügt haben; was nachfolgte, hat mir gezeigt, daß du unerschrocken und geduldig nicht nur Unrecht ertragen kannst, sondern was für dein junges Patricierblut noch härter auszuhalten sein mochte, die schmerzliche Schmach eines beschimpfenden Schlages und die verächtlichen Worte und Blicke einer mitleidlosen Menge. Noch mehr, du hast dich stark genug bewiesen, deinem Feinde zu vergeben und für ihn zu beten. An diesem Tage hast du die höheren Pfade des Berges beschritten mit dem Kreuz auf deiner Schulter, noch einen Schritt weiter, und du wirst es auf seinen Gipfel pflanzen. Du hast dich als den ächten Sohn des Martyrers Quintinus gezeigt. Wünschest du, ihm gleich zu werden?"

„Mutter, Mutter! theuerste, süßeste Mutter!" brach der Knabe mit pochendem Herzen aus, „könnte ich sein ächter Sohn sein und nicht wünschen, ihm zu gleichen? Wenn ich schon nie das Glück genoß, ihn zu kennen, schwebte nicht sein Bild immer vor meiner Seele? War er nicht der eigentliche Stolz meiner Gedanken? Wenn alljährlich seine Gedächtnißfeier begangen wurde, als eines aus der Schaar der Weißgekleideten, die das Lamm umgeben, in dessen Blut er seine Kleider wusch, wie frohlockte da mein Herz und mein Fleisch in seinem Ruhme, und wie habe ich zu ihm gebetet mit der Wärme kindlicher Liebe, daß er für mich erbitten wolle, nicht Ruhm, nicht Auszeichnung, nicht Reichthum, noch irdische Freuden, sondern was er mehr schätzte, als all' dieß; ja daß das Einzige, was er auf Erden zurückließ, auf das Nützlichste und Edelste verwendet werden möchte."

„Was ist das, mein Sohn?"

„Es ist sein Blut," versetzte der Knabe, „das noch in meinen Adern fließt, und in diesen allein. Ich fühle es, er muß wünschen, daß auch es, wie sein eigenes, aus Liebe

zu seinem Erlöser und zum Zeugniß seines Glaubens vergossen werden möge."

„Genug, genug, mein Kind!" rief die Mutter zitternd vor heiliger Bewegung aus; „nimm von deinem Halse das Zeichen der Kindheit, ich habe dir ein besseres Andenken zu geben." Er gehorchte und legte die goldene Bulla weg. „Du hast," sprach die Mutter mit noch feierlicherem Tone, „einen edlen Namen, eine hohe Stellung, großen Reichthum, jeden weltlichen Vorzug ererbt, aber ich habe dir noch aus seiner Erbschaft einen Schatz aufbewahrt, bis du dich seiner werth zeigen würdest. Ich verbarg ihn bis jetzt vor dir, obwol er mehr werth war, als Gold und Juwelen: es ist nun Zeit, daß ich ihn dir übergebe."

Mit zitternden Händen nahm sie vom Halse die goldene Kette, die ihn umschloß, und zum ersten Mal sah ihr Sohn, daß ein kleines, reich mit Perlen gesticktes Säckchen daran hing. Sie öffnete es und zog einen Schwamm daraus hervor, trocken zwar, aber dunkelroth gefärbt. „Dieß ist auch von deines Vaters Blut, Pancratius!" sprach sie mit bebender Stimme und thränenvollen Augen. „Ich sammelte es selbst aus seiner Todeswunde, als ich verkleidet an seiner Seite stund und ihn für Christus sterben sah." Sie blickte voll Zärtlichkeit darauf hin und küßte es mit Inbrunst, und ihre strömenden Thränen fielen darauf und befeuchteten es noch einmal. So wieder flüssig geworden, glänzte seine Farbe hell und warm, als ob es eben erst das Herz des Martyrers verlassen hätte. Die heilige Matrone brachte es an die bebenden Lippen ihres Sohnes und sie wurden durch diese Berührung purpurroth gefärbt. Er verehrte die heilige Reliquie mit den tiefsten Gefühlen eines Christen und Sohnes; es war ihm, als ob seines Vaters Geist auf ihn herabkäme, und das volle Gefäß seines Herzens in seiner Tiefe aufregte, daß die Wasser desselben frei fließen möchten. So schien die ganze Familie

noch einmal mit ihm vereinigt. Lucina legte ihren Schatz wieder in sein Behältniß, und hing es um den Hals ihres Sohnes mit den Worten: „Wenn es wieder befeuchtet wird, dann mag es von einem edleren Strome geschehen, als von den Augen eines schwachen Weibes!“ Allein der Himmel dachte nicht so; der künftige Streiter wurde gesalbt und der künftige Martyrer geweiht durch das Blut seines Vaters, vermischt mit den Zähren seiner Mutter.

Viertes Kapitel.

Die heidnische Haushaltung.

Während die in den drei vorhergehenden Kapiteln beschriebenen Scenen stattfanden, ging eine ganz verschiedene in einem andern Hause vor sich, das in dem Thale zwischen dem Quirinal und dem Esquilinus lag. Es gehörte dem Fabius, einem Mann aus dem Ritterstande, dessen Familie durch die Pachtung der Einkünfte asiatischer Provinzen ungeheuren Reichthum aufgehäuft hatte. Sein Haus war größer und glänzender, als das, welches wir so eben besuchten; es enthielt ein drittes großes Peristylium oder einen Hof, von gewaltigen Seitengebäuden umgeben, und abgesehen davon, daß es viele Schätze europäischer Kunst besaß, hatte es die seltensten Producte des Osten im Ueberfluß. Teppiche aus Persien waren auf dem Boden ausgebreitet, Seidenzeuge aus China, buntfarbige Stoffe aus Babylon und goldene Stickereien aus Indien und Phrygien bedeckten die Möbel, während seltsame Arbeiten aus Elfenbein und Metallen da und dort zerstreut den Bewohnern von Inseln jenseits des indischen Oceans zugeschrieben wurden, von monströser Gestalt mit fabelhafter Abstammung.

Fabius selbst, der Besitzer aller dieser Schätze und großer Landgüter, war ein ächtes Exemplar eines behaglich

lebenden Römers, dessen Grundsatz war, dieß Leben recht zu genießen. In der That träumte er nie von einem andern. An nichts glaubend, doch, wie es sich von selbst verstand, bei jeder Gelegenheit die Gottheit verehrend, an welcher gerade die Reihe war, galt er als ein Mann, eben so gut, wie seine Nachbarn, und Niemand hatte ein Recht, mehr zu verlangen. Den größten Theil des Tages brachte er in einem oder dem andern der großen Bäder zu, die außer ihrem eigentlichen Zweck, der in ihrem Namen liegt, in ihren vielen Nebengebäuden auch noch Räumlichkeiten für Clubs, Lesezimmer, ein Spiel- und Ball-Haus und eine Ringschule enthielten. Hier nahm er sein Bad, plauderte, las und langweilte seine Stunden weg, oder er schlenderte eine Zeitlang auf das Forum, einen Redner sprechen oder einen Anwalt plädiren zu hören, oder nach einem der vielen öffentlichen Gärten, wo die römische Modewelt ihr Stelldichein hatte. Nicht später, als wenn wir zu Mittag essen, kehrte er zu einer feinen Abendmahlzeit heim, wo er täglich Gäste hatte, entweder zum Voraus eingeladen, oder während des Tages unter den vielen Parasiten aufgelesen, die nach einer gutbesetzten Tafel auf der Lauer lagen.

Daheim war er ein freundlicher, nachsichtiger Herr. Sein Haus wurde von einer Masse Sklaven für ihn wohl in Ordnung gehalten, und da er jede Unruhe am meisten fürchtete, so ließ er, so lange Alles um ihn behaglich, hübsch und wohlbedient war, die Dinge ruhig fortgehen unter der Leitung seiner Freigelassenen.

Indessen wollen wir nicht so fast zu ihm den Leser einführen, als zu einem andern Bewohner des Hauses, dem Theilnehmer an seinem glänzenden Luxus und der einzigen Erbin seines Reichthums. Es ist dieß seine Tochter, welche nach römischem Brauch des Vaters Namen

trägt, jedoch in das schmeichelnde Diminutiv Fabiola* verändert. Wie vorher führen wir den Leser sogleich in ihr Gemach. Eine Marmortreppe führt dahin vom zweiten Hofe, über dessen Seiten sich eine Flucht von Zimmern hinerstreckt, die nach einer Terrasse gehen, erfrischt und geschmückt mit einer köstlichen Fontäne und mit einer Fülle der seltensten exotischen Pflanzen bedeckt. In diesen Gemächern ist Alles vereinigt, was es an einheimischer und ausländischer Kunst Ausgesuchtes und Seltenes gibt. Ein verfeinerter Geschmack, der über reiche Mittel gebietet, und besondere Gelegenheiten gut zu benützen weiß, hat offenbar die Sammlung und Anordnung des Ganzen geleitet. Eben naht die Stunde der Abendmahlzeit, und wir finden die Gebieterin dieses geschmackvollen Aufenthaltes mit den Vorbereitungen beschäftigt, mit geziemendem Glanze dabei zu erscheinen.

Sie liegt auf einem Ruhebette von athenischer Arbeit mit Silber eingelegt, in einem Zimmer von cyzicenischer Form, d. h. es hat Glasfenster bis auf den Boden, die nach der Blumenterrasse geöffnet sind. An der Wand ihr gegenüber hängt ein Spiegel von polirtem Silber, welcher eine ganze stehende Figur abspiegeln kann; auf einem Tische aus Porphyr daneben befindet sich eine Sammlung der unzähligen seltenen Schönheitsmittel und Parfümerieen, die bei den römischen Damen so beliebt waren, und worauf sie ungeheuere Summen verschwendeten †. Ein anderer von indischem Sandelholz enthielt eine reiche Schaustellung von Juwelen und Schmucksachen in ihren köstlichen Kästchen, um daraus für den Tagesgebrauch zu wählen.

Es ist keineswegs unsere Absicht, auch nicht unser Talent, Personen oder Gesichtszüge zu beschreiben, wir wünschen uns mehr mit den Charakteren zu beschäftigen,

* Mit dem Ton auf dem i auszusprechen. — † Die Milch von 500 Eseln wurde täglich erfordert, um der Poppäa, der Frau Nero's, ein Schönheitsmittel zu liefern.

und begnügen uns daher damit, daß Fabiola, nun zwanzig Jahre alt, in ihrem Aeußern keiner andern Dame ihres Ranges, Alters und Vermögens nachstand, und viele Bewerber um ihre Hand hatte. Gegen ihren Vater bildete sie nach Temperament und Charakter einen auffallenden Contrast. Stolz, hochmüthig, gebieterisch und leicht reizbar, herrschte sie wie eine Kaiserin über ihre ganze Umgebung, mit einer oder zwei Ausnahmen, und forderte von Allem, was sich ihr nahte, demüthige Huldigung. Ein einziges Kind, dessen Mutter bei der Geburt starb, war sie von ihrem sorglosen, gutmüthigen Vater mit aller Nachsicht aufgezogen, mit den besten Lehrmeistern versehen und mit jedem weiblichen Reize geschmückt worden, und durfte jeden auch noch so übertriebenen Wunsch befriedigen. Sie hatte nie erfahren, was es heiße, sich selbst einen Wunsch zu versagen.

Indem sie so großentheils sich selbst überlassen blieb, hatte sie viel gelesen, und besonders in gelehrteren Büchern, und war so eine vollständige Philosophin des verfeinerten, d. h. des ungläubigen und intellectuellen Epikuräismus geworden, welcher lange Zeit zu Rom Mode war. Sie wußte nichts von dem Christenthum, als daß sie es für etwas sehr Niedriges, Materielles und Gemeines hielt. Sie verachtete es in der That zu sehr, als daß sie daran dachte, weiter darüber nachzuforschen. Und was das Heidenthum betrifft, mit seinen Göttern, Lastern, Fabeln und seinem Götzendienst, so verabscheute sie es durchaus, wiewol sie ihm äußerlich anhing. Eigentlich glaubte sie an nichts, was über das gegenwärtige Leben hinausging, und hatte keinen andern Gedanken, als an seine verfeinerten Genüsse. Allein gerade ihr Stolz schirmte ihre Tugend; sie empfand einen Eckel an der heidnischen Gesellschaft, und verachtete die sittenlosen Jünglinge, welche ihr eifersüchtig den Hof machten, obwol sie an ihren Thorheiten Unterhaltung fand.

Man sah sie für kalt und selbstisch an, aber in sittlicher Hinsicht war sie ohne Tadel. Wenn wir uns im Anfang bei langen Beschreibungen aufzuhalten scheinen, so hoffen wir, der Leser wird glauben, daß dieselben nothwendig sind, um ihn von dem materiellen und socialen Zustande Roms zur Zeit unserer Erzählung zu unterrichten, und dieß wird ihm denselben deutlicher machen. Und sollte er versucht sein, zu glauben, daß wir die Dinge als zu glänzend und verfeinert für eine Zeit des Verfalls in Kunst und gutem Geschmack beschreiben, so bitten wir ihn, zu bedenken, daß das Jahr, in welches unser Besuch Roms fällt, der bessern Periode römischer Kunst, z. B. der Zeit der Antonine, nicht so ferne steht, als unser Zeitalter jenem der Cellini, Raphaele oder Donatello, und doch in wie vielen italienischen Pallästen werden noch Werke von ihnen aufbewahrt, und noch in ihrem vollen Werthe geschätzt, wiewol nicht weiter nachgeahmt? Ebenso war es ohne Zweifel in den Häusern, welche den alten und mächtigen römischen Familien gehörten.

Wir finden also Fabiola auf ihrem Ruhebette liegend, in ihrer linken Hand einen silbernen Spiegel mit einem Griffe, und in der andern ein sonderbares Werkzeug für eine so schöne Hand. Es ist ein scharf geschliffenes Stilet, mit einer feingearbeiteten elfenbeinernen Handhabe, und einem goldnen Ring, um es daran zu halten. Dieß war die Lieblingswaffe, womit römische Damen ihre Sklaven straften oder ihre Leidenschaft an ihnen ausließen, wenn sie die geringste Beschwerde empfanden oder von dem kleinsten Aerger gereizt waren. Drei Sklavinnen sind nun um ihre Herrin beschäftigt; sie gehören verschiedenen Racen an, und sind um hohe Preise erkauft, nicht blos wegen ihrer äußern Gestalt, sondern um mancher seltenen Vorzüge willen, die sie besitzen sollen. Eine davon ist eine Schwarze, nicht aus dem von der Natur vernachlässigten Negerstamm,

sondern aus einer jener Völkerschaften, wie die Abyssinier und Numidier, in welchen die Gesichtszüge ebenso regelmäßig sind, als bei den asiatischen Völkern. Sie soll eine große Kenntniß von den Kräutern besitzen, und von ihren kosmetischen und heilenden Kräften, vielleicht auch von ihrem gefährlicheren Gebrauche — um Liebestränke, Zauber und möglicher Weise auch Gift daraus zu bereiten. Sie ist nur unter ihrem Volksnamen als Afra bekannt. Nach ihr kommt eine Griechin, ausgewählt wegen ihres Geschmackes in der Kleidung, und wegen der Eleganz und Reinheit ihrer Sprache; sie heißt deßhalb Graia. Der Name der Dritten, Syra, sagt uns, daß sie aus Asien kommt, und sie zeichnet sich durch ihre außerordentliche Kunst in Stickereien und durch ihren unermüdeten Fleiß aus. Sie ist still, ruhig, ganz mit den Pflichten beschäftigt, die ihr nun obliegen. Die beiden andern sind geschwätzig, leichtsinnig, und machen ein großes Wesen aus jeder Kleinigkeit, die sie thun. Alle Augenblicke richten sie die übertriebensten Schmeicheleien an ihre junge Herrin, oder versuchen, die Bewerbung des einen oder andern der lasterhaften Candidaten um ihre Hand zu befördern, welcher sie am besten oder zuletzt bestochen hat.

„Welches Vergnügen wäre es für mich, edelste Herrin," sagte die schwarze Sklavin, „wenn ich diesen Abend im Triclinium * sein könnte, wenn Ihr eintretet, um die glänzende Wirkung von diesem neuen stibium † auf Eure Gäste zu beobachten! Es hat mich manchen Versuch gekostet, ehe ich es so vollkommen erhalten konnte; ich bin überzeugt, nichts dergleichen ist je in Rom gesehen worden."

„Was mich betrifft," unterbrach sie die verschmitzte Griechin, „ich möchte es mir nicht herausnehmen, nach

* Speisehalle. — † Schwarzes Spießglas, womit man die Augenwimpern färbte.

einer so hohen Ehre zu trachten. Ich wäre zufrieden, nur von der Thüre aus einen Blick hineinzuwerfen, und die herrliche Wirkung dieser wundervollen seidenen Tunika zu bemerken, welche mit der letzten Goldsendung aus Asien kam. Nichts kann ihrer Schönheit gleich kommen; auch ist, ich darf es wohl sagen, die Zurichtung derselben, das Resultat meines Studiums, des Stoffes nicht unwürdig."

„Und du, Syra!" sprach die Herrin mit verächtlichem Lächeln dazwischen, „was würdest du wünschen, und was hast du an deiner Arbeit zu preisen?"

„Ich habe nichts zu wünschen, edle Dame, als daß Ihr immer glücklich sein möget, nichts von meiner Arbeit zu rühmen; denn ich bin mir nicht bewußt, mehr gethan zu haben, als meine Pflicht," war die bescheidene und herzliche Antwort. Dieselbe gefiel der hochmüthigen Dame nicht, welche sprach: „Mich bedünkt es, Sklavin, daß du mit dem Loben nicht übermäßig begabt bist. Man hört selten ein Schmeichelwort aus deinem Munde."

„Und was würde es auch von mir werth sein," erwiederte Syra, „von einer armen Dienerin einer edlen Dame gegenüber, die gewohnt ist, alltäglich von beredten und feingebildeten Lippen dasselbe zu hören? Glaubet Ihr es, wenn Ihr es von i h n e n hört? Verachtet Ihr es nicht, wenn Ihr es von u n s empfanget?"

Ein Blick des Hasses schoß bei diesen Worten von ihren zwei Genossinnen auf sie. Auch Fabiola war geärgert über das, was sie für einen Tadel hielt. Eine erhabene Gesinnung in einer Sklavin!

„Hast du jetzt erst zu lernen," antwortete sie stolz, „daß du mein, und von mir um hohen Preis erkauft bist, damit du mir dienest, wie es mir gefällt? Ich habe ein so gutes Recht auf den Dienst deiner Zunge als deiner Arme, und wenn es mir gefällt, von dir gepriesen, geschmeichelt und besungen zu werden, thun mußt du es, du magst

wollen oder nicht. Ein neuer Gedanke in der That, daß eine Sklavin einen andern Willen haben soll, als den ihrer Herrin, da doch sogar ihr Leben ihr gehört!"

„Allerdings," versetzte die Dienerin ruhig, aber mit Würde, „mein Leben gehört Euch, und so auch Alles sonst, was mit dem Leben endigt — Zeit, Gesundheit, Kraft, Leib und Athem. All' dieß habt Ihr erkauft mit Eurem Golde und es ist Euer Eigenthum geworden; aber ich besitze noch etwas als mein eigen, was keines Kaisers Schätze erkaufen, keine Bande der Sklaverei fesseln können, und nicht in die Gränze dieses Lebens eingeschlossen ist."

„Ei, was ist denn das?"

„Eine Seele."

„Eine Seele!" wiederholte erstaunt Fabiola, welche nie zuvor gehört hatte, daß eine Sklavin auf solch ein Eigenthum Anspruch mache. „Erkläre mir doch, was du unter dem Worte verstehst."

„Ich kann keine philosophischen Sprüche hersagen," antwortete die Dienerin, „aber ich meine das in mir lebende Bewußtsein, welches mir das Gefühl gibt, daß ich ein Dasein habe mit und unter bessern Wesen, als die mich umgeben, welches aus natürlichem Gefühle vor der Zerstörung und instinctmäßig vor Allem zurückbebt, was damit verbunden ist, wie Krankheit mit dem Tod. Und deßhalb verabscheut es alle Schmeichelei und haßt die Lüge. So lange ich diese unsichtbare Gabe besitze, und vergehen kann sie nicht, ist mir Beides unmöglich."

Die beiden andern konnten von all' dem nur wenig verstehen; sie standen daher in einfältiger Verwunderung über die Anmaßung ihrer Gefährtin da. Auch Fabiola war erstaunt; aber bald erhob sich ihr Stolz wieder, und sie sprach mit sichtbarer Ungeduld: „Woher lerntest du all' diesen Unsinn? Wer hat dich gelehrt, auf diese Weise zu

schwätzen? Ich, — ich habe viele Jahre studirt, und bin zu dem Schlusse gekommen, daß alle Ideen von geistigen Wesen Träume der Dichter oder Sophisten sind, und als solche verachte ich sie. Du, eine unwissende, ungebildete Sklavin, willst es besser wissen, als deine Herrin? Oder bildest du dir wirklich ein, daß, wenn nach deinem Tode dein Leichnam auf den Haufen von Sklaven geworfen wird, die sich selbst ersäuft haben, oder todt gepeitscht worden sind, um schimpflich auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, und wenn die vermischte Asche in einer gemeinsamen Grube vergraben wird, daß dann du als ein bewußtes Wesen überleben und noch eines Daseins genießen wirst, voll Freude und Freiheit?"

„Non omnis moriar *, wie einer euerer Dichter sagt," versetzte bescheiden, aber mit einem feurigen Blicke, der ihre Herrin in Staunen setzte, die fremde Sklavin; „ja ich hoffe, ich beabsichtige sogar, all' dieses zu überleben. Und noch mehr, ich glaube und weiß, daß aus jener Todtengrube, die Ihr so gefühlvoll beschrieben habt, eine Hand jedes verkohlte Stückchen meines Gerippes herausnehmen wird. Und es gibt eine Macht, welche die vier Winde des Himmels zur Rechenschaft rufen und ihnen befehlen wird, jedes Körnchen meines verwehten Staubes zurückzugeben, und ich werde noch einmal aufgebaut werden in diesem meinem Leibe, nicht als Euer oder irgend Jemands Leibeigene, sondern frei und freudenvoll und glorreich, liebend für immer und geliebt; diese Hoffnung ruht in meinem Busen" †.

„Was für wilde Visionen einer morgenländischen Phantasie sind dieß, die dich für jeden Dienst unfähig machen? Du mußt von ihnen geheilt werden. In welcher philosophischen Schule lerntest du all' diesen Unsinn? Ich las

* Nicht Alles von mir wird sterben. — † Job 19, 27.

nie davon in irgend einem griechischen oder lateinischen Autor."

„In einem, der meinem eigenen Lande angehört, in einer Schule, wo man keinen Unterschied kennt zwischen Grieche oder Barbar, zwischen Freien oder Sklaven."

„Was!" rief mit heftiger Erregung die stolze Dame aus, „ohne sogar auf das künftige, ideale Dasein nach dem Tode zu warten, schon jetzt wagst du es, Gleichheit mit mir zu beanspruchen, ja, wer weiß, vielleicht einen Vorrang vor mir? Komm, sag' mir einmal unverstellt und ohne Zweideutigkeit, ob du es thust oder nicht?" Und sie setzte sich in einer Stellung begieriger Erwartung auf ihrem Ruhebette auf. Bei jedem Worte der ruhigen Entgegnung wuchs ihre Aufregung, und heftige Leidenschaften schienen in ihr zu kämpfen, als Syra sprach:

„Edelste Herrin! weit erhaben seid Ihr über mich an Rang und Macht, an Gelehrsamkeit und Talent und an Allem, was das Leben bereichert und verschönt, an jeder Anmuth der Gestalt und der Gesichtszüge; hoch steht Ihr über jeder Nebenbuhlerschaft, und seid weit entrückt dem neidischen Gedanken von einem so niedrigen und unbedeutenden Wesen als ich bin. Aber ich muß auf Eure gebieterische Frage die einfache Wahrheit antworten." — Sie hielt wie stotternd inne, allein ein gebieterischer Wink von ihrer Herrin hieß sie fortfahren. — „Nun denn, so stelle ich es Eurem eigenen Urtheil anheim, ob eine arme Sklavin, die das unvertilgbare Bewußtsein hat, in sich ein geistiges und lebendiges Wesen zu besitzen, dessen Maß des Daseins die Unsterblichkeit, dessen wahrer Aufenthalt dort droben im Himmel, und dessen einziges, rechtmäßiges Urbild die Gottheit ist, sich in sittlicher Würde oder in der Sphäre des Gedankens für niedriger halten kann, als Eine, die, obgleich hoch begabt, zugesteht, daß sie keine höhere Bestimmung anspricht, in sich kein erhabeneres Ende erkennt,

als was die hübschen unvernünftigen Singvögel hier erwartet, die ohne Hoffnung auf Freiheit mit ihren Flügeln an die vergoldeten Stäbe dieses Käfigs schlagen" *.

Fabiola's Augen flammten vor Wuth; sie fühlte sich zum ersten Male in ihrem Leben getadelt, gedemüthigt von einer Sklavin. Sie faßte das Stilet in ihrer Rechten und richtete einen fast blinden Stoß gegen die nicht zurückweichende Dienerin. Syra streckte unwillkürlich den Arm vor, um ihr Leben zu schützen, und empfing die Spitze, welche, von dem Ruhebette aus aufwärts gezielt, eine tiefere Wunde gab, als sie je vorher erlitten. Die Thränen traten ihr in's Auge durch den Schmerz der Wunde, woraus das Blut in einem Strome floß. Fabiola schämte sich augenblicklich ihrer grausamen, wiewol nicht beabsichtigten Handlung und fühlte sich vor ihren Dienerinnen noch mehr gedemüthigt.

„Geh, geh," sagte sie zu Syra, welche das Blut mit ihrem Nastuche stillen wollte, „geh zu Euphrosyne und laß die Wunde verbinden. Ich wollte dich nicht so schmerzlich verletzen. Aber halt einen Augenblick, ich muß dir eine Entschädigung geben." Dann, sich über ihre Schmucksachen auf dem Tische hinbeugend, fuhr sie fort: „Da, nimm diesen Ring, und du brauchst heute Abend nicht wieder hieher zu kommen."

Fabiola's Gewissen war ganz beruhigt; sie hatte gethan, was sie für eine reichliche Vergütung für die zugefügte Mißhandlung ansah, indem sie einer niedrigen Dienerin ein köstliches Präsent machte. Am folgenden Sonntag fand man in der Kirche des heiligen Pastor, nicht weit von ihrem Hause, unter dem für die Armen gesammelten Almosen einen kostbaren Smaragdring, welchen der gute

* Siehe die edle Antwort des Evalpistus, eines kaiserl. Sklaven, an den Richter in den Acten des heiligen Justin. Ap. Ruinart, tom. I.

Priester Polycarp für die Gabe irgend einer sehr reichen römischen Dame hielt; aber Er, der mit seinem Flammenauge den Armenkasten zu Jerusalem bewachte, und das Schärflein der Wittwe bemerkte, sah ihn allein von dem verbundenen Arme einer ausländischen Sklavin in den Opferstock geworfen.

Fünftes Kapitel.

Der Besuch.

Während des letzten Theiles von dem eben erwähnten Zwiegespräch und der Katastrophe, die dasselbe schloß, fand eine Erscheinung in Fabiola's Zimmer statt, welche, wenn von ihr beobachtet, das eine vermuthlich kurz abgeschnitten und die andere verhindert hätte. Die innern Gemächer in einem römischen Hause waren häufiger durch Vorhänge als durch Thüren abgetheilt, und so war es leicht, besonders bei einer so erregten Scene, wie sie so eben stattfand, unbemerkt einzutreten. Dieß war jetzt der Fall, und als Syra sich wandte, um das Zimmer zu verlassen, fuhr sie beinahe zurück, als sie in hellem Umrisse vor dem dunkelrothen Thürvorhang eine Gestalt stehend erblickte, welche sie sogleich erkannte, die wir aber kurz beschreiben müssen.

Dieselbe gehörte einem Mädchen oder vielmehr einem Kinde an, nicht viel über zwölf oder dreizehn Jahre alt, in ein reines und fleckenloses weißes Gewand gekleidet, ohne irgend einen besondern Schmuck an ihrer Person. In ihrem Gesichte konnte man die Einfalt des Kindes mit dem Verstande des reiferen Alters vereinigt sehen. In ihren Augen wohnte nicht blos jene taubengleiche Unschuld, welche der heilige Dichter beschreibt *, sondern oft glänzte

* Deine Augen sind Taubenaugen. Hoh. Lied 1, 14.

aus ihnen ein Strahl der innigsten, reinsten Liebe, als ob sie über alle Dinge ihrer Umgebung hinausblickten und auf einem Gegenstande ruhten, von allen sonst ungesehen, aber ihr wirklich gegenwärtig und außerordentlich theuer. Ihre Stirne war der eigentliche Sitz der Reinheit, offen und klar mit unverstellter Aufrichtigkeit; ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen und die frischen jugendlichen Züge veränderten ihren sinnlichen Ausdruck mit unverstellter Wahrheit, indem sie rasch von einem Gefühle zum anderen übergingen, wie ihr warmes, zartes Herz dieselben empfing. Jene, welche sie kannten, glaubten, daß sie nie an sich denke, sondern ganz getheilt sei zwischen der Freundlichkeit gegen ihre Umgebung und der Neigung für ihre unsichtbare Liebe.

Als Syra diese schöne Erscheinung gleich der eines Engels vor sich sah, hielt sie einen Augenblick inne; allein das Kind ergriff ihre Hand, küßte sie ehrerbietig und sprach: „Ich habe Alles gesehen; komm zu mir in das kleine Zimmer neben dem Eingang, wenn ich herausgehe.“

Sie trat dann vor, und als Fabiola sie gewahr wurde, ergoß sich eine Purpurröthe über ihre Wange, denn sie fürchtete, das Kind möchte Zeuge des unwürdigen Ausbruchs ihrer Leidenschaft gewesen sein. Mit einem kalten Winke der Hand entließ sie ihre Sklavinnen und grüßte dann ihre Verwandte — das war das Kind — mit Herzlichkeit. Wir haben schon bemerkt, daß Fabiola's Temperament in seinen heftigen Aeußerungen einige Ausnahmen machte. Eine derselben war ihre alte Amme und Freigelassene, Euphrosyne, welche alle ihre Privatangelegenheiten leitete, und deren einziger Glaube war, daß Fabiola das vollkommenste Wesen, die weiseste, vorzüglichste und bewunderungswürdigste Dame in Rom sei. Eine andere war ihre junge Besucherin, welche sie liebte und immer mit der

zartesten Zuneigung behandelte, und nach deren Gesellschaft sie immer verlangte.

„Es ist wirklich recht artig von dir, liebe Agnes," sagte die besänftigte Fabiola, „daß du auf meine plötzliche Aufforderung kommst und heute an unserer Tafel Theil nimmst. Die Sache ist die: Mein Vater hat einen oder zwei neue Gäste zum Essen eingeladen, und es lag mir viel daran, Jemand zu haben, mit dem die Unterhaltung mir gewissermassen vor den andern zur Pflicht gemacht ist. Doch muß ich gestehen, ich bin etwas neugierig über einen unserer neuen Gäste. Es ist Fulvius, von dessen Anmuth, Reichthum und Vorzügen ich so viel höre, wiewol Niemand zu wissen scheint, wer oder was er ist, oder woher er stammt."

„Meine theure Fabiola!" erwiederte Agnes, „du weißt, ich bin immer glücklich, dich zu besuchen, und meine gütigen Eltern erlauben es mir gern, sprich also nicht weiter davon."

„Und du bist, wie gewöhnlich, zu mir gekommen," sagte die Andere schäkernd, „in einem schneeweißen Kleide, ohne Juwelen oder Schmuck, als ob du alle Tage Braut wärest. Es ist mir immer, als feiertest du eine ewige Hochzeit. Aber, guter Himmel! Was ist das? Hast du dich verletzt? Oder bist du gewahr, daß hier rechts auf der Falte deiner Tunika ein großer rother Tropfen ist? — Es sieht aus wie Blut. Wenn es wirklich so ist, so laß mich sogleich dein Kleid wechseln."

„Nicht um die Welt, Fabiola; es ist der Juwel, der einzige Schmuck, den ich diesen Abend zu tragen gedenke. Es ist Blut, und zwar von einer Sklavin, aber in meinen Augen ein edleres, als das in deinen oder meinen Adern fließt."

Die ganze Wahrheit stand auf einmal vor dem Geiste Fabiola's. Agnes hatte Alles mit angesehen, und fast zum Krankwerden gedemüthigt, sagte sie etwas ärgerlich: „Willst du denn der ganzen Welt meine Heftigkeit offen-

baren, daß ich eine vorlaute Sklavin zu arg gezüchtigt habe?"

„Nein, theure Base, weit entfernt; ich wünsche nur für mich selbst eine Lehre des Starkmuths und der Geisteshoheit zu bewahren, die mir eine Sklavin gab, und wie wenige patricische Philosophen sie uns geben können."

„Was für eine sonderbare Idee! In der That, Agnes, ich habe oft gedacht, daß du aus dieser Klasse von Menschen zu viel machst. Was sind sie denn eigentlich?"

„Menschliche Wesen, so gut als wir, begabt mit derselben Vernunft, mit denselben Gefühlen und derselben Organisation. So weit wirst du es jedenfalls zugeben, um nicht weiter zu gehen. Dann machen sie auch einen Theil derselben Familie aus, und wenn Gott, von dem unser Leben kommt, deßhalb unser Vater ist, so ist er der ihrige ebenso gut, und folglich sind sie unsere Brüder und Schwestern."

„Ein Sklave mein Bruder oder meine Schwester, Agnes! Die Götter mögen es verhüten! Sie sind unser Eigenthum und unser Vermögen, und ich kann nicht begreifen, daß es ihnen erlaubt sein sollte, sich zu bewegen, zu handeln, zu denken, oder zu fühlen, wenn es ihren Herren nicht ansteht, oder zu ihrem Vortheil ist."

„Komm, komm," sagte Agnes mit ihrem süßesten Tone, „wir wollen uns in keine warme Discussion darüber einlassen. Du bist zu aufrichtig und ehrenhaft, als daß du nicht fühlen und gern anerkennen solltest, daß dich heute eine Sklavin in Allem, was du am Meisten bewunderst, an Verstand, richtigem Urtheil, Treuherzigkeit und heroischem Starkmuth übertroffen hat. Gib mir keine Antwort, ich sehe sie in dieser Thräne. Aber, liebste Base, ich will dir eine Wiederholung deines Kummers ersparen; willst du mir meine Bitte gewähren?"

„Jede, die in meiner Macht liegt.“

„Dann erlaube mir, Syra zu kaufen, ich denke, so heißt sie. Du wirst sie nicht gern um dich haben.“

„Du irrest dich, Agnes. Ich will einmal meinen Stolz meistern und gestehe, daß ich sie nun schätzen, vielleicht fast bewundern werde. Es regt sich ein neues Gefühl in mir gegen eine ihres Standes.“

„Aber ich denke, Fabiola, ich könnte sie glücklicher machen, als sie ist.“

„Ohne Zweifel, liebe Agnes, du hast die Macht, Jedermann um dich glücklich zu machen. Ich sah nie einen solchen Haushalt als den deinigen. Du scheinst jene sonderbare Philosophie in Anwendung zu bringen, worauf Syra anspielte, wo es keinen Unterschied gibt zwischen Freien und Sklaven. Alles in deinem Hause ist immer freundlich und voll Heiterkeit darauf bedacht, seine Pflicht zu thun. Da scheint Niemand an einen Befehl zu denken. Komm, sag' mir dein Geheimniß!“ (Agnes lächelte.) „Ich vermuthe, du kleine Zauberin, daß du in dem geheimnißvollen Zimmer, das du nie für mich öffnen willst, deine Zaubertränke aufbewahrst, wodurch du machst, daß Jedermann und Alles dich liebt. Wärest du eine Christin und im Amphitheater ausgesetzt, ich glaube, selbst die Leoparden würden zu deinen Füßen kriechen und ruhig liegen bleiben. Doch warum siehst du so ernst, mein Kind? Du weißt, ich treibe nur Scherz.“

Agnes schien in Gedanken versunken, und in ihren Augen leuchtete jener feurige und zärtliche Blick, den wir schon erwähnten, als ob sie einen innig Geliebten vor sich sähe, ja, als ob sie ihn mit ihr sprechen hörte. Es ging vorbei, und sie sagte heiter: „Nun, Fabiola, sonderbarere Dinge sind schon vorgekommen, und jedenfalls, wenn mir etwas so Schreckliches begegnen sollte, so wäre gerade

Syra eine Person, wie man sie am liebsten neben sich sehen möchte; du mußt sie mir wirklich überlassen."

„Um's Himmelswillen, Agnes, nimm meine Worte doch nicht so ernstlich; ich versichere dich, sie waren im Scherze gesprochen. Ich habe eine zu hohe Meinung von deinem gesunden Verstand, um ein solches Unglück für möglich zu halten. Was aber Syra's Ergebenheit betrifft, so hast du Recht. Als du letzten Sommer abwesend warest, und ich an einem ansteckenden Fieber so gefährlich krank lag, da war die Peitsche nöthig, um die übrigen Sklavinnen zu bewegen, sich mir zu nähern, während das arme Ding mich kaum verlassen wollte, bei mir wachte, und mich Tag und Nacht pflegte, und ich glaube wirklich, sie hat meine Wiederherstellung sehr befördert."

„Und liebtest du sie nicht darum?"

„Sie lieben! Eine Sklavin lieben, Kind! Natürlich war ich darauf bedacht, sie freigebig zu belohnen, wiewol ich nicht herausbringen kann, was sie mit dem thut, was ich ihr gebe. Die übrigen sagen mir, sie habe nichts bei Seite gelegt, und sie verwendet auch bestimmt nichts auf sich selbst. Ja, ich habe sogar gehört, daß die Närrin ihre tägliche Nahrung mit einem blinden Bettelmädchen theile. Was für ein sonderbarer Einfall das!"

„Theuerste Fabiola," rief Agnes aus, „sie muß mein sein! Du versprachst mir, meine Bitte zu gewähren. Nenne deinen Preis und laß sie mich diesen Abend mit nach Hause nehmen."

„Nun, es soll so sein, dir kann man keine Bitte abschlagen; aber wir wollen nicht mit einander markten. Sende morgen Jemand zu meines Vaters Hausmeister, und Alles wird in Ordnung kommen. Und nun, da dieß wichtige Geschäft abgemacht ist, wollen wir zu unsern Gästen hinabgehen."

„Aber du hast vergessen, deine Juwelen anzulegen."

„Laß es gut sein, ich will einmal ohne sie sein, ich habe heute keinen Geschmack daran.“

Sechstes Kapitel.

Das Gastmahl.

Als sie herabkamen, fanden sie alle Gäste in der Halle versammelt. Es war kein eigentliches Festmahl, woran sie Theil nehmen sollten, sondern die gewöhnliche Mahlzeit in einem reichen Hause, wo für eine Tafel voll Freunde die Vorbereitungen immer getroffen sind. Wir wollen daher nur bemerken, daß Alles der Anordnung und dem Stoffe nach elegant und ausgesucht war, und beschränken uns ganz auf solche Vorgänge, die ein Licht auf unsere Geschichte werfen können.

Als die beiden Damen in die Exedra oder Halle traten, rief Fabius, nachdem er seine Tochter begrüßt: „Ei, mein Kind, du kommst ziemlich spät, und bist doch kaum geziemend geputzt. Du hast ja deinen gewöhnlichen Schmuck vergessen.“

Fabiola war in Verlegenheit, sie wußte nicht, was sie antworten sollte; sie schämte sich ihrer Schwäche, daß sie sich vom Zorne so hatte hinreißen lassen, und noch mehr darüber, was sie jetzt für eine einfältige Art hielt, sich dafür zu strafen. Agnes suchte sie aus der Verlegenheit zu bringen, und sagte erröthend: „Es ist mein Fehler, Vetter Fabius, daß sie zu spät kommt, und daß sie so einfach gekleidet ist. Ich hielt sie mit meinem Geplauder auf, und ohne Zweifel wünscht sie durch die Einfachheit ihres Anzuges mir eine Beschämung zu ersparen.“

„Du, liebe Agnes,“ versetzte der Vater, „hast das Privilegium, zu handeln, wie es dir beliebt. Aber im Ernste, ich muß sagen, daß sogar dir dieses nur so lange

anstand, als du noch ein Kind warest; nun, da du heiraths-fähig bist *, mußt du anfangen, dich ein Bischen mehr zu zeigen, und die Neigung irgend eines hübschen und deiner Wahl würdigen Jünglings zu gewinnen suchen. Ein schönes Halsband z. B., wie du sie zu Hause in Menge hast, würde dich nicht weniger anziehend machen. Doch du hörst nicht auf mich; ich vermuthe sehr, du hast schon einen im Auge."

Fast während dieser ganzen Anrede, welche zwar treuherzig gemeint, aber in vollkommen weltlichem Tone gehalten war, schien Agnes zerstreut; ihre bezauberten Blicke, wie Fabiola sie nannte, waren in lächelnder Verzückung, wie auf sonst Jemand gerichtet, ohne daß sie dabei den Faden der Unterhaltung verlor, oder Unpassendes sagte. Sie gab daher sogleich Fabius zur Antwort: „O ja, ganz gewiß, Einen, welcher mich schon mit seinem Brautringe verlobt und mit einem wunderschönen Geschmeide geschmückt hat" **.

„Wirklich," fragte Fabius, „mit was für einem?"

„Ei," antwortete Agnes, mit einem Blicke tiefen Ernstes und dem Tone argloser Einfalt, „er hat mir Hand und Hals mit kostbaren Steinen umgürtet, und mir Ringe von unschätzbaren Perlen in die Ohren gehängt" †.

„Ihr Götter, wer kann es sein? Nun, Agnes, du mußt mir eines Tags dein Geheimniß erzählen. Deine erste Liebe ohne Zweifel; möge sie lang dauern und dich glücklich machen."

„Auf ewig," war ihre Antwort, und damit wandte sie sich wieder zu Fabiola, und trat mit ihr in das Speise-

* Bei den Römern war das zwölfte Jahr das gesetzliche Alter. — ** „Annulo fidei suae subarrhavit me, et immensis monilibus ornavit me." Officium der heiligen Agnes. — † „Dexteram meam et collum meum cinxit lapidibus pretiosis, tradidit auribus meis inaestimabiles margaritas."

zimmer. Es war gut, daß diese das Gespräch überhört hatte, sonst würde sie sich tief beleidigt gefunden haben bei dem Gedanken, daß Agnes die wichtigste Angelegenheit ihres Alters, wie sie es angesehen haben würde, vor ihrer geliebtesten Freundin verborgen hätte. Allein während Agnes sie in Schutz nahm, hatte sie sich von ihrem Vater weggewandt und mit den andern Gästen unterhalten. Einer war ein schwerfälliger, dickhalsiger römischer Sophist oder Krämer mit Universalkenntnissen, Namens Calpurnius; ein anderer, Proculus, ein ächter Liebhaber einer guten Tafel, wurde oft im Hause gesehen. Zwei sind noch übrig, die eine nähere Beschreibung verdienen. Der erste derselben, offenbar bei Fabiola und Agnes wohl gelitten, war ein Tribun, ein höherer Officier der kaiserlichen oder prätorianischen Garde. Obwol nicht über dreißig Jahre alt, hatte er sich schon durch seine Tapferkeit ausgezeichnet, und stand bei dem Kaiser Diocletian im Orient und bei Maximian Herculius in Rom in hoher Gunst. Er war frei von aller Affectation im Betragen oder in der Kleidung, wiewol hübsch von Gestalt, und obgleich er sich häufig in's Gespräch einließ, so zeigte er doch deutlich, daß er die thörichten Gemeinplätze verachtete, womit sich die Gesellschaft im Allgemeinen beschäftigte. Kurz, er war ein vollkommenes Muster eines edlen jungen Mannes, voll ehrenhafter Gesinnung, tapfer und muthig, ohne einen Funken von Stolz oder Prahlerei.

Ganz das Gegentheil von ihm war der letzte Gast, auf welchen Fabiola schon anspielte, der neue Stern der Gesellschaft, Fulvius. Jung und fast weibisch im Aeußern, mit der gesuchtesten Zierlichkeit gekleidet, mit Brillantringen an jedem Finger und Juwelen an seinem Anzuge, affectirt in seiner Sprache, die etwas fremdartig klang, übertrieben in seinen höfischen Manieren, aber scheinbar gut geartet und verbindlich, hatte er in kurzer Zeit sich in der Stille den Weg in die höchste Gesellschaft Roms gebahnt. Dieß

verdankte er einestheils dem Umstande, daß er oft am kaiserlichen Hof gesehen wurde, und anderntheils seinen bezaubernden Manieren. Er war nach Rom gekommen, von einem einzigen ältlichen Diener begleitet, der offenbar auf vertrautem Fuß mit ihm stand; ob ein Sklave, Freigelassener oder Freund, Niemand wußte es genau. Sie redeten immer in einer fremden Sprache mit einander, und die dunkelbraunen Züge, das durchdringende wilde Auge und der unliebliche Ausdruck des Dieners flößte seinen Untergebenen eine gewisse Furcht ein. Fulvius hatte nämlich eine Wohnung in einer sogenannten insula oder in einem Hause genommen, welches theilweise vermiethet zu werden pflegte, hatte dasselbe mit Luxus möblirt, und mit einer Anzahl Sklaven bevölkert, die für einen Junggesellen hinreichte. Verschwendung eher als Ueberfluß zeichnete seinen ganzen Haushalt aus, und in den sittlich verdorbenen und herabgekommenen Zirkeln des heidnischen Rom übersah man bald die Dunkelheit seiner Geschichte, und sein unerwartetes Auftreten über dem Glanze seines Reichthums und dem Zauber seiner lockeren Unterhaltung. Ein genauer Beobachter des Charakters jedoch konnte bald sein rastlos umherirrendes Auge und seine unabläßige Aufmerksamkeit auf alle Gesichter und Worte in seiner Nähe bemerken, welche eine unersättliche Neugierde verrieth, und in Augenblicken, wenn er sich vergaß, einen finstern Blick unter seiner gerunzelten Stirne aus seinem flammenden Auge, sowie ein Verziehen der Oberlippe, welches ein Gefühl des Mißtrauens einflößte und vermuthen ließ, daß sein sanftes Aeußere blos einen Charakter von katzenartiger Bösartigkeit verhüllte.

Die Gäste waren bald bei Tische, und da die Damen unter der Mahlzeit saßen, während die Männer auf Polstern lagen, so befanden sich Fabiola und Agnes beisammen auf Einer Seite; die zwei jungen, zuletzt beschriebenen Gäste waren einander gegenüber, und der Hausherr mit

seinen zwei älteren Freunden in der Mitte, — wenn wir diese Ausdrücke brauchen können, um ihre Stellung um drei Seiten eines runden Tisches zu beschreiben, indem eine Seite neben dem Sigma * oder halbkreisförmigen Ruhepolster zur Bequemlichkeit des Servirens frei gelassen war. Nebenbei können wir bemerken, daß ein Tischtuch, zu Horazen's Zeit ein unbekannter Luxus, jetzt allgemein üblich war.

Als die ersten Ansprüche des Hungers oder des Gaumens befriedigt waren, wurde die Unterhaltung allgemeiner.

„Was Neues heute in den Bädern?" fragte Calpurnius; „ich habe selber keine Muße, um nach solchen Kleinigkeiten zu schauen."

„Sehr interessante Neuigkeiten in der That," antwortete Proculus; „es scheint ganz gewiß, daß von dem göttlichen Diocletian Befehle gekommen sind, seine Thermen in drei Jahren zu vollenden."

„Unmöglich!" rief Fabius aus; „ich schaute unlängst nach den Arbeiten auf meinem Wege nach Sallust's Gärten und fand dieselben im letzten Jahr sehr wenig vorangeschritten. Es ist noch ein ungeheuer schwerer Theil Arbeit übrig, wie z. B. das Schneiden des Marmors und das Formen der Säulen."

„Allerdings," warf Fulvius dazwischen; „aber ich weiß, daß nach allen Seiten Befehle geschickt worden sind, alle Gefangenen und zu den Bergwerken in Spanien, Sardinien und sogar in Chersones Verurtheilten, die man möglicher Weise entbehren kann, hieher bringen zu lassen, um an den Thermen zu arbeiten. Einige tausend Christen so zur Arbeit verwendet, werden bald damit fertig."

„Und warum Christen besser als andere Verbrecher?" fragte Fabiola mit einiger Neugierde.

* So genannt wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Buchstaben C, der alten Form des Σ.

„Warum? In der That," sagte Julvius mit seinem gewinnendsten Lächeln, „ich kann schwer einen Grund dafür angeben, allein die Sache ist so. Unter fünfzig so verurtheilten Arbeitern wollte ich wetten, einen einzigen Christen herauszufinden."

„Wirklich!" riefen Mehrere zugleich, „und wie denn?"

„Gewöhnliche Verbrecher," antwortete er, „lieben natürlich ihre Arbeit nicht, und es ist bei jedem Schritt die Peitsche nothwendig, um sie dazu anzutreiben, und wenn das Auge des Aufsehers von ihnen abgewandt ist, so wird nichts gethan. Ueberdieß sind sie, wie sich von selbst versteht, roh, einfältig, händel- und klagsüchtig; allein die Christen, wenn sie zu diesen öffentlichen Arbeiten verurtheilt sind, scheinen im Gegentheil darüber froh zu sein, und sind immer heiter und folgsam. Ich habe junge Patricier so in Asien beschäftigt gesehen, deren Hand nie zuvor eine Spitzhaue berührt, und deren schwache Schultern niemals eine Last getragen hatten; obwol hart arbeitend, waren sie allem Anscheine nach so glücklich, als ob sie zu Hause wären. Natürlich appliciren ihnen die Aufseher demungeachtet die Peitsche und den Stock sehr freigebig und ganz mit Recht, weil es der Wille der göttlichen Kaiser ist, daß ihr Loos so hart als möglich gemacht werden soll; aber dennoch klagen sie niemals."

„Ich kann nicht sagen, daß ich diese Art von Gerechtigkeit bewundere," versetzte Fabiola; „aber was für ein sonderbares Geschlecht muß dieß sein? Ich bin höchst begierig, zu erfahren, was das Motiv oder die Ursache dieser Stupidität oder unnatürlichen Unempfindlichkeit in diesen Christen sein kann."

Proculus entgegnete mit einem spöttischen Blick: „Calpurnius hier kann es uns ohne Zweifel sagen, denn er ist ein Philosoph, und ich hörte, er könnte eine Stunde lang

über jedes Thema declamiren, von den Alpen bis zu einem Ameisenhaufen."

Calpurnius, so herausgefordert und sich höchlich geschmeichelt findend, öffnete feierlich den Mund: „Die Christen," sprach er, „sind eine fremde Sekte, deren Stifter vor vielen Jahren in Chaldäa lebte. Zur Zeit Vespasian's wurden seine Lehren von zwei Brüdern, Namens Peter und Paul, nach Rom gebracht. Einige behaupten, daß dieß dieselben Zwillingsbrüder sind, welche die Juden Moses und Aaron nennen, von denen der letztere sein Erstgeburtsrecht an seinen Bruder um ein Zicklein verkaufte, aus dessen Haut er sich chirothecae* zu machen wünschte. Allein diese Identität nehme ich nicht an, da in den mystischen Büchern der Juden erwähnt ist, daß der zweite dieser Brüder, als er sah, daß das Opfer des andern ein besseres Augurium gab, als sein eigenes, denselben auf ein Feld lockte und erschlug, wie unser Romulus den Remus, aber mit einem Eselskinnbacken; deßhalb wurde er von dem König Mardochäus von Macedonien an einen fünfzig Fuß hohen Galgen gehängt, auf das Anstiften ihrer Schwester Judith. Als jedoch, wie ich schon sagte, Peter und Paul nach Rom kamen, so wurde der erstere als ein flüchtiger Sklave des Pontius Pilatus erkannt, und auf seines Herrn Befehl auf dem Janiculum gekreuzigt. Ihre Anhänger, deren sie viele hatten, machten das Kreuz zu ihrem Symbol und beten es an, und sie halten es für die größte Ehre, Schläge zu erdulden und sogar den schimpflichsten Tod, als das beste Mittel, ihren Lehrern ähnlich zu werden und, wie sie sich einbilden, irgendwo an einen Ort zwischen den Wolken zu ihnen zu kommen" †.

Diese lichtvolle Erklärung über den Ursprung des Christenthums wurde von Allen mit Bewunderung angehört,

* Handschuhe. — † Lucian: De morte Peregrini.

zwei ausgenommen. Der junge Officier richtete einen mitleidigen Blick auf Agnes, welcher zu sagen schien: „Soll ich der Gans antworten, oder laut auflachen?“ Allein sie legte lächelnd den Finger auf ihre Lippen und bat mit flehendem Blicke um Stillschweigen.

„Nun denn, das Ende davon ist,“ bemerkte Proculus, „daß die Thermen bald vollendet und wir einen prächtigen Spaß dabei haben werden. Heißt es nicht, Fulvius, daß der göttliche Diocletian selbst zur Einweihung kommen will?“

„Es ist ganz gewiß, und so wird es hier glänzende Feste und herrliche Spiele geben. Aber wir werden nicht so lange zu warten haben; schon sind zu andern Zwecken nach Numidien Befehle für eine ungeheuere Lieferung von Löwen und Leoparden geschickt worden, die vor Winter da sein sollen.“ Dann sich plötzlich an seinen Nachbar wendend, sagte er, indem er einen durchdringenden Blick auf sein Gesicht heftete: „Ein tapferer Soldat, wie Ihr, Sebastian, muß über die edlen Schauspiele im Amphitheater höchlich erfreut sein, besonders wenn sie gegen die Feinde der erhabenen Kaiser und der Republik gerichtet sind.“

Der Officier richtete sich auf seinem Ruhekissen auf, schaute den Frager mit unbewegter, majestätischer Miene an, und gab ruhig zur Antwort:

„Fulvius, ich würde den Namen, den Ihr mir gebt, nicht verdienen, könnte ich mit Vergnügen und mit kaltem Blut den Kampf betrachten, wenn er diesen Namen verdient, zwischen einer wilden Bestie und einem hilflosen Kinde oder einem Weibe; denn solcher Art sind die Schauspiele, die Ihr edel nennt. Nein, ich will mein Schwert willig gegen jeden Feind der Fürsten oder des Staates ziehen, aber ich würde es eben so gern gegen den Löwen oder Leoparden richten, der, wenn auch auf kaiserlichen Befehl, gegen die Unschuldigen und Schutzlosen losspringen

wollte." Fulvius fuhr auf, aber Sebastian legte seine starke Hand auf seinen Arm, und fuhr fort: „Höret mich aus. Ich bin nicht der erste Römer, noch der edelste, der so vor mir gedacht hat. Erinnert Euch an die Worte Cicero's: Prächtig sind diese Spiele, das ist kein Zweifel; aber was für ein Vergnügen kann es für einen gebildeten Mann sein, entweder einen schwachen Menschen von dem gewaltigsten Thier zerrissen, oder ein herrliches Thier von einem Wurfspieß durchbohrt zu sehen? * Ich schäme mich nicht, mit dem größten römischen Redner übereinzustimmen."

„Dann werden wir Euch nicht im Amphitheater sehen, Sebastian?" fragte Fulvius mit sanftem, aber höhnischem Tone.

„Wenn je," erwiederte der Krieger, „so verlaßt Euch darauf, mich neben den Schutzlosen zu erblicken, nicht auf Seite der wilden Thiere, die sie vernichten wollen."

„Sebastian hat Recht," rief Fabiola aus, indem sie in die Hände klatschte, „und ich schließe die Discussion mit meinem Applaus. Ich habe Sebastian nie anders sprechen hören, als mit edlen, hochherzigen Gesinnungen."

Fulvius biß sich in der Stille auf die Lippe und Alles erhob sich zum Aufbruch.

Siebentes Kapitel.

Arm und Reich.

Während des letzten Theiles der eben erwähnten Unterhaltung hatte Fabius, ganz in Gedanken versunken, über sein Gespräch mit Agnes nachgedacht. Wie ruhig hatte sie

* »Magnificae, nemo negat; sed quae potest esse homini polito delectatio, quum aut homo imbecillus a valentissima bestia laniatur, aut praeclara bestia venabulo transverberatur?« Ep. ad Fam. lib. VII. ep. 1.

ihr Geheimniß für sich behalten! Aber wer konnte der Begünstigte sein, der schon ihr Herz gewonnen? Er dachte an Manche, konnte aber nicht klug daraus werden. Die Gabe des reichen Juwelenschmucks machte ihn besonders verlegen. Er kannte keinen jungen Römer von Adel, welcher einen solchen besitzen könnte, und da er fast täglich die großen Kaufläden besuchte, so hätte er es sicherlich gehört, wenn ein so kostspieliger Auftrag gegeben worden wäre. Plötzlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Fulvius, welcher täglich neue und prächtige Edelsteine zur Schau stellte, die aus der Fremde kamen, die einzige Person sein könnte, um solche Präsente zu machen. Ueberdieß bemerkte er manchmal so verstohlene Blicke von dem hübschen Fremdling auf seine Base gerichtet, daß ihm kein Zweifel blieb, derselbe sei tief in sie verliebt, und wenn Agnes seine Bewunderung nicht zu bemerken schien, so lag dieß natürlich in ihrem Plan. Einmal zu diesem wichtigen Schlusse gebracht, beschloß er die Wünsche der Beiden zu fördern, und seine Tochter eines Tags mit dem Resultat seines Scharfsinns zu überraschen.

Allein wir müssen nun unsere vornehmern Gäste verlassen und uns nach Syra umsehen, seitdem sie das Gemach ihrer jungen Herrin verlassen hat. Als sie sich Euphrosyne vorstellte, erschrack die gutmüthige Amme über die grausame Wunde und brach in einen Schrei des Mitleids aus. Allein sogleich darin das Werk Fabiola's erkennend, war sie zwischen zwei streitenden Gefühlen getheilt. „Armes Ding!“ sprach sie, als sie daran ging, die Wunde zuerst zu waschen, dann zu schließen und zu verbinden; „es ist ein fürchterlicher Schnitt! Was thatest du, um ihn zu verdienen? Wie sehr muß es dich geschmerzt haben, armes Mädchen! Aber wie böse mußt du auch gewesen sein, um dir dieß zuzuziehen! Es ist eine grausame Wunde, aber von dem sanftesten Geschöpfe zugefügt. Du mußt ganz erschöpft

sein vom Blutverluste; da nimm diese Herzstärkung; es ist kein Zweifel, sie sah sich genöthigt, loszufahren."

„Allerdings," sagte Syra lächelnd, „es war ganz meine Schuld. Ich hatte kein Geschäft, mit meiner Herrin zu disputiren."

„Disputiren mit ihr! Ihr guten Götter! Wer hörte je zuvor von einer Sklavin, die mit einer hochgebornen Herrin disputirte, und mit solch' einer gelehrten! Calpurnius selber würde sich scheuen, mit ihr zu streiten. Kein Wunder denn, sie war so aufgeregt, daß sie, ohne es zu wissen, dich verletzte. Aber dieß muß verborgen bleiben, es darf nicht bekannt werden, daß du so Unrecht gehabt hast. Hast du keine Schärpe oder einen hübschen Schleier, den wir um den Arm winden könnten, wie zur Zierde? Alle andern, ich weiß wohl, haben die Menge, geschenkte oder gekaufte. Laß uns einmal schauen."

Sie ging in die Schlafstube der Sklavinnen, die an ihr Zimmer stieß, öffnete Syra's capsa oder Schachtel, und nachdem sie umsonst den unbedeutenden Inhalt derselben durchstöbert hatte, zog sie zu unterst ein viereckiges Tuch vom reichsten Stoffe hervor, prächtig gestickt und sogar mit Perlen verziert. Syra erröthete tief und bat inständig, doch nicht dieß für ihren Stand ganz unpassende Kleidungsstück tragen zu müssen, besonders da es ein lange und sorglich aufbewahrtes Andenken an bessere Tage sei. Allein Euphrosyne, eifrig bemüht, den Fehler ihrer Herrin zu verbergen, blieb unerbittlich, und die kostbare Schärpe wurde anmuthig um den verwundeten Arm befestigt.

Nach dieser Operation ging Syra nach dem kleinen Sprechzimmer, der Pförtnerswohnung gegenüber, wo die höhern Sklaven ihre Freunde besuchen konnten. Sie hielt in der Hand ein Körbchen mit einer Serviette bedeckt. Sobald sie in die Thüre trat, kam ihr Jemand mit leichten Fußtritten über das Zimmer entgegengesprungen. Sie

gehörten einem Mädchen von ungefähr sechzehn oder siebenzehn Jahren an, in den ärmlichsten Anzug gekleidet, aber reinlich und nett, welche die Arme um Syra's Nacken schlang, mit einem so heitern Gesichte und so herzlicher Freude, daß ein Zuschauer schwerlich hätte vermuthen können, ihre erloschenen Augen haben sich niemals der Außenwelt geöffnet.

„Sitz' nieder, theure Cäcilia," sagte Syra im freundlichsten Tone und führte die Blinde auf einen Sitz; „heute habe ich dir einen herrlichen Schmaus gebracht, du wirst köstlich speisen."

„Wie so? Ich denke, ich thue es alle Tage."

„Nein, denn heute hat meine Herrin mir in ihrer Güte ein köstliches Gericht von ihrer Tafel geschickt, das ich dir hier bringe."

„Wie gütig von ihr! doch wie viel gütiger noch von dir, meine Schwester! Aber warum hast du nicht selbst davon genommen? Es war für dich bestimmt, nicht für mich."

„Weil, die Wahrheit zu sagen, es ein größerer Genuß für mich ist, wenn ich sehe, daß du an etwas Freude hast, als wenn ich selbst es genieße."

„Nein, theure Syra, nein; das darf nicht sein. Es war Gottes Wille, daß ich arm sein soll, und ich muß versuchen, seinen Willen zu thun. Ich könnte ebensowenig daran denken, die Speise zu essen, als die Kleidung der Reichen zu tragen, so lange ich die der Armen erhalten kann. Ich theile gern mit dir dein pulmentum *, von dem ich weiß, daß es mir aus christlicher Liebe von einer Armen gegeben wird, wie ich selbst. Ich verschaffe dir das Verdienst des Almosengebens; du gibst mir den Trost, zu fühlen, daß ich vor Gott doch nur ein armes, blindes Ding bin. Ich denke, er liebt mich so mehr, als wenn ich eine köstliche Nahrung hätte. Ich wollte lieber mit

* Mehlsuppe.

Lazarus an der Thüre liegen, als mit dem Reichen an der Tafel sitzen."

„Wie viel besser und weiser bist du als ich, mein gutes Kind! Es soll sein, wie du wünschest. Ich will das Gericht meinen Gefährtinnen geben, und unterdessen setze ich hier dein gewöhnliches, bescheidenes Mahl vor dich hin."

„Dank, Dank! liebe Schwester; ich will deine Rückkehr erwarten."

Syra ging nach dem Zimmer der Mägde, und stellte die silberne Schüssel vor ihre neidischen Gefährtinnen hin. Da ihre Herrin ihnen dann und wann diese kleine Gefälligkeit erwies, so überraschte es sie nicht sehr. Allein die arme Dienerin war schwach genug, sich beschämt zu fühlen, wenn sie mit der reichen Schärpe um den Arm vor ihren Kamerädinnen erschiene.

Sie nahm dieselbe deßhalb vorher ab, ehe sie hineinging; um aber Euphrosyne nicht zu mißfallen, legte sie dieselbe beim Herausgehen wieder an, so gut sie es mit Einer Hand konnte. Sie war in dem Hofe und wollte gerade zu ihrer blinden Freundin zurück, als sie einen der vornehmen Gäste von der Tafel ihrer Herrin allein und mit düsterm Blicke quer herüber der Thüre zuschreiten sah, und versteckte sich hinter eine Säule, um einer möglichen und nicht ungewöhnlichen Rohheit auszuweichen. Es war Fulvius, und nicht sobald warf sie ungesehen einen Blick auf ihn, als sie einen Augenblick lang wie an den Boden genagelt stehen blieb. Ihr Herz pochte gegen ihre Brust und bebte, als ob es aufhören wollte, zu schlagen; ihre Kniee schlugen aneinander, Schauer durchdrang ihren Leib, während ihr der Schweiß auf die Stirne trat. Ihre Augen, weit offen, waren bezaubert, wie die des Vogels vor der Schlange. Sie hob die Hand zur Brust empor, machte darauf das Zeichen des Lebens und der Zauber war

gebrochen. Sogleich floh sie, doch unbemerkt, und hatte sich kaum geräuschlos hinter einen Vorhang gestellt, welcher die Treppe schloß, als Fulvius mit niedergeschlagenen Augen den Platz erreichte, auf welchem sie gestanden hatte. Er fuhr einen Schritt zurück, wie erschreckt vor etwas vor ihm Liegenden. Er zitterte heftig, aber plötzlich mit Anstrengung sich wieder sammelnd blickte er um sich und sah sich allein. Es ruhte kein Auge auf ihm — als Eines, das er nicht beachtete, welches aber in dieser Stunde in seinem schlechten Herzen las. Er starrte wieder auf den Gegenstand hin und bückte sich, ihn aufzuheben; aber er zog seine Hand zurück, und dieß mehr als einmal. Endlich hörte er Fußtritte nahen; er erkannte den kriegerischen Schritt Sebastian's und hastig raffte er die reiche Schärpe vom Boden auf, die Syra's Arm entfallen war. Er zitterte, als er sie zusammenfaltete, und da er zu seinem Entsetzen Flecken frischen Blutes darauf fand, welches durch den Verband gedrungen war, taumelte er wie ein Trunkener der Thüre zu und eilte nach seiner Wohnung.

Blaß, krank und wankend kam er in sein Zimmer, indem er die dienstfertigen Anerbietungen seiner Sklaven rauh zurückwies; nur seinem vertrauten Diener winkte er, ihm zu folgen, und gab ihm dann ein Zeichen, die Thür zu riegeln. Eine Lampe brannte hell auf dem Tische, auf welchen Fulvius stillschweigend die gestickte Schärpe warf, auf die Blutflecken deutend. Der finstere Mann sprach nichts; aber sein dunkles Gesicht erblaßte, während sein Herr leichenbleich aussah.

„Es ist dieselbe ohne Zweifel," sprach endlich der Diener in seinem fremden Dialekte; „aber s i e ist bestimmt todt."

„Bist du dessen ganz gewiß, Eurotas?" fragte der Herr mit dem durchdringendsten seiner Falkenblicke.

„So sicher, als man von etwas sein kann, was man

nicht selbst gesehen hat. Wo fandest du dieß, und woher das Blut?"

„Ich will dir Alles morgen erzählen; ich bin heute Nacht zu krank. Was diese Flecken betrifft, die flüssig waren, als ich sie fand, so weiß ich nicht, woher sie kamen, wenn es nicht eine Mahnung der Rache ist, ja eine Rache selbst, so tief und grimmig, wie nur die Furien sie ersinnen und loslassen konnten. Dieß Blut ist jetzt nicht vergossen worden."

„Still, still! Dieß ist keine Zeit für Träume oder Phantasien. Sah dich Jemand das Ding aufheben?"

„Niemand, ich bin dessen sicher."

„Dann sind wir gerettet; besser in unserer Hand, als in einer andern. Eine gute Nachtruhe wird uns bessern Rath geben."

„Wahr, Eurotas! aber schlaf' du diese Nacht in meinem Zimmer."

Beide warfen sich nun auf ihre Kissen; Fulvius auf ein weiches Bett, Eurotas auf ein niederes Polster; von hier aus auf seinen Ellenbogen gestützt, beobachtete er lange mit finsterm, aber ernstem Blicke bei der Lampe Schein den unruhigen Schlummer des jungen Mannes — zugleich sein ergebener Beschützer und sein böser Genius. Fulvius warf sich hin und her und stöhnte in seinem Schlaf, und seine Träume waren schwer und düster. Zuerst sieht er vor sich eine schöne Stadt in fernem Lande mit einem Flusse von krystallhellem Wasser, der hindurch fließt. Darauf liegt eine Galeere vor Anker mit einer Gestalt auf dem Verdecke, die ihm mit einer gestickten Schärpe ein Lebewohl zuwinkt. Die Scene wechselt: das Schiff ist mitten auf der See im Kampf mit einem wüthenden Sturm, während auf der Spitze des Mastes dieselbe Schärpe ruhig sich entfaltet, wie eine Fahne, ohne vom Winde bewegt zu werden. Da wird das Schiff auf einen Felsen geschleudert und Alles

mit einem furchtbaren Schrei in die Tiefe begraben. Aber die Spitze des Mastes steht aufrecht über den Fluthen mit ihrer ruhigen und glänzenden Flagge, bis mitten unter den Seevögeln, die ringsum laut aufschreien, eine Gestalt mit einer Fackel in der Hand, mit schwarzen, flatternden Schwingen herbeifliegt, dieselbe von dem Stabe wegnimmt und mit einem Blicke grimmigen Zornes entfaltet, indem sie auf ihrem Fluge vor ihm still hält. Er liest darauf in feurigen Buchstaben geschrieben: Nemesis! *

Doch es ist Zeit, zu unsern übrigen Bekannten in dem Hause des Fabius zurückzukehren.

Nachdem Syra die Thüre hinter Fulvius abgeschlossen hörte, schöpfte sie ein wenig Athem, um sich zu sammeln, opferte ein stilles Gebet auf, und kehrte zu ihrer blinden Freundin zurück. Sie hatte eben ihr frugales Mahl geendet und wartete geduldig auf die Rückkehr der Sklavin. Dann begann Syra ihr tägliches Geschäft der Barmherzigkeit und Gastfreundschaft; sie brachte Wasser, wusch ihre Hände und Füße, der christlichen Sitte gehorsam, kämmte und flocht ihr Haar, als ob das arme Geschöpf ihr eigenes Kind wäre. Und in der That, obgleich nicht viel älter, war ihr Blick so zärtlich, als sie sich über ihre arme Freundin hinneigte, der Ton ihrer Stimme so sanft, ihr ganzes Benehmen so mütterlich, daß man hätte glauben können, es sei eher eine Mutter, die ihrer Tochter wartet, als eine Sklavin, die ein Bettelkind bedient. Und dieß Bettelkind sah auch so glücklich aus, sprach so heiter und sagte so schöne Dinge, daß Syra über ihrem Geschäfte zögerte, um auf sie zu horchen und sie zu betrachten.

In diesem Augenblicke kam Agnes zu der bestellten Unterredung herbei, und Fabiola bestand darauf, sie bis an die Thüre zu begleiten. Als aber Agnes den Vorhang

* Rache.

sachte emporhob und einen Blick auf die Scene vor ihr warf, winkte sie Fabiola, hinein zu schauen, indem sie ihr mit der Hand Stillschweigen empfahl. Das blinde Mädchen saß ihnen gegenüber und seine freiwillige Dienerin neben ihm, keinen Zeugen ahnend. Das Herz Fabiola's wurde gerührt; sie hatte sich nie gedacht, daß es etwas wie uneigennützige Liebe auf Erden zwischen Fremden geben könne; das Wort Charitas war in Griechenland und Rom ein unbekannter Name. Sie zog sich still zurück mit einer Thräne im Auge, und sagte zu Agnes, indem sie Abschied nahm: „Ich muß mich entfernen; das Mädchen, wie du weißt, bewies mir diesen Nachmittag, daß eine Sklavin Kopf haben kann; sie hat mir jetzt gezeigt, daß sie auch ein Herz hat. Ich war erstaunt, als du vor einigen Stunden mich fragtest, ob ich eine Sklavin nicht liebte. Ich denke nun, ich könnte fast Syra lieben, und bedauere es halb, daß ich einwilligte, mich von ihr zu trennen."

Als sie in den Hof zurückging, trat Agnes in's Zimmer und sagte lachend: „So, Cäcilia, endlich habe ich dein Geheimniß entdeckt. Dieß ist die Freundin, von deren Speisen du immer sagtest, sie seien so sehr besser als die meinen, daß du nie in meinem Hause essen wolltest. Nun, wenn das Essen nicht besser ist, so gebe ich jedenfalls zu, daß du eine bessere Wirthin gefunden hast."

„O sprecht nicht so, liebes Fräulein Agnes," antwortete das blinde Mädchen, „das Essen ist in der That besser; Ihr habt tausenderlei Gelegenheiten, Eure Mildthätigkeit zu üben, aber eine arme Sklavin kann es nur, wenn sie einen noch Aermern findet, und hilflos, wie ich. Dieser Gedanke macht ihre Speise bei weitem zur angenehmsten."

„Ja, du hast Recht," sagte Agnes, „und es ist mir nicht unlieb, daß du hier bist, die gute Neuigkeit zu hören, die ich Syra bringe. Es wird auch dich glücklich machen. Fabiola hat mir gestattet, deine Herrin zu werden, Syra,

und dich mit mir zu nehmen. Morgen sollst du frei und mir eine theure Schwester sein."

Cäcilia klatschte vor Freude in die Hände, und die Arme um Syra's Nacken schlingend, rief sie aus: „Ach wie gut! Wie glücklich wirst du nun sein, liebe Syra!"

Allein Syra war ganz verwirrt, und erwiederte mit stotternder Stimme: „Ach gutes, liebes Fräulein! Ihr seid wirklich gütig gewesen, so sehr an Jemand, wie ich bin, zu denken; aber verzeiht mir, wenn ich Euch inständig bitte, bleiben zu dürfen wie ich bin; ich versichere Euch, ich bin ganz glücklich hier."

„Aber warum wünschest du, zu bleiben?" fragte Agnes.

„Weil," versetzte Syra, „es am vollkommensten ist, mit Gott in dem Stande zu bleiben, wozu wir berufen worden sind *. Ich gestehe, es ist nicht derjenige, in welchem ich geboren wurde; ich bin durch Andere dahin gebracht worden." Thränen unterbrachen sie einen Augenblick, und sie fuhr dann fort: „Aber um so deutlicher ist es mir, daß es Gottes Wille war, ihm in diesem Stande zu dienen. Wie kann ich wünschen, denselben zu verlassen?"

„Nun denn," sagte Agnes noch eifriger, „wir können da leicht helfen, ich will dich nicht frei machen, und du sollst meine Leibeigene sein; das wird gerade auf das Nämliche herauskommen."

„Nein, nein!" sagte Syra lächelnd, „das thut sich nicht. Die Lehre unsers großen Apostels an uns lautet: Ihr Diener, seid unterthan euern Herren in aller Furcht, nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den schlimmen †. Ich bin weit entfernt, zu sagen, daß meine Herrin zu diesen gehört, aber Ihr, edles Fräulein, seid zu gut und sanft für mich. Wo würde mein Kreuz sein, wenn ich bei Euch lebte? Ihr wißt nicht, wie stolz und eigen-

* 1. Cor. 7, 24. — † 1. Petr. 2, 14.

willig ich von Natur bin, und ich müßte für mich selber in Furcht sein, wenn ich nicht einige Pein und Demüthigung hätte."

Agnes war beinahe überwältigt, aber sie fühlte sich begieriger, als je, einen solchen Schatz von Tugend zu besitzen, und sagte: „Ich sehe, Syra, daß kein Motiv, an dein eigenes Interesse gerichtet, dich bewegen kann, ich muß deßhalb ein mehr eigennütziges Mittel anwenden. Ich will dich bei mir haben, um mich durch deinen Rath und dein Beispiel zu bessern. Nun, ein solches Gesuch wirst du mir nicht abschlagen?"

„Eigennützig," erwiederte die Sklavin, „könnt Ihr nie sein, und deßhalb appellire ich von Eurem Verlangen an Euch selbst. Ihr kennt Fabiola und liebet sie. Was für eine edle Seele und welchen glänzenden Geist besitzt sie! Was für große Eigenschaften und hohe Vorzüge, wenn sie nur das Licht der Wahrheit wiederspiegelten! Und wie eifersüchtig bewacht sie in sich jene Perle der Tugenden, deren Werth wir allein zu schätzen wissen! Welche wahrhaft große Christin würde sie sein!"

„Fahre fort! um's Himmels willen, theure Syra," rief Agnes voll Eifer aus, „und hoffest du es?"

„Es ist mein Gebet Tag und Nacht, mein einziger Gedanke und mein einziges Ziel; es macht die Beschäftigung meines Lebens aus. Ich will sie durch Geduld, durch Beharrlichkeit, ja sogar durch so ungewöhnliche Erörterungen, wie wir sie heute hatten, zu gewinnen suchen. Und wenn Alles erschöpft ist, habe ich noch ein Mittel übrig."

„Welches ist das?" fragten beide.

„Mein Leben für ihre Bekehrung zu geben. Ich weiß, daß eine arme Sklavin, wie ich, wenig Aussicht auf das Martyrthum hat. Doch eine stärkere Verfolgung soll herannahen und vielleicht wird sie so geringe Opfer nicht verschmähen. Aber mag dieß sein, wie Gott gefällt, mein

Leben für ihre Seele ist in seine Hand gelegt. Und ach, theuerstes, bestes Fräulein!" rief sie aus, auf die Kniee niederfallend und Agnesen's Hand mit Thränen benetzend, „stellet Euch nicht so zwischen mich und meinen Preis."

„Du hast gesiegt, Schwester Syra! o nenne mich nie wieder Fräulein," sagte Agnes. „Bleibe in deiner Stelle; eine so aufrichtige, edelmüthige Tugend muß triumphiren. Sie ist zu erhaben für eine so niedere Sphäre, wie mein Haus."

„Und ich für meinen Theil," setzte Cäcilia bei, mit einem Blicke voll Ernstes, „sage, daß sie diesen Abend etwas sehr Böses gesagt hat."

„Was ist das, mein Schatz?" fragte Syra lachend.

„Nun, du sagtest, daß ich weiser und besser sei, als du, weil ich einen elenden Leckerbissen ausschlug, der meinem Gaumen einige Minuten geschmeichelt haben würde, während du die Freiheit, dein Glück, die freie Uebung deiner Religion aufgeopfert, und dich erboten hast, selbst dein Leben hinzugeben für die Rettung derjenigen, die deine Tyrannin und Quälerin ist. O pfui, wie konntest du so etwas sagen!"

Der Diener kündigte nun an, daß Agnes' Sänfte an der Thüre warte, und wer den zärtlichen Abschied der Drei — des adeligen Fräuleins, der Sklavin und des Bettelkindes — gesehen hätte, würde mit Recht ausgerufen haben, wie man es oft vor Alters hörte: „Siehe, wie diese Christen einander lieben!"

Achtes Kapitel.

Der Schluß des ersten Tages.

Wenn wir ein wenig an der Thüre verweilen und sehen, wie Agnes in die Sänfte steigt, und auf die heitere Unterhaltung zwischen Agnes und Cäcilia lauschen, wo Agnes diese

bittet, sie möchte sich doch von einem ihrer Diener heimbegleiten lassen, da es schon dunkel geworden, und das Mädchen sich darüber lustig macht, weil das Fräulein vergaß, daß Tag und Nacht für sie dasselbe und daß sie ebendeßhalb die bestimmte Führerin ist, um die Irrgänge der Katakomben zu durchdringen, ihr so vertraut, wie die Straßen Roms, die sie zu jeder Stunde sicher durchwandelt; wenn wir so eine Weile zubringen, bevor wir wieder eintreten, um zu sehen, wie es nach den Abenteuern des Tages mit der Herrin drinnen steht, so werden wir das Haus ganz in Aufregung finden. Sklaven mit Lampen und Fackeln rennen nach allen Seiten umher, nach etwas suchend, das verloren gegangen, an jedem möglichen und unmöglichen Platze. Euphrosyne besteht darauf, daß es gefunden werden müsse, bis endlich die Nachforschung in Verzweiflung aufgegeben wird. Der Leser wird vermuthlich schon die Lösung des Räthsels errathen haben.

Syra hatte sich vorgestellt, um dem Befehle gemäß ihre Wunde wieder verbinden zu lassen, und die herumgewundene Schärpe war nicht mehr da. Sie konnte keine Rechenschaft weiter davon geben, als daß sie dieselbe abgenommen und wieder angelegt habe, freilich nicht so gut, als Euphrosyne es gethan, und sie sagte den Grund davon; denn sie verschmähte es, eine Lüge zu sagen. Wirklich hatte sie dieselbe bis jetzt nicht vermißt. Die gutmüthige alte Amme war sehr betrübt über den Verlust, welcher ihr für ein armes Sklavenmädchen sehr schwer däuchte, da sie diesen Gegenstand vermuthlich zur Erkaufung ihrer Freiheit aufbewahrte. Auch Syra war bekümmert, aber aus Gründen, welche sie der guten Haushälterin nicht hätte begreiflich machen können.

Euphrosyne hatte alle Diener verhört und manche sogar durchsucht, zu Syra's großem Kummer und Schmerz, und dann eine allgemeine Streife durch jeden Winkel des Hauses angeordnet, wo Syra gewesen war. Wer hätte sich's einen

Augenblick träumen lassen, einen vornehmen Gast an der Tafel des Hausherrn zu beargwöhnen, irgend einen Gegenstand zu entwenden, mochte er nun von Werth sein oder nicht? Die alte Frau kam daher zu dem Schluß, daß die Schärpe durch einen magischen Prozeß weggezaubert worden sei, und hatte starken Verdacht, die schwarze Sklavin Afra, welche, wie sie wußte, Syra nicht leiden konnte, habe irgend einen Zauber angewendet, um dem armen Mädchen zu schaden. Denn sie hielt die Mohrin für eine wahre Canidia *, indem sie dieselbe bei Nacht oft allein hinauslassen mußte, unter dem Vorwande, beim Vollmonde für ihre Schönheitsmittel Kräuter zu sammeln, wie wenn sie zu einer andern Zeit gepflückt nicht dieselbe Kraft besäßen; um tödtliche Gifte daraus zu bereiten, vermuthete Euphrosyne, in Wirklichkeit aber, um den abscheulichen Orgien des Fetischismus † mit Andern ihres Volkes beizuwohnen oder mit solchen Zusammenkünfte zu halten, die sich bei ihr als einer Zauberin Raths erholten. Erst als Alles aufgegeben war, und Syra sich allein befand, erinnerte sie sich, indem sie ruhiger über die Vorfälle des Tages nachdachte, an die Pause im Gange des Fulvius über den Hof, gerade an der Stelle, wo sie gestanden war, und darauf an seine eiligen Schritte der Thüre zu. Es war ihr nun auf einmal klar, daß sie dort ihr Tuch habe fallen lassen, und daß er es aufgehoben haben müsse. Daß er gleichgiltig daran vorbeigegangen sei, hielt sie für unmöglich. Sie war deßhalb überzeugt, daß er nun im Besitze desselben sei. Als sie versuchte, über die möglichen Folgen dieses Mißgeschickes Betrachtungen anzustellen, und zu keinem befriedigenden Schlusse kam, so beschloß sie, die Sache ganz Gott anheimzustellen, und suchte die Ruhe, die ein gutes Gewissen ihr erquickend und süß machen mußte.

* Eine berüchtigte Zauberin zu Augustus' Zeit. — † Der Götzendienst im innern Afrika.

Fabiola zog sich beim Abschiede von Agnes in ihr Gemach zurück, und nachdem ihr die beiden andern Dienerinnen und Euphrosyne die gewöhnlichen Dienste geleistet, entließ sie dieselben auf eine freundlichere Art, als je zuvor. Sobald sie sich entfernt hatten, wollte sie sich auf dem Ruhebette niederlegen, wo wir sie zuerst fanden, als sie zu ihrem Verdrusse das Stilet darauf liegen sah, womit sie Syra verwundet hatte. Sie öffnete ein Kästchen und warf es mit Abscheu hinein, auch machte sie nie wieder von einer solchen Waffe Gebrauch.

Sie nahm nun das Buch wieder, das sie zuletzt niedergelegt und welches sie sehr unterhalten hatte; allein es kam ihr sehr abgeschmackt und höchst gehaltlos vor. Sie legte es wieder nieder und ließ ihren Gedanken über Alles, was vorgefallen, freien Lauf. Zuerst fiel ihr auf, was für ein wundervolles Kind ihre Base Agnes sei, wie uneigennützig, wie rein, wie einfach, wie verständig und sogar weise! Sie nahm sich vor, in allen Stücken ihre Beschützerin, ihre ältere Schwester zu sein. Sie hatte auch so gut, als ihr Vater, die häufigen Blicke bemerkt, die Fulvius auf sie richtete, nicht jene unverschämten Blicke, die sie oft selbst mit Verachtung ertragen, sondern falsche, arglistige, die, wie sie dachte, einen geheimen Plan oder eine Hinterlist verriethen, deren Opfer Agnes werden könnte. Sie beschloß, es zu vereiteln, was es immer sein mochte, und kam gerade zu dem entgegengesetzten Resultate ihres Vaters über ihn. Sie nahm sich vor, dem Fulvius jeden Zutritt zu Agnes abzuschneiden, wenigstens in ihrem Hause, und machte sich sogar selbst Vorwürfe, ein so junges Mädchen in die sonderbare Gesellschaft gebracht zu haben, die sich oft an ihres Vaters Tafel vereinigte, besonders da sie nun fand, daß ihre Gründe dazu entschieden selbstisch gewesen waren. Beinahe zur selben Zeit war Fulvius, indem er sich auf seinem Lager wälzte, zu dem Entschlusse gekommen, wo möglich

nie wieder einen Fuß in das Haus des Fabius zu setzen, und jeder Einladung von ihm zu widerstehen oder auszuweichen.

Fabiola hatte seinen Charakter wohl beurtheilt; sie hatte mit ihrem durchdringenden Auge sein affectirtes Wesen, die Arglist seiner Blicke bemerkt, und konnte nicht umhin, ihn mit dem offenen, edelmüthigen Sebastian zu vergleichen. „Was für ein edler junger Mann dieser Sebastian ist!" sprach sie bei sich selbst; „wie verschieden von allen übrigen jungen Leuten, die hieher kommen! Nie entschlüpft ein thörichtes Wort seinen Lippen, nie kommt ein unfreundlicher Blick aus seinem hellen, heitern Auge. Wie enthaltsam als ein ächter Krieger ist er an der Tafel, wie bescheiden als ein vollkommener Held über seine eigene Tapferkeit und seine kühnen Thaten im Kriege, wovon Andere so viel reden! O wenn nur er gegen mich fühlte, wie Andere es vorgeben" — sie sprach nicht aus, aber eine tiefe Wehmuth schien ihre ganze Seele zu erfüllen.

Dann kam ihr Syra's Gespräch und Alles, was daraus folgte, wieder in den Sinn; es war ihr peinlich, aber sie mußte dabei verweilen, und sie fühlte, als ob dieser Tag in ihrem Leben entscheidend sein müßte. Ihr Stolz war von einer Sklavin gedemüthigt worden und ihr Herz besänftigt, sie wußte nicht wie. Wären ihre Augen in dieser Stunde geöffnet gewesen, und hätte sie den Blick hinauf richten können über diese Welt, sie würde ein feines Wölkchen erblickt haben, wie Weihrauch, aber in ein prächtiges Roth getaucht, das von dem Bette einer knieenden Sklavin sich erhob (Gebet und freiwilliges Opfer des Lebens stieg zugleich empor), und als es den krystallenen Schemel eines Gnadenstuhles im Himmel berührte, wieder wie ein Thau der süßesten Gnade auf ihr dürres Herz herab fiel.

Sie konnte dieß freilich nicht sehen, und doch war es so. Endlich ermüdet, suchte sie Ruhe; aber sie hatte auch

einen schweren Traum. Sie sah einen glänzenden Ort, wie in einem köstlichen Garten, hell erleuchtet von einem Lichte, wie am Mittag, aber unaussprechlich sanft, während Alles ringsum in tiefer Finsterniß lag. Schöne Blumen bedeckten den Rasen, Pflanzen mit den reichsten Blüthen wuchsen in Kränzen von Baum zu Baum, auf welchen goldene Früchte glühten; in der Mitte dieses Raumes sah sie das arme, blinde Mädchen, mit dem Ausdrucke des Glückes auf ihrem heitern Angesichte auf dem Boden sitzen, während auf der einen Seite Agnes mit ihren Taubenaugen und auf der andern Syra mit ihrem stillen, geduldigen Lächeln sich über sie neigten und sie liebkosten. Fabiola fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, bei ihnen zu sein; es schien ihr, als wären sie im Genusse eines Glückes, das sie nie gekannt oder erfahren hatte, und es däuchte ihr sogar, als winkten sie ihr, zu ihnen zu kommen. Sie eilte in dieser Absicht vorwärts; da fand sie zu ihrem Schrecken eine weite, schwarze, tiefe Schlucht, und unten brauste ein wilder Strom zwischen ihr und ihnen. Allmählig erhoben sich die Wasser, bis sie den obern Rand des Abgrundes erreichten, und hier, obwol so tief, doch funkelnd und glänzend und höchst erfrischend, dahinfloßen. O, Muth, um hineinzustürzen in diesen Strom, durch welchen allein der Graben überschritten und in Sicherheit auf der andern Seite gelandet werden könnte! Und noch winkten sie ihr und drängten sie, es zu versuchen. Doch als sie am Ufer stand, die Hände in Verzweiflung ringend, schien Calpurnius aus der dichten Finsterniß aufzutauchen, einen dicken, schweren Vorhang entfaltend, worauf alle Arten von häßlichen Ungeheuern eingewirkt waren, die höchst seltsam in einander liefen. Und der dunkle Schleier wurde immer größer und größer, bis er das schöne Bild ihrem Anblicke verschloß. Sie fühlte sich untröstlich, da meinte sie einen hellglänzenden Genius (so nannte sie ihn) zu sehen, in dessen Zügen sie

eine geistige Aehnlichkeit mit Sebastian zu gewahren glaubte, und den sie trauernd in der Entfernung stehend bemerkt hatte. Nun nahte er ihr, und sie anlächelnd fächelte er ihr fieberglühendes Gesicht mit seinen goldenen und purpurnen Schwingen; da verlor sich das Gesicht in einem ruhigen, erfrischenden Schlummer.

Neuntes Kapitel.

Zusammenkünfte.

Unter allen römischen Hügeln ist der palatinische unstreitig derjenige, welcher sich auf jeder Seite am deutlichsten erkennen läßt. Augustus hatte ihn zu seiner Residenz erwählt, die nachfolgenden Kaiser waren seinem Beispiele gefolgt; aber allmählig verwandelte er seine bescheidene Residenz in einen Pallast, welcher den ganzen Hügel bedeckte. Nero, mit seinem Umfange nicht zufrieden, zerstörte die Nachbarschaft durch Feuer, und dehnte dann die kaiserliche Residenz bis zum nahen Esquilinus aus, indem er den ganzen Flächenraum dazu nahm, der jetzt zwischen den beiden Hügeln von dem Coliseum ausgefüllt wird. Vespasian riß dieß „goldene Haus" des Nero nieder, von dem die prächtigen Gewölbe übrig sind, bedeckt mit herrlichen Gemälden, und baute das eben erwähnte Amphitheater und andere Gebäude mit seinen Trümmern. Der Eingang zu dem Pallaste war bald nach dieser Zeit von der Via sacra oder dem heiligen Wege her ganz nahe am Triumphbogen des Titus. Nachdem er durch eine Vorhalle gegangen, befand sich der Besucher in einem prächtigen Hofe, dessen Umriß noch deutlich verfolgt werden kann. Wendete man sich von da zur Linken, so kam man in ein ungeheures Viereck, von Domitian angelegt und dem Adonis geweiht, und mit Bäumen, Gesträuchen und Blumen bepflanzt.

Hielt man sich noch immer links, so betrat man eine Reihe Gemächer, von Alexander Severus zu Ehren seiner Mutter Mammäa erbaut, deren Namen sie trugen. Sie gewährten die Aussicht auf den cölischen Hügel und zwar gerade auf den Winkel desselben, welcher an den spätern Triumphbogen Constantin's und an die Fontäne anstößt, welche Meta Sudans hieß *. Hier war die Wohnung, die Sebastian als Tribun oder höherer Officier der kaiserlichen Garde einnahm. Sie bestand aus einigen Zimmern, höchst bescheiden möblirt, wie es einem Soldaten und Christen anstand. Sein Haushalt war auf ein paar Freigelassene und eine ehrwürdige Matrone beschränkt, die seine Amme gewesen war und ihn wie ihr Kind liebte. Es waren Christen, wie alle Leute in seiner Cohorte, theils durch Bekehrung, hauptsächlich aber durch seine Sorgfalt bei Recrutirung neuer Soldaten.

Es war einige Abende nach den im letzten Kapitel beschriebenen Auftritten, als Sebastian ein paar Stunden, nachdem es dunkel geworden, die Treppen des eben beschriebenen Vorhofes hinanstieg in Begleitung eines andern Jünglings, von dem wir bereits gesprochen haben. Pancratius bewunderte und liebte Sebastian mit einer solchen Neigung, wie ein junger, feuriger Officier sie zu einem ältern, tapfern Krieger fühlen mag, der ihn in seine Freundschaft aufnimmt. Aber nicht als zu einem Soldaten des Cäsar, sondern als zu einem Helden Christi blickte der Knabe zu dem jungen Tribunen auf, dessen Großmuth, Edelsinn und Tapferkeit mit einem so sanften, einfachen Betragen verbunden, und von solcher Klugheit und Bedächtigkeit begleitet war, daß Jedermann, der mit ihm verkehrte, sich zutraulich und ermuthigt fühlte. Sebastian liebte Pancratius nicht weniger wegen

* „Die schwitzende Säule." Es war ein Obelisk aus Ziegelstein (der noch steht), mit Marmor bekleidet, aus dessen Spitze sich Wasser ergoß und in ein unten befindliches Becken hinabfloß.

seines aufrichtigen Eifers und der Unschuld und Reinheit seiner Seele. Allein er sah wohl die Gefahren, in welche seine jugendliche Hitze und sein Ungestüm ihn stürzen könnten, und ermuthigte ihn, sich fest an ihn zu halten, damit er ihn leiten und manchmal vielleicht zügeln könnte.

Als sie in den Pallast traten, dessen Theil Sebastian's Cohorte bewachte, sagte er zu seinem Gefährten: „Jedesmal, wenn ich hier eintrete, fällt es mir ein, was es für eine gütige Handlung der göttlichen Vorsehung war, fast an der Pforte des Kaiserpallastes den Bogen aufzupflanzen, welcher zugleich an den Fall des ersten großen Systems erinnert, das dem Christenthume feindlich war, und an die Erfüllung der größten Prophezeiung des Evangeliums — die Zerstörung Jerusalems durch die römische Macht *. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß ein anderer Bogen sich dereinst erheben wird, zur Erinnerung an keinen geringern Sieg über den zweiten Feind unserer Religion, über das heidnische Römerreich selbst."

„Wie, du betrachtest den Sturz dieses gewaltigen Reiches als das Mittel, das Christenthum einzuführen?"

„Gott behüte! Ich wollte den letzten Tropfen meines Blutes vergießen, wie ich mein erstes vergoß, um es aufrecht zu halten. Und verlaß dich darauf, wenn das Reich bekehrt wird, so wird es nicht durch ein so allmähliges Wachsthum geschehen, wie wir jetzt dessen Zeuge sind, sondern durch Mittel, so übermenschlich, so göttlich, wie wir nie in unsern kühnsten Hoffnungen es erwarten werden. Alles wird ausrufen: Dieß ist eine Aenderung von der Rechten des Allerhöchsten!"

„Ohne Zweifel; aber dein Gedanke an einen christlichen

* Der Triumphbogen des Titus, welcher zum Andenken an den Sieg über die Juden errichtet wurde, und auf welchem die aus dem Tempel geraubten Gegenstände abgebildet sind.

Triumphbogen setzt ein irdisches Werkzeug voraus; wo glaubst du, daß dieß liege?"

„Nun, Pancratius, meine Gedanken, ich gestehe es, sind auf ein Mitglied aus der Familie der Augusti gerichtet, das einen geringen Keim besserer Gesinnungen blicken läßt: ich meine Constantius Chlorus."

„Aber, Sebastian, wie viele selbst unserer gelehrten und guten Männer werden sagen, oder sagen vielmehr, wenn du so zu ihnen sprichst, daß dergleichen Hoffnungen unter der Regierung des Alexander, Gordian oder Aurelian genährt wurden, doch allemal fehlschlugen. Warum, fragen sie, sollten wir nicht jetzt dasselbe Resultat erwarten?"

„Ich weiß das nur zu wohl, mein theurer Pancratius, und habe diese finstern Ansichten oft bitter beklagt, die unsere Thatkraft hemmen, jene falsche Vorstellung, daß die Rache immerwährend und die Gnade nur vorübergehend sei, und daß das Blut des Martyrers und das Gebet der Jungfrau keine Macht haben sollte, die Zeiten der Heimsuchung abzukürzen und die Stunden der Gnade zu beschleunigen."

Mittlerweile hatten sie Sebastian's Wohnung erreicht, dessen Hauptzimmer erleuchtet und offenbar für eine Gesellschaft hergerichtet war. Der Thüre gegenüber stand ein Fenster offen bis auf den Boden und führte auf eine Terrasse, welche an jener Seite des Gebäudes hinlief. Die Nacht blickte so freundlich herein, daß sie beide unwillkührlich ihre Schritte durch die Zimmer nach der Terrasse richteten. Ein anmuthiger, herrlicher Anblick bot sich ihnen dar. Der Mond stand hoch am Himmel, und schwamm darin, wie wir es nur in Italien erblicken; eine runde, volle Kugel, nicht eine platte Fläche, tauchte er Alles ringsum in seine strahlende Atmosphäre. Er verdunkelte zwar die Sterne neben sich, aber sie schienen sich in dichtern und glänzendern Gruppen nach den fernen Winkeln des azurblauen Firmamentes hingezogen zu haben. Es war gerade so ein

Abend, wie ihn viele Jahre später Monika und Augustin zu Ostia von einem Fenster aus genoßen, und dabei von himmlischen Dingen sprachen.

Wirklich war Alles unten und ringsum schön und großartig. Das Colisäum oder das Amphitheater des Flavius erhob sich auf der einen Seite in seiner ganzen Größe, und das sanfte Murmeln der Fontäne, deren Wasser in einer silbernen Säule glitzerte, wie die Meereswoge, die einen abschüssigen Felsen hinabgleitet, drang schmeichelnd an das Ohr. Auf der andern Seite gegenüber das erhabene Septizonium des Severus thurmhoch auf dem cölischen Hügel und die prachtvollen Bäder Caracalla's, die von ihren marmornen Wänden und stattlichen Pfeilern die Strahlen des herbstlichen Mondes wiederspiegelten. Aber alle diese ungeheuren Denkmäler irdischer Herrlichkeit erhoben sich unbemerkt vor den beiden christlichen Jünglingen, wie sie stillschweigend dastunden, der ältere seinen rechten Arm um seines jugendlichen Begleiters Nacken geschlungen und auf seiner Schulter ruhend. Nach einer langen Pause nahm er den Faden seiner letzten Rede wieder auf, und sagte in sanfterm Tone: „Ich wollte dir, als wir heraustraten, gerade die Stelle zu unsern Füßen zeigen, wo ich mir oft den Triumphbogen dachte, auf welchen ich angespielt habe*. Aber wer kann an so armselige Dinge da unten denken neben dem herrlichen Gewölbe über uns, so glanzhell erleuchtet, als ob es unser Aug' und Herz absichtlich aufwärts ziehen wollte?"

„Allerdings, Sebastian; und ich habe manchmal gedacht, wenn die untere Seite dieses Firmamentes, zu dem das Auge des Menschen, so erbärmlich und sündenvoll er ist, hinaufblicken darf, in solcher Schönheit glänzt, was muß

* Der Triumphbogen Constantin's steht wirklich an dem Platze, wo diese Scene beschrieben wird.

erst die obere Seite sein, auf welche das Auge der unendlichen Herrlichkeit herabzublicken sich würdigt! Ich stelle mir sie wie einen reich gestickten Schleier vor, durch dessen Gewebe einige Punkte goldenen Fadens durchgehen dürfen, und diese allein erreicht unser Blick. Wie überherrlich muß jene obere Fläche sein, auf welcher die leuchtenden Füße der Engel und der vollendeten Gerechten wandeln!"

„Ein lieblicher Gedanke, Pancratius, und eben so wahr. Er macht den Schleier zwischen uns hier Streitenden und der triumphirenden Kirche dort oben dünn und leicht durchdringlich."

„Und verzeihe mir, Sebastian," sagte der Jüngling mit demselben Blicke auf seinen Freund, wie er einige Abende zuvor dem begeisterten Auge seiner Mutter begegnete, „verzeihe mir, wenn ich, während du an einen künftigen Bogen zur Erinnerung an den Triumph des Christenthums denkst, bereits vor mir gebaut und offen den Bogen erblicke, durch welchen wir, so schwach wir sind, die Kirche schnell zu dem Triumphe der Glorie und uns zur Seligkeit führen können."

„Wo, mein lieber Knabe, wo meinst du?"

Pancratius deutete mit seiner Hand nach der linken Seite und sprach: „Dort, mein edler Sebastian; einer von den offenen Bögen im Amphitheater des Flavius, welche zu seiner Arena führen; darüber, nicht dichter, als der ausgebreitete Vorhang, welcher unsere Zuschauer beschattet, ist der Schleier, wovon du so eben sprachst. Aber horch!"

„Dieß war das Gebrüll eines Löwen vom cölischen Hügel her," rief Sebastian verwundert aus. „Es müssen wilde Thiere im vivarium* des Amphitheaters angekommen sein; denn ich weiß, gestern waren noch keine da."

* Der Ort, wo wilde Thiere zu den Spielen unterhalten wurden.

„Ja horch!“ fuhr Pancratius fort, die Unterbrechung nicht bemerkend, „dieß sind die Trompetenstöße, die uns auffordern, dieß die Musik, die uns zum Triumphe begleiten muß!“

Beide schwiegen eine Weile, als Pancratius das Stillschweigen wieder brach mit den Worten: „Dieß erinnert mich an etwas, worüber ich deine Ansicht vernehmen will, mein treuer Rathgeber; wird deine Gesellschaft bald ankommen?“

„Nicht sogleich, sie werden nach und nach sich einstellen; bis sie sich versammeln, komm in mein Zimmer, wo uns Niemand unterbrechen wird.“

Sie gingen nun die Terrasse entlang, und betraten das letzte Gemach der Zimmerreihe. Es lag an dem Winkel des Hügels, gerade der Fontäne gegenüber, und war nur von den Strahlen des Mondes erleuchtet, die hier durch das offene Fenster hereinströmten. Der Krieger stand daneben und Pancratius setzte sich auf sein schmales Feldbett.

„Was ist es für eine wichtige Angelegenheit,“ sagte der Officier lächelnd, „über welche du meine weise Meinung zu hören wünschest?“

„Eine Kleinigkeit allerdings,“ versetzte der Jüngling verschämt, „für einen tapfern, edlen Mann, wie du, aber von Wichtigkeit für einen unerfahrenen, schwachen Knaben, wie ich.“

„Etwas Gutes und Tugendhaftes ohne Zweifel; laß mich hören, und ich verspreche dir jeden Beistand.“

„Nun denn, Sebastian — nur halte mich nicht für einen Thoren,“ fuhr Pancratius zögernd und bei jedem Worte erröthend fort; „du weißt, ich habe eine Menge nutzloses Silbergeschirr zu Hause — lauter Plunder für unsere einfache Lebensweise, und meine theure Mutter bekümmert sich nichts um die altmodischen Schmucksachen, die eingeschlossen liegen und Niemanden zum Gebrauche dienen. Ich habe auch

Niemand, auf den ich all dieß vererben könnte. Ich bin und werde der Letzte meines Stammes sein. Du hast mir oft gesagt, wer in solchem Falle eines Christen natürliche Erben sind — die Wittwen, die Waisen, die Hilflosen und Dürftigen. Warum sollten diese meinen Tod abwarten, um in den Besitz dessen zu kommen, was ihnen gehört? Und wenn eine Verfolgung kommen soll, warum sich der Gefahr aussetzen, daß eine Confiscation sich desselben bemächtigt, oder plündernde Lictoren es stehlen, wenn unser Leben verlangt wird, zum Nachtheile unserer rechtmäßigen Erben?"

„Pancratius," sagte Sebastian, „ich habe zugehört, ohne zu deinem edlen Vorhaben eine Bemerkung zu machen. Du solltest das ganze Verdienst haben, es selbst zu äußern. Nun sage mir, was macht dir Zweifel darüber, was du, wie ich weiß, thun willst?"

„Die Wahrheit zu sagen, ich fürchtete, es möchte an Einem meines Alters höchst anmaßend und ungebührlich erscheinen, ein Anerbieten zu machen, welches die Leute sicherlich für etwas Großes oder Edelmüthiges halten würden, während ich dich versichern kann, theurer Sebastian, daß es durchaus nichts Solches ist, denn ich werde diese Dinge nicht im Geringsten vermissen; sie sind mir von gar keinem Werthe, aber sie werden den Armen besonders in den harten Zeiten gut thun."

„Natürlich stimmt Lucina damit überein?"

„O deßhalb brauchst du nicht besorgt zu sein. Ich würde nicht ein Körnchen Goldstaub anrühren, ohne daß sie es wünschte. Warum ich aber deinen Beistand verlange, dieß hat vorzüglich darin seinen Grund: ich würde es nimmer ertragen können, wenn es bekannt würde, daß ich es unternahm, etwas zu thun, was man besonders an einem Knaben für außergewöhnlich halten könnte. Du verstehst mich? Daher bedarf ich deiner, und bitte dich, die Vertheilung in einem andern Hause vornehmen zu lassen,

als von Einem, welcher sehr des Gebetes der Gläubigen, besonders der Armen, benöthigt ist und unbekannt zu bleiben wünscht."

„Ich will dir mit Vergnügen dienen, mein guter und wahrhaft edler Knabe! Still! Hörtest du nicht den Namen Fabiola's soeben aussprechen? nun noch einmal, und mit einem bezeichnenden Beiworte, das auf nichts Gutes deutet."

Pancratius näherte sich dem Fenster; zwei Stimmen besprachen sich miteinander, so dicht unter ihnen, daß das Karnieß dazwischen hinderte, die Sprechenden zu sehen, offenbar ein Weib und ein Mann. Nach einigen Minuten traten sie in den Mondschein heraus, der fast Tageshelle verbreitete.

„Ich kenne die Mohrin," sagte Sebastian, „es ist Fabiola's schwarze Sklavin Afra."

„Und der Mann," setzte Pancratius hinzu, „ist mein ehemaliger Mitschüler Corvinus."

Sie betrachteten es als ihre Pflicht, wo möglich den Faden des scheinbaren Complottes zu erlangen; da aber die Sprechenden auf- und abgingen, so konnten sie nur dann und wann einen abgebrochenen Satz auffangen. Wir wollen uns jedoch nicht auf diese Fragmente beschränken, sondern den Dialog ganz geben. Nur zuerst ein Wort über die Sprechenden.

Von der Sklavin wissen wir vor der Hand genug. Corvinus war, wie wir schon bemerkten, der Sohn des Tertullus, ursprünglich Präfect des Prätoriums. Dieß Amt, in der Republik unbekannt und eine Schöpfung des Kaiserreichs, hatte seit der Regierung des Tiberius nach und nach fast die ganze Civil- und Militärgewalt in sich aufgenommen, und wer es bekleidete, versah oft die Obliegenheiten des höchsten Criminalrichters in Rom. Es erforderte keine geringe Nervenstärke, diesen Posten zur Zufriedenheit despotischer und schonungsloser Herrscher einzu-

nehmen. Den ganzen Tag in einem Gerichtshofe zu sitzen, von scheußlichen Marterwerkzeugen umgeben, ungerührt von den Seufzern oder dem Wehegeschrei alter Männer, Jünglinge oder Frauen, an welchen sie versucht wurden; ein kaltes Verhör an einen auf der Folterbank Ausgestreckten und im Todeskampfe Zitternden zu richten, während das letzte Urtheil, zu Tode gepeitscht zu werden, an einem Andern vollzogen wurde; nach solchen Auftritten ruhig zu schlafen und zu ihrer Wiederholung mit Appetit aufzustehen, war keine Beschäftigung, wornach jedes Mitglied des Gerichtshofes lüstern schien. Tertullus war zu diesem Amte aus Sicilien berufen worden, nicht weil er grausam, sondern ein kaltherziger Mann war, nicht empfänglich für Mitleid oder Parteilichkeit. Sein Tribunal war jedoch Corvinus' erste Schule. Er konnte noch als kleiner Knabe Stunden lang zu seines Vaters Füßen sitzen, höchlich erfreut über das grausame Schauspiel vor ihm, und erzürnt, wenn Jemand davonkam. So wuchs er auf, dumm, roh und thierisch, und noch nicht zum Mannesalter gelangt, verrieth sein aufgedunsenes, sommersprossiges Gesicht mit trüben Augen, von denen eines halb geschlossen war, bereits einen ausschweifenden, sittenlosen Charakter. Ohne Geschmack für irgend etwas Feineres, und ohne Fähigkeit, etwas zu lernen, vereinigte er in sich einen gewissen Grad thierischen Muthes und Körperkraft mit einem beträchtlichen Maße von niedriger Arglist. Er hatte nie ein edles Gefühl in sich empfunden und niemals eine schlechte Leidenschaft bezähmt. Niemand hatte ihn je beleidigt, den er nicht haßte und rachgierig verfolgte. Zweien vor Allen hatte er geschworen, nie zu verzeihen — dem Schulmeister, welcher ihn oft wegen seines Trotzes und seiner Faulheit gezüchtigt, und dem Schulkameraden, der ihn für seine rohe Beleidigung gesegnet hatte. Gerechtigkeit und Gnade, Gutes und Böses, das man ihm erwies, war ihm gleichmäßig verhaßt.

Tertullus hatte ihm kein Vermögen zu geben, und er schien wenig Talent zu besitzen, sich eines zu erwerben. In den Besitz eines solchen zu kommen, lag ihm aber vor Allem am Herzen; denn Reichthum, als das Mittel, seine Lüste zu befriedigen, war ihm gleichbedeutend mit dem höchsten Glücke. Eine reiche Erbin oder vielmehr ihre Mitgift schien der einfachste Gegenstand für sein Ziel. Zu linkisch, scheu und dumm, um sich selbst einen Weg in der Gesellschaft zu bahnen, dachte er an andere Mittel, die mehr zu seinem Charakter paßten, um seine ehrgeizigen oder habsüchtigen Wünsche zu erreichen. Was diese Mittel waren, wird seine Unterhaltung mit der schwarzen Sklavin am besten zeigen.

„Ich bin nun schon zum viertenmale in dieser ungewöhnlichen Stunde an der Meta Sudans mit dir zusammengekommen. Was gibt es Neues für mich?"

„Nichts, als daß meine Herrin übermorgen nach ihrer Villa bei Cajeta * abreist, und natürlich gehe ich mit ihr. Ich werde mehr Geld brauchen, um meine Unternehmungen zu deinen Gunsten zu fördern."

„Noch mehr? Du hast Alles erhalten, was ich seit Monaten von meinem Vater empfing."

„Ei, weißt du, was Fabiola ist?"

„Ja, gewiß, die reichste Partie in Rom."

„Die hochmüthige und kaltherzige Fabiola ist nicht so leicht zu gewinnen."

„Aber du versprachst mir doch, daß deine Zauber und Tränke mir ihre Einwilligung oder wenigstens ihr Vermögen sichern würden. Was für Auslagen können denn diese Dinge verursachen?"

„Sehr große; die kostbarsten Ingredienzien sind erforderlich, und müssen bezahlt werden. Und glaubst du, ich

* Gaëta.

werde zu solcher Stunde ausgehen, mitten unter die Gräber der appischen Straße, um meine Kräuter zu sammeln, ohne gehörig dafür belohnt zu sein? Aber wie meinst du meine Bemühungen zu unterstützen? Ich habe dir ja gesagt, dieß würde ihren Erfolg beschleunigen."

„Und wie kann ich? Du weißt, ich bin von Natur nicht mit Vorzügen ausgestattet, um auf die Neigungen irgend einer Person großen Eindruck zu machen; ich möchte mich lieber auf die Macht deiner schwarzen Kunst verlassen."

„Dann laß mich dir einen guten Rath geben, wenn du keine Anmuth oder Gabe besitzest, wodurch du Fabiola's Herz —"

„Vermögen meinst du?"

„Sie können nicht von einander getrennt werden; verlaß dich darauf, es gibt etwas, was du mitbringen kannst, und was unwiderstehlich ist."

„Was ist das?"

„Gold."

„Und wie soll ich es bekommen? Das ist's, was ich suche."

Die schwarze Sklavin lächelte boshaft, und sagte: „Ei, kannst du es nicht erhalten wie Fulvius?"

„Wie bekommt er es?"

„Durch Blut."

„Wie weißt du das?"

„Ich habe mit einem alten Bedienten, den er hat, Bekanntschaft gemacht, welcher, wenn auch nicht so schwarz, als ich der Haut nach, doch dieß in seinem Herzen vollkommen ersetzt. Seine Sprache und die meinige sind hinlänglich mit einander verwandt, daß wir uns verstehen können. Er hat manche Fragen an mich gerichtet wegen Giften, und gab vor, er wolle meine Freiheit erkaufen und mich als sein Weib nach Hause mit nehmen; aber ich

habe etwas Besseres, als dieß, in Aussicht, hoff' ich. Doch brachte ich Alles aus ihm heraus, was ich wünschte."

„Und was war dieß?"

„Nun, daß Julvius eine große Verschwörung gegen Diocletian entdeckt habe. Und nach dem Winke aus dem arglistigen Auge des Alten verstand ich, daß er sie zuerst ausgebrütet hat; auch ist er mit wichtigen Empfehlungen nach Rom geschickt, um hier in derselben Weise verwendet zu werden."

„Allein ich besitze keine Geschicklichkeit, weder eine Verschwörung zu machen, noch zu entdecken, obgleich ich Geschick haben könnte, dieselbe zu bestrafen."

„Ein Weg jedoch ist leicht."

„Was ist dieß für einer?"

„In meinem Lande gibt es große Vögel, die du vergebens mit dem flüchtigsten Rosse einzuholen versuchen würdest; aber wenn du dich ruhig nach ihnen umsiehst, so sind sie die ersten, die sich verrathen, denn sie verstecken blos ihre Köpfe."

„Was meinst du damit?"

„Die Christen. Soll nicht bald eine Verfolgung gegen sie losgehen?"

„Ja, und eine höchst grausame, wie nie zuvor."

„Dann folge meinem Rathe. Ermüde dich nicht, ihnen nachzujagen und am Ende nur gemeine Beute zu erhaschen; halte deine Augen offen und schaue dich nach einem oder zwei recht Fetten um, die sich halb zu verbergen suchen, packe sie fest, erhalte einen guten Antheil an ihren confiscirten Gütern und komm' mit einer tüchtigen Hand voll, um dafür zwei zu bekommen."

„Danke, danke, ich verstehe dich. Du kannst also diese Christen nicht leiden?"

„Leiden? Ich hasse die ganze Race. Die Geister, die ich anbete, sind die Todfeinde schon ihres Namens."

Und sie grinzte furchtbar, gespenstisch lächelnd, als sie fortfuhr: „Ich vermuthe, eine meiner Mitmägde gehört auch dazu. O wie verabscheue ich sie!"

„Was bringt dich auf den Gedanken?"

„Erstens würde sie um Alles keine Lüge sagen, und bringt uns Alle in schreckliche Verlegenheiten durch ihre abgeschmackte Wahrhaftigkeit."

„Gut, was dann?"

„Dann bekümmert sie sich nichts um Geld oder Geschenke, und so verhindert sie, daß man es uns anbietet."

„Noch besser!"

„Und überdieß ist sie —" das letzte Wort erstarb im Ohre des Corvinus, welcher erwiederte: „Gut denn, ich bin heute vor dem Thore gewesen, um einer Caravane eurer Landsleute zu begegnen, die hereinkommt, aber du übertriffst sie alle."

„Wirklich!" rief Afra mit Entzücken aus, „wer sind sie?"

„Blos Afrikaner *," versetzte Corvinus mit Lachen, „Löwen, Panther, Leoparden."

„Elender, du willst mich verhöhnen?"

„Komm, komm, sei zufrieden; sie wurden hergebracht, um dich von deinen verhaßten Christen zu befreien. Wir wollen uns als Freunde trennen. Hier ist Geld für dich; aber laß es das letzte sein, und gib mir Nachricht, wenn die Liebestränke zu wirken anfangen. Ich will deinen Wink über das Christengeld nicht vergessen; es ist ganz nach meinem Geschmacke."

Als er den heiligen Weg hinabging, that sie, als wollte sie die carinae hinabgehen, die Straße zwischen dem palatinischen und cölischen Hügel, dann kehrte sie um, und rief, ihm nachblickend, aus: „Der Thor, er meint, ich werde an

* Der Gattungsname für die wilden Thiere dieses Welttheils, im Gegensatze zu den Bären und anderm Wild des Nordens.

einer Person von Fabiola's Charakter Experimente für ihn versuchen!"

Sie folgte ihm in der Ferne, wandte sich aber, wie Sebastian zu seinem Erstaunen bemerkte, nach dem Vorhofe des Pallastes. Er beschloß sogleich, Fabiola zu warnen; allein dieß konnte vor ihrer Zurückkunft vom Lande nicht geschehen.

Zehntes Kapitel.

Andere Zusammenkünfte.

Als die beiden Jünglinge nach dem Zimmer zurückkehrten, durch welches sie die Wohnung betreten hatten, fanden sie die erwartete Gesellschaft versammelt. Ein frugales Mahl war auf den Tisch gestellt, eigentlich nur als Vorwand, einem Eindringling gegenüber, der unvermuthet hereinkommen könnte. Die Versammlung war groß und gemischt, Kleriker und Laien, Männer und Frauen. Der Zweck der Zusammenkunft bestand darin, geeignete Maßregeln zu verabreden, in Folge eines unlängst im Pallaste vorgekommenen Falles. Dieß müssen wir kurz erklären.

Sebastian, welcher das unbegrenzte Vertrauen des Kaisers genoß, wandte seinen ganzen Einfluß an, um den christlichen Glauben innerhalb des Pallastes zu verbreiten. Zahlreiche Bekehrungen hatten allmählig stattgefunden, aber kurz vor dieser Zeit war eine großartige vorgekommen, deren Einzelheiten in den ächten Acten dieses glorreichen Kriegers erwähnt sind. Kraft früherer Gesetze wurden viele Christen festgenommen und prozessirt, was oft mit dem Tode endigte. Zwei Brüder, Marcus und Marcellianus, waren so angeklagt worden, und erwarteten eben ihre Hinrichtung, als ihre Freunde, die sie besuchen durften, sie unter Thränen anflehten, durch Abfall ihr Leben zu retten. Sie schienen

zu wanken, und versprachen, es zu überlegen. Sebastian hörte davon, und eilte, sie zu retten. Er war zu wohl bekannt, als daß man ihm den Einlaß verweigerte, und betrat ihr düsteres Gefängniß wie ein Engel des Lichtes. Es bestand aus einem festen Gemache in dem Hause der obrigkeitlichen Person, deren Obhut sie anvertraut waren. Der Ort der Haft war gewöhnlich diesem Beamten überlassen, und hier hatte Tranquillinus, der Vater der beiden Jünglinge, einen Aufschub von dreißig Tagen für sie erhalten, um es zu versuchen, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern. Seine Bemühungen zu unterstützen, hatte Nikostratus, die eben genannte Magistratsperson, dieselben in seinem eigenen Hause in Gewahrsam genommen. Sebastian's Aufgabe war eine kühne und gefährliche. Außer den zwei christlichen Gefangenen waren an dem Orte noch sechzehn heidnische versammelt; es befanden sich daselbst die Eltern der unglücklichen Jünglinge, welche über sie weinten und sie liebkosten, um sie von dem Schicksale, das ihnen drohte, zu befreien; ferner war der Kerkermeister Claudius da und der Beamte Nikostratus mit seiner Frau Zoë, welche der mitleidige Wunsch hieher zog, die Jünglinge der drohenden Gefahr entrissen zu sehen. Konnte Sebastian hoffen, daß unter diesem Haufen sich nicht Einer finden würde, welchen entweder Dienstbeflissenheit, oder Hoffnung auf Verzeihung, oder Haß gegen das Christenthum antreiben könnte, ihn zu verrathen, wenn er sich als Christ bekannte? Und wußte er nicht, daß ein solcher Verrath sein Tod war?

Er wußte es wohl, aber was kümmerte es ihn? Wenn auf diese Art drei Martyrer statt zwei Gott dargebracht würden, um so besser; Alles, was er fürchtete, war, es möchte Keiner die Marterkrone erlangen. Das Zimmer war eine Banketthalle, aber unter Tags selten geöffnet; daher bedurfte sie sehr wenig Licht; so viel sie hatte, drang nur, wie in dem Pantheon, durch eine Oeffnung im Dache herein,

und Sebastian, welcher von Allen gesehen zu werden wünschte, stand in dem Strahle, der jetzt eben hereinbrach, stark und glänzend, wo er hinfiel, aber das übrige Gemach ließ er fast ganz dunkel. Das Licht spiegelte sich an dem Golde und den Juwelen seiner reichen Tribunenrüstung, und wenn er sich bewegte, schimmerte es in glänzenden Funken selbst in den dunkelsten Winkeln dieser Finsterniß, während es lieblich auf seinem unbedeckten Haupte verweilte und seine edlen Züge zeigte, gesänftigt durch ein Gefühl zärtlichen Kummers, als er auf die beiden wankenden Bekenner blickte. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er der Heftigkeit seines Schmerzes Luft machen konnte; endlich brach er in die bewegten Worte aus:

„Ehrwürdige Brüder, die ihr für Christus Zeugniß abgelegt, die ihr für Ihn eingekerkert seid, deren Glieder die Male der Ketten zeigen, um Seinetwillen getragen, die ihr für Ihn die Martern gekostet habet — ich sollte zu euren Füßen niederfallen und um euer Gebet bitten, anstatt vor euch zu stehen, um euch zu ermahnen, oder gar zu tadeln. Kann es wahr sein, was ich gehört habe, daß ihr, während die Engel für eure Kronen die letzten Blumen flechten, sie innehalten hießet, und sogar daran dachtet, ihnen zu sagen, sie sollten die Kränze auflösen und ihre Blüthen in die Winde streuen? Kann ich glauben, daß ihr, die ihr bereits den Fuß auf der Schwelle des Paradieses habet, daran denket, denselben zurückzuziehen, und noch einmal das Thal der Verbannung und der Zähren zu betreten?"

Die beiden Jünglinge senkten ihre Häupter, und weinten in demüthigem Bekenntnisse ihrer Schwäche. Sebastian fuhr fort: „Ihr könnet das Auge eines so armen Kriegers, wie ich bin, des geringsten Dieners Jesu Christi, nicht ertragen; wie wollet ihr dann erst den zornigen Blick des Herrn aushalten, den ihr im Begriffe stehet, vor den Menschen zu verläugnen (in euren Herzen könnet ihr es nicht); an jenem

schrecklichen Tage, wenn Er dagegen euch vor seinen Engeln verläugnen wird, wenn ihr, anstatt männlich vor Ihm zu stehen, gleich guten und getreuen Dienern, wie ihr es morgen vielleicht hättet sein können, vor sein Angesicht kommen sollet, nachdem ihr noch einige Jahre der Schande mehr durchlebt habt, verläugnet von der Kirche, von ihren Feinden verachtet, und was schlimmer ist, von einem nie sterbenden Wurme genagt, und nie schlafenden Gewissensbissen zur Beute?"

„Höre auf, o Erbarmen! höre auf, junger Mann! wer immer du sein magst," rief Tranquillinus, der Vater der Jünglinge, aus. „Sprich nicht so strenge zu meinen Söhnen; nur den Thränen ihrer Mutter und meinen Bitten fingen sie an, nachzugeben, und nicht den Foltern, die sie so standhaft aushielten. Warum sollten sie auch ihre unglücklichen Eltern dem Kummer und Elende überlassen? Befiehlt eure Religion dieß, und heißt ihr dieß heilig?"

„Warte in Geduld, mein guter Alter," sagte Sebastian mit dem freundlichsten Blicke und Tone der Stimme, „und laß mich zuerst mit deinen Söhnen sprechen. Sie wissen, was ich meine, was du jetzt noch nicht kannst, aber mit Gottes Gnade auch bald sollst. Euer Vater hat allerdings Recht, wenn er sagt, daß ihr um seinet- und eurer Mutter willen geschwankt habet, ob ihr nicht dieselben Dem vorziehen sollet, welcher sprach: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth. Ihr könnt nicht hoffen, für diese eure betagten Eltern das ewige Leben zu erkaufen durch euern eigenen Verlust desselben. Wollt ihr sie dadurch zu Christen machen, daß ihr das Christenthum aufgebt? Wollt ihr sie zu Streitern des Kreuzes machen, indem ihr seine Fahne verlasset? Wollt ihr ihnen zeigen, daß seine Lehre kostbarer ist, als das Leben, indem ihr das Leben derselben vorziehet? Wollt ihr für sie nicht das sterbliche Leben des vergänglichen Leibes, sondern das ewige

Leben der Seele erlangen, dann beeilet euch selbst, es zu erwerben; leget zu den Füßen eures Erlösers die Kronen nieder, die ihr empfangen werdet, und bittet für das Heil eurer Eltern."

„Genug, genug, Sebastian, wir sind entschlossen," riefen beide Brüder zugleich aus.

„Claudius," sagte der Eine, „lege mir die Ketten wieder an, die du mir abgenommen hast."

„Nikostratus," setzte der Andere hinzu, „gib Befehl, daß das Todesurtheil vollzogen werde." Doch weder Claudius, noch Nikostratus rührten sich.

„Lebe wohl, lieber Vater! lebe wohl, theuerste Mutter!" riefen sie, abwechselnd ihre Eltern umarmend.

„Nein," versetzte der Vater, „wir trennen uns nimmer. Nikostratus geh', und sag' dem Chromatius, daß ich von diesem Augenblicke an Christ bin, wie meine Söhne; ich will mit ihnen für eine Religion sterben, die aus Knaben solche Helden machen kann." „Und ich," fuhr die Mutter fort, „will von meinem Manne und von meinen Kindern nicht getrennt werden."

Die Scene, welche folgte, läßt sich nicht beschreiben. Alle waren tief bewegt, Alle weinten. Auch die andern Gefangenen nahmen Theil an diesen neuen Gefühlen, und Sebastian sah sich von einer Gruppe Männer und Frauen umgeben, getroffen von der Gnade, durch ihren Einfluß gesänftigt und durch ihre Macht überwunden; Alles jedoch war verloren, wenn Einer zurückblieb. Er sah die Gefahr, nicht für sich selbst, sondern für die Kirche, wenn eine plötzliche Entdeckung gemacht würde, und für jene Seelen, welche an der Grenze des Lebens schwebten. Einige hingen an seinem Arme, Andere umfaßten seine Kniee, Manche küßten seine Füße, als wäre er ein Geist des Friedens, wie Petrus einen im Gefängnisse zu Jerusalem erblickte.

Zwei allein hatten ihre Gedanken nicht ausgesprochen.

Nikostratus war allerdings gerührt, aber keineswegs gewonnen. Seine Gefühle waren aufgeregt, allein seine Ueberzeugungen unerschüttert. Sein Weib Zoë kniete vor Sebastian mit flehendem Blicke und ausgestreckten Armen, aber sie konnte kein Wort sprechen.

„Komm, Sebastian," sagte der Archivar, denn diese Stelle bekleidete Nikostratus, „es ist für dich Zeit, fortzugehen. Ich kann nicht umhin, die Aufrichtigkeit des Glaubens und den Edelmuth des Herzens zu bewundern, welcher dich so handeln läßt, wie du gehandelt hast, und welcher diese jungen Männer in den Tod führt; aber meine Pflicht ist gebieterisch und muß meine persönlichen Gefühle überwiegen."

„Und glaubst du nicht mit den Uebrigen?"

„Nein, Sebastian, ich gebe nicht so leicht nach; ich muß stärkere Beweise haben, als sogar deine Tugend."

„O sprich dann du zu ihm," sagte Sebastian zu Zoë, „sprich, gläubiges Weib, sprich zum Herzen deines Mannes; denn ich müßte mich wirklich täuschen, wenn diese deine Blicke mir nicht sagen, daß wenigstens du glaubest."

Zoë bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Du hast sie im Innersten erschüttert, Sebastian," sagte ihr Gemahl; „weißt du nicht, daß sie stumm ist?"

„Ich wußte es nicht, edler Nikostratus; denn als ich sie das letzte Mal in Asien sah, konnte sie sprechen."

„Vor sechs Jahren," erwiederte der Andere mit bewegter Stimme, „wurde ihre sonst beredte Zunge gelähmt, und sie hat seitdem kein einziges Wort hervorgebracht."

Sebastian schwieg einen Augenblick stille, dann erhob er plötzlich seine Arme, und streckte sie aus, wie die Christen immer im Gebete thaten, erhob seine Augen zum Himmel, und brach dann in folgende Worte aus: „O Gott! Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Anfang dieses Werkes ist

Dein, möge auch die Vollendung desselben Dir allein gehören. Zeige Deine Macht, denn es ist vonnöthen; übergib sie einmal dem schwächsten und ärmsten Deiner Werkzeuge. Laß mich, obgleich höchst unwürdig, das Schwert Deines siegreichen Kreuzes so schwingen, daß die Geister der Finsterniß davor fliehen und Dein Heil uns Alle umfassen möge! Zoë, blicke noch einmal zu mir auf!"

Alle schwiegen stille, als Sebastian nach einem kurzen innern Gebete mit seiner Rechten über ihren Mund das Zeichen des Kreuzes machte, mit den Worten: „Zoë, sprich, glaubest du?"

„Ich glaube an den Herrn Jesum Christum," erwiederte sie mit klarer, fester Stimme und fiel Sebastian zu Füßen.

Laut aufschreiend warf sich Nikostratus vor ihm auf die Kniee und badete Sebastian's rechte Hand mit seinen Thränen. Der Sieg war vollständig, Jedermann war gewonnen, und sogleich wurden Schritte gethan, eine Entdeckung zu verhindern. Die für die Gefangenen verantwortliche Person konnte sie an einen Ort bringen, wohin sie wollte, und Nikostratus brachte sie Alle, nebst Tranquillinus und seiner Frau, in sein Haus, wo sie volle Freiheit genoßen. Sebastian verlor keine Zeit, sie unter die Obhut des heiligen Priesters Polycarp an der Kirche von St. Pastor zu stellen. Es war ein so besonderer Fall, und erforderte ein solches Geheimniß, und die Zeiten waren so drohend und alle neuen Aufreizungen der Heiden mußten so sehr vermieden werden, daß der Unterricht beschleunigt wurde und Tag und Nacht fortging, so daß die Taufe schnell ertheilt wurde.

Die neue Christenheerde wurde durch ein frisches Wunder ermuntert und getröstet. Tranquillinus, welcher schwer an der Gicht litt, wurde durch die Taufe plötzlich und vollkommen wieder hergestellt. Chromatius war der Präfect der Stadt, welchem Nikostratus für seine Gefangenen verantwortlich war, und dieser Beamte konnte das Ereigniß nicht lange

vor ihm verbergen. Es handelte sich wirklich um Leben und Tod für sie Alle, aber nun durch den Glauben gestärkt, waren sie für Beides bereit. Chromatius war ein Mann von geradem Charakter und kein Liebhaber der Verfolgung; er hörte mit Interesse die Erzählung des Vorfalls an. Als er aber Tranquillinus' Heilung vernahm, machte es auf ihn großen Eindruck. Er war selbst ein Opfer der nämlichen Krankheit, und litt furchtbare Qualen. „Wenn das," sagte er, „was ihr berichtet, wahr ist, und wenn ich an mir selbst die Erfahrung dieser heilenden Kraft machen kann, so werde ich gewiß der Wahrheit eurer Religion nicht widerstehen."

Man schickte nach Sebastian. Die Taufe zu ertheilen, ohne vorhergehenden Glauben, als eine Probe ihrer heilenden Wirksamkeit, würde ein Aberglauben gewesen sein. Sebastian schlug einen andern Weg ein, was wir später berichten werden, und Chromatius wurde vollständig wieder geheilt. Er empfing bald darauf die Taufe nebst seinem Sohne Tiburtius.

Es war natürlich unmöglich für ihn, in seinem Amte zu bleiben, und er legte demgemäß dasselbe in die Hand des Kaisers nieder. Tertullus, der Vater des hoffnungsvollen Corvinus und Präfect des Prätoriums, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Daraus wird der Leser entnehmen, daß die so eben aus den Acten des heiligen Sebastian berichteten Ereignisse ein wenig vor dem Anfang unserer Erzählung sich zugetragen hatten; denn in einem früheren Kapitel nannten wir Corvinus' Vater bereits als Präfect der Stadt.

Wir wollen nun wieder auf den Abend zurückkommen, wo Sebastian und Pancratius mit den meisten der oben angeführten Personen in dem Zimmer des Officiers zusammentrafen. Viele von ihnen wohnten in dem Pallaste oder in der Nähe desselben, und außer denselben waren noch gegenwärtig Castulus, welcher eine hohe Stelle am

Hofe begleitete *, und sein Weib Irene. Schon früher waren einige Zusammenkünfte gehalten worden, zur Besprechung eines Planes, um den vollständigern Unterricht der Bekehrten zu sichern, und so viele Personen der Beobachtung zu entziehen, deren veränderte Lebensweise und Zurücktritt vom Amte Erstaunen oder eine Untersuchung verursachen konnte. Sebastian hatte von dem Kaiser für Chromatius die Erlaubniß erlangt, sich auf ein Landhaus in Campanien zurückziehen zu dürfen, und es war ausgemacht worden, daß eine beträchtliche Anzahl der Neophyten hier mit ihm zusammenkommen, und Eine Haushaltung bildend im religiösen Unterrichte fortschreiten und gemeinsam die Pflichten der Frömmigkeit üben sollte.

Die Jahreszeit war gekommen, wo Jedermann auf's Land ging, und der Kaiser selbst stand im Begriffe, sich nach der Küste von Neapel zu begeben, und wollte dann eine Reise nach Süditalien machen. Es war deßhalb ein günstiger Moment, den vorher verabredeten Plan auszuführen. In der That feierte der Papst, wie berichtet wird, an dem Sonntag, welcher auf diese Bekehrung folgte, die heiligen Mysterien in dem Hause des Nikostratus, und schlug diese Entfernung aus der Stadt vor.

Bei dieser Versammlung wurden nun alle Einzelheiten bestimmt; verschiedene Partien sollten im Laufe der folgenden Tage auf verschiedenen Wegen aufbrechen, eine direct auf der appischen Straße, einige der lateinischen entlang, andere um Tibur herum und auf einem Gebirgswege durch Arpinum, alle aber sollten in der Villa unweit von Capua zusammentreffen. Während der ganzen Besprechung dieser etwas langweiligen Anordnungen zeigte sich Torquatus, einer der frühern, durch Sebastian's Besuch bekehrten Gefangenen, vorlaut, ungeduldig und ungestüm. Er fand an

* Es wird nicht erwähnt, was er eigentlich war.

jedem Plan einen Fehler, schien mit der ihm gegebenen Richtung nicht zufrieden, sprach fast verächtlich von dieser Flucht der Gefahr, wie er es nannte, und rühmte sich für seinen Theil, als ein Christ bereit zu sein, morgen auf das Forum zu gehen, jeden Altar umzuwerfen und vor jedem Richter als Christ aufzutreten. Alles wurde gesagt und gethan, um ihn zu besänftigen und abzukühlen, und man fühlte, daß es höchst wichtig war, ihn mit den Uebrigen auf's Land zu nehmen. Er bestand jedoch darauf, seinen eigenen Weg zu gehen.

Nur Ein Punkt blieb noch zur Entscheidung übrig: wer nämlich die kleine Colonie anführen und leiten sollte. Hier erneuerte sich wieder ein Streit der Liebe zwischen dem Priester Polycarp und Sebastian; jeder wünschte, in Rom zu bleiben, und hier die erste Aussicht auf das Martyrthum zu haben; aber ein von dem Papste überbrachter Brief, der an seinen geliebten Sohn Polycarp, Priester an der Kirche von St. Pastor, gerichtet war, machte dem Streit schnell ein Ende. Er befahl ihm darin, die Bekehrten zu begleiten und Sebastian die schwierige Pflicht zu überlassen, die Bekenner zu ermuthigen und die Christen in Rom zu beschützen. Dieß hören und gehorchen war eins, und die Versammlung brach mit einem Gebete der Danksagung auf.

Nachdem Sebastian von seinen Freunden zärtlichen Abschied genommen hatte, bestand er darauf, Pancratius heim zu begleiten. Als sie im Begriffe standen, das Zimmer zu verlassen, bemerkte dieser: „Sebastian, ich mag diesen Torquatus nicht recht; ich fürchte, er wird uns noch Mühe machen."

„Die Wahrheit zu sagen," antwortete der Krieger, „möchte ich auch, er wäre anders; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er ein Neophyte ist, mit der Zeit und mit Gottes Gnade wird er sich bessern."

Als sie den Vorhof des Pallastes betraten, hörten sie ein wahres Babel von rauhen Stimmen, dazwischen rohes Gelächter und manchmal ein Geheul, das aus dem an-

stoßenden Hof kam, worin die Quartiere der mauritanischen Bogenschützen waren. Ein Feuer schien in der Mitte desselben zu brennen, denn der Rauch und die Funken erhoben sich über die benachbarten Säulengänge.

Sebastian trat zu der Schildwache im Hof, wo sie waren, und fragte: „Freund! was geht da unter unsern Nachbarn vor?"

„Die schwarze Sklavin," versetzte er, „welche ihre Priesterin, und mit ihrem Anführer verlobt ist, wenn sie ihre Freiheit erkaufen kann, ist zu einer mitternächtlichen religiösen Feierlichkeit hereingekommen, und dieser furchtbare Lärm findet jedesmal statt, so oft sie kommt."

„Wirklich," sagte Pancratius, „und kannst du mir sagen, was für eine Religion diese Afrikaner befolgen?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr!" erwiederte der Soldat, „wenn es nicht sogenannte Christen sind."

„Was bringt dich auf diesen Gedanken?"

„Nun, ich habe gehört, daß die Christen bei Nacht zusammenkommen und abscheuliche Lieder singen und alle Arten von Verbrechen begehen; sie kochen und essen das Fleisch eines zu diesem Zweck gemordeten Kindes * — just was eben hier vorzugehen scheint."

„Gute Nacht! Kamerad," sagte Sebastian, und dann, als sie eben aus der Vorhalle traten, rief er aus: „Ist es nicht sonderbar, Pancratius, daß, trotz allen unsern Anstrengungen, wir, die wir uns bewußt sind, nur den Einen lebendigen Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, die wir wissen, was für Sorgfalt wir anwenden, um uns von Sünde unbefleckt zu erhalten, und die wir lieber sterben, als ein unreines Wort aussprechen möchten, daß wir, sage ich, nach 300 Jahren noch von den Leuten mit den

* Solche Vorstellungen vom christlichen Gottesdienste waren unter dem Volke allgemein verbreitet.

Anhängern des niedrigsten Aberglaubens verwechselt werden und daß man unsere Religion gerade mit dem Götzendienst gleichstellt, den wir über Alles verabscheuen? Wie lange noch, o Herr! wie lange?"

„So lange," sagte Pancratius, indem er auf den Stufen der Vorhalle stehen blieb, und nach dem nun abnehmenden Mond blickte, „so lange, als wir in diesem blassen Lichte wandeln und bis die Sonne der Gerechtigkeit über unser Land aufgeht in ihrer Schönheit und es mit ihrem Glanze erleuchtet. Sebastian, sag' mir, von wo aus du die Sonne am liebsten aufgehen siehst?"

„Der lieblichste Sonnenaufgang, den ich je gesehen," erwiederte der Krieger, indem er auf seines Begleiters wunderliche Frage einging, „war von dem Gipfel des latialischen Berges * neben dem Tempel Jupiters. Die Sonne kam hinter dem Berge hervor, und warf dessen ungeheuern Schatten wie eine Pyramide über die Ebene und weit über die See hin; dann, als sie höher stieg, nahm derselbe ab und zog sich zurück; mit jedem Augenblick erfaßte das Licht einen neuen Gegenstand, zuerst die Galeeren und Boote auf dem Wasser, dann die Küste mit ihren hüpfenden Wogen, und nach und nach funkelte ein weißes Gebäude um das andere in dem frischen Lichte, bis zuletzt das majestätische Rom selbst mit seinen thurmhohen Zinnen im Glanze des Tages strahlte. Es war wirklich ein wunderschöner Anblick, wie ihn die im Thale unten sich nicht hätten vorstellen können."

„Gerade, wie ich es erwartete, Sebastian," bemerkte Pancratius; „und so wird es sein, wenn jene glänzendere Sonne voll aufgeht über dieß umnachtete Land. Wie schön wird dann der Anblick sein, wenn die Schatten sich zurückziehen und jeden Augenblick ein anderer der jetzt noch verborgenen Reize unseres heiligen Glaubens und Gottes-

* Nun Monte Cavo, oberhalb Albano.

dienstes an's Licht tritt, bis die Kaiserstadt selbst im glänzenden Lichte erscheint, ein heiliges Abbild der Stadt Gottes. Werden die in jenen Zeiten Lebenden diese Schönheiten sehen und nach ihrem Werthe schätzen? Oder werden sie nur auf den engen Raum in ihrer Nähe schauen, und die Hand vor das Auge halten, um es vor dem plötzlichen Glanze zu schützen? Ich weiß nicht, theurer Sebastian, aber ich hoffe, daß du und ich dann auf dieß große Schauspiel herabblicken werden von einem Orte, wo es allein recht gewürdigt werden kann, von einem Berge, höher als Jupiters, sei es der albanische oder olympische, indem wir auf jenem heiligen Berge verweilen, wo das Lamm steht, von dessen Füßen Ströme des Lebens ausfließen" *.

Sie setzten ihren Gang stillschweigend durch die glänzend erleuchteten Straßen fort †, und als sie Lucina's Haus erreicht und einander herzlich gute Nacht gesagt hatten, schien Pancratius einen Augenblick zu zögern, und sprach dann: „Sebastian, du sagtest diesen Abend etwas, was ich gerne erklärt haben möchte."

„Und was denn?"

„Als du mit Polycarp strittest, wer nach Campanien gehen oder in Rom zurückbleiben sollte, versprachest du, wenn du da bliebest, recht vorsichtig zu sein, und dich nicht unnöthigen Gefahren auszusetzen; denn, fügtest du hinzu, daß eine Absicht in deiner Seele sei, die dich kräftig zurückhalten würde; aber wenn diese erfüllt sei, so würdest du es schwer finden, dein sehnendes Verlangen zu zügeln, für Christum dein Leben zu geben."

* „Vidi supra montem Agnum stantem, desub cujus pede fons vivus emanat." Officium des heiligen Clemens. — † Ammian Marcellinus sagt uns, daß zur Zeit des Verfalls des Reiches die Straßen bei Nacht taghell erleuchtet waren. „Et haec confidenter agebat (Gallus) ubi pernoctantium luminum claritudo dierum solet imitari fulgorem." Lib. 14. c. 1.

„Und warum, Pancratius, wünschest du so sehr, diesen thörichten Gedanken von mir zu wissen?"

„Weil ich, ich muß es gestehen, wirklich begierig bin, zu erfahren, was dieß für ein Gegenstand sein kann, der mächtig genug ist, in dir die Sehnsucht nach dem zurückzuhalten, was du, wie ich weiß, für das höchste Ziel eines Christen hältst."

„Es thut mir Leid, mein lieber Knabe, daß es nicht in meiner Macht ist, es dir jetzt zu sagen; aber du sollst es einmal erfahren."

„Versprichst du es mir?"

„Ja, feierlich; Gott segne dich!"

Elftes Kapitel.

Ein Gespräch mit dem Leser.

Wir wollen den Feiertag benützen, welchen Rom eben genießt, indem es seine Einwohner auf die benachbarten Hügel entsendet oder nach dem ganzen Strich der Seeküste von Genua bis Pästum zum Vergnügen zu Wasser und zu Land, und versuchen, unserm Leser etwas mitzutheilen, was geeignet sein möchte, auf das, was wir bereits geschrieben haben, ein Licht zu werfen und ihn für das Folgende vorzubereiten.

Durch die sehr gedrängte Form, in welcher die erste Geschichte der Kirche im Allgemeinen studirt wird, und die unchronologische Anordnung in den Biographien der Heiligen, wie wir sie gewöhnlich lesen, können wir leicht zu einer irrigen Ansicht von dem Zustande unserer ersten christlichen Vorfahren geführt werden, und zwar auf zwei verschiedenen Wegen.

Wir können uns einbilden, daß in den ersten drei Jahrhunderten die Kirche unausgesetzt unter wirklichen Ver-

folgungen litt; daß die Gläubigen unter Furcht und Zittern anbeteten und fast immer in den Katakomben lebten; daß die Religion blos existirte, und fast keine Gelegenheit hatte, sich nach Außen zu entwickeln oder im Innern zu organisiren, ohne allen äußern Glanz, kurz, daß es eine Periode des Kampfes und der Trübsal war, ohne einen Zwischenraum des Friedens oder Trostes. Auf der andern Seite könnten wir glauben, daß diese drei Jahrhunderte durch zehn unterschiedene Verfolgungen in Epochen abgetheilt wurden, theils von längerer, theils von kürzerer Dauer, die aber von einander durch vollkommen ruhige Zeiten genau getrennt waren. Diese beiden Ansichten sind irrig, und wir wollen den wirklichen Zustand der christlichen Kirche unter den verschiedenen Umständen dieses höchst wichtigen Theils ihrer Geschichte genauer bestimmen.

Als einmal die Verfolgung gegen die Kirche losgebrochen war, so kann man sagen, daß sie nie ganz aufhörte, bis sie unter Constantin den Frieden erlangte. Ein Verfolgungsedict, einmal von einem Kaiser erlassen, wurde selten zurückgenommen, und wiewol die Strenge in der Ausführung durch die Thronbesteigung eines mildern Regenten allmälig nachlassen oder aufhören mochte, so wurde es doch nie ein ganz todter Buchstabe, sondern blieb eine gefährliche Waffe in der Hand eines grausamen oder bigotten Gouverneurs einer Stadt oder Provinz. Daher finden wir in den Zwischenräumen zwischen den größern, durch ein neues Decret angeordneten Verfolgungen viele Martyrer, welche ihre Kronen entweder der Volkswuth oder dem Hasse der Lokalbehörden gegen das Christenthum verdankten. Daher lesen wir auch von einer schweren Verfolgung in einem Theil des Reichs, während andere Theile sich eines vollkommenen Friedens erfreuten.

Vielleicht werden einige Beispiele über die verschiedenen Phasen der Verfolgung die wirklichen Verhältnisse

der ersten Kirche zum Staate besser beleuchten, als eine bloße Beschreibung, und der gelehrtere Leser kann diese Abschweifung überschlagen oder muß die Geduld haben, wiederholt zu hören, womit er so vertraut ist, daß es als Gemeinplatz erscheinen wird.

Trajan gehörte keineswegs zu den grausamen Kaisern, im Gegentheil, er war von Natur gerecht und gnädig. Allein obgleich er keine neuen Edicte gegen die Christen erließ, so verherrlichten doch viele edle Martyrer, unter ihnen der heilige Ignatius, Bischof von Antiochia, zu Rom, und der heilige Simeon zu Jerusalem, ihren Meister unter seiner Regierung. Als Plinius der Jüngere ihn um die Art und Weise fragte, wie er mit den Christen verfahren sollte, welche vor ihn als Statthalter von Bithynien gebracht werden möchten, so gab ihm der Kaiser in der That eine Richtschnur, welche die niedrigste Norm der Gerechtigkeit anzeigt, nämlich, daß sie nicht aufgesucht, aber wenn angeklagt, gestraft werden sollten. Hadrian, welcher kein Verfolgungsdecret erließ, gab auf eine ähnliche Frage des Proconsuls von Asien, Serenius Granianus, eine gleiche Antwort. Auch erlitt unter ihm, und sogar auf seinen eigenen Befehl, die unerschrockene Symphorosa mit ihren sieben Söhnen zu Tibur oder Tivoli einen grausamen Martertod. Eine schöne Inschrift in den Katakomben erwähnt des Marius, eines jungen Officiers, welcher unter diesem Kaiser sein Blut für Christus vergoß *. In der That lehrt uns der heilige Justin, Martyrer, der große Apologet des Christenthums, daß er seine Bekehrung der Standhaftigkeit der Martyrer unter diesem Kaiser verdanke. Auf gleiche Weise hatten, ehe der Kaiser Septimus Severus seine Verfolgungsedicte veröffentlichte, viele Christen die Martern und den Tod erlitten, so z. B. die berühmten Martyrer

* Roma subterr. l. III. c. 22.

von Scillita in Afrika und die heilige Perpetua und Felicitas mit ihren Genossinnen; die Acten dieses Martyrthums, welche das Tagebuch der erst genannten zwanzigjährigen, edlen Dame enthalten, das sie bis auf den Vorabend ihres Todes selbst führte, bilden eines der rührendsten und schönsten Documente, welche aus der alten Kirche auf uns gekommen sind.

Aus diesen historischen Thatsachen wird es erhellen, daß, während von Zeit zu Zeit eine strengere und allgemeine Verfolgung des christlichen Namens durch das ganze Reich herrschte, ein theilweiser und lokaler Stillstand und zuweilen sogar eine allgemeine Unterbrechung der Strenge stattfand. Ein Fall dieser Art hat uns höchst interessante Nachrichten aufbewahrt, die unsern Gegenstand berühren. Als die Verfolgung des Severus in einigen Theilen nachgelassen hatte, begab es sich, daß Scapula, der Proconsul von Afrika, dieselbe in seiner Provinz mit zügelloser Grausamkeit verlängerte. Er hatte unter Andern den Mavilus von Adrumetum verurtheilt, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, als er von einer schweren Krankheit befallen wurde. Tertullian, der älteste lateinische Kirchenschriftsteller, richtete nun einen Brief an ihn, worin er ihn auffordert, diese Heimsuchung als eine Warnung hinzunehmen und seine Verbrechen zu bereuen; er erinnert ihn an viele Gerichte, welche grausame Richter der Christen in verschiedenen Theilen der Welt getroffen hätten. Doch so groß war die Nächstenliebe dieser frommen Christen, daß sie, wie Tertullian erwähnt, für ihres Feindes Wiederherstellung eifrige Gebete aufopferten!

Sodann sagt er ihm, daß er seine Pflichten sehr wohl erfüllen könne, ohne Grausamkeiten zu üben, indem er handle wie andere Magistrate vor ihm. Cincius Severus z. B. legte den Angeklagten die Antworten in den Mund, die sie geben sollten, um frei zu werden. Vespronius

Candidus entließ einen Christen auf den Grund, daß seine Verurtheilung Volksaufstände ermuthigen würde. Asper, als er Einen bei der Anwendung der gelinden Foltergrade bereit sah, zu wanken, wollte nicht weiter in ihn dringen, und drückte sein Bedauern aus, daß solch' ein Fall vor ihn gebracht worden sei. Pudens erklärte beim Lesen einer Anklageacte den Rechtstitel für ungiltig, weil verläumderisch, und brach das Verfahren ab.

Wir sehen daraus, wie viel von dem Temperamente und vielleicht von den Tendenzen der Statthalter und Richter abhing, um sogar kaiserlichen Verfolgungsedicten Nachdruck zu geben; der heilige Ambrosius erzählt uns, daß manche Statthalter sich rühmten, aus ihren Provinzen ihr Schwert unbefleckt mit Blut (incruentos enses) zurückgebracht zu haben.

Wir können daraus leicht abnehmen, wie zu einer Zeit eine wilde Verfolgung in Gallien, oder Afrika, oder in Asien wüthen konnte, während der größte Theil der Kirche des Friedens genoß. Allein Rom war unstreitig der Platz, welcher häufigen Ausbrüchen des feindseligen Geistes am meisten ausgesetzt war, so daß es in den ersten drei Jahrhunderten als das Privilegium der Päpste betrachtet werden durfte, für den Glauben Blutzeugenschaft abzulegen. Zum Papst erwählt werden, war gleichbedeutend mit der sichern Aussicht auf die Krone der Martyrer.

Zur Zeit unserer Erzählung genoß die Kirche einen dieser längern Zwischenräume eines beziehungsweisen Friedens, welcher ihrer Entwicklung sehr förderlich war. Seit dem Tode Valerian's im Jahr 268 hatte keine neue förmliche Verfolgung stattgefunden, obwol die Zwischenzeit durch viele edle Martyrer verherrlicht ist. In solchen Perioden konnten die Christen ihr Religionssystem vollständig und sogar mit äußerm Glanze ausbilden. Die Stadt wurde in Districte

oder Pfarreien getheilt, jede mit ihrem Titel oder ihrer Kirche, die von Priestern, Diakonen und untern Dienern versehen wurde. Die Armen wurden unterstützt, die Kranken besucht, die Katechumenen unterrichtet, die Sacramente gespendet; man hielt täglich Gottesdienst, die Bußcanonen wurden von dem Klerus einer jeden Kirche eingeschärft und für diese Zwecke und für andere, welche mit der christlichen Nächstenliebe und der Gastfreundschaft in Verbindung standen, stellte man Sammlungen an. Es wird berichtet, daß im Jahr 250 unter dem Pontificat des Cornelius sich in Rom 46 Priester und 154 niedere Kirchendiener befanden, welche durch das Almosen der Gläubigen nebst 1500 Armen unterstützt wurden *. Diese Zahl der Priester entspricht fast ganz derjenigen der Kirchen, welche der heilige Optatus als damals in Rom befindlich anführt.

Wiewol die Gräber der Martyrer in den Katakomben noch immer ein Gegenstand der Andacht in diesen mehr friedlichen Zwischenzeiten waren, und diese Zufluchtstätten der Verfolgten in Ordnung und baulichem Stande erhalten wurden, so dienten sie damals doch nicht als gewöhnliche Stätten des Gottesdienstes. Die Kirchen, worauf wir bereits angespielt haben, waren oft öffentlich, geräumig und sogar glänzend ausgestattet, auch pflegten Heiden bei den Vorträgen in denselben und bei solchen Theilen der Liturgie gegenwärtig zu sein, welchen die Katechumenen anwohnen durften. Aber im Allgemeinen waren sie in Privatwohnungen, wahrscheinlich aus den großen Hallen oder triclinia gebildet, welche die vornehmern Häuser enthielten. So wissen wir, daß viele von den Kirchen in Rom ursprünglich diesen Charakter trugen. Tertullian erwähnt christliche Begräbnißplätze nnter einem Namen und mit Umständen, welche beweisen, daß sie über der Erde waren,

* Euseb. H. E. lib. VI. c. 43.

denn er vergleicht dieselben mit Dreschtennen, die jedenfalls der Luft ausgesetzt waren.

Ein Brauch des alten römischen Lebens wird einen Einwurf entfernen, der sich darüber erheben mag, in wie weit beträchtliche Volksmassen sich in diesen Plätzen versammeln konnten, ohne Aufmerksamkeit und daher Verfolgung zu erregen. Es war nämlich üblich, daß jeden Morgen von den Reichen ein sogenanntes Lever gehalten wurde, wo Schützlinge oder Clienten und Abgesandte der Freunde, entweder Sklaven oder Freigelassene ihre Aufwartung machten. Einige derselben wurden in den innern Hof zur Audienz vor den Hausherrn zugelassen, während sich Andere nur vorstellten und wieder gehen konnten. Hunderte mochten so durch den vordern oder hintern Eingang in einem großen Hause aus- und eingehen außer der Menge von Haussklaven, Handelsleuten und Andern, welche Zutritt hatten, und man mochte wenig oder keine Notiz davon nehmen.

Wir finden noch eine andere wichtige Erscheinung in dem socialen Leben der ersten Christen, die man kaum glauben könnte, wäre die Thatsache uns nicht durch die ganz authentischen Acten der Martyrer und durch die Kirchengeschichte als gewiß überliefert worden, nämlich das Geheimniß, welches man zu beobachten suchte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Personen, die sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegten, hervorragende, öffentliche Stellungen einnahmen, und sich nahe bei der Person der Kaiser befanden, Christen waren, und doch wurden sie von ihren vertrautesten, heidnischen Freunden nicht beargwöhnt, solche zu sein. Ja, es kamen Fälle vor, wo die nächsten Verwandten in gänzlicher Unwissenheit darüber gehalten wurden. Keine Lüge, keine Verstellung, keine besonders mit der christlichen Moral, oder dem christlichen Glauben unverträgliche Handlung war je erlaubt, um ein solches

Geheimniß zu sichern; aber jede mit dem vollständigen Glauben vereinbarliche Vorsicht wurde ergriffen, um das Christenthum dem Auge des Publikums zu verbergen *. So nothwendig jedoch dieß kluge Verfahren sein mochte, um jede muthwillige Verfolgung zu verhüten, so fielen die Folgen desselben doch oft schwer auf Jene, die es beobachteten. Die heidnische Welt, die Welt der Macht, des Einflusses und des Staates, die Welt, welche Gesetze machte, wie es ihr am Besten zusagte, und dieselben vollzog, die Welt, die irdisches Glück liebte und den Glauben haßte, fühlte sich von einem geheimnißvollen System umgeben, erfüllt und durchdrungen, welches sich ausbreitete, Niemand konnte sehen, wie, und einen Einfluß ausübte, von dem Niemand wußte, woher er kam. Manche Familien waren erstaunt, einen Sohn oder eine Tochter als Anhänger dieser neuen Lehre zu finden, mit welcher sie dieselben nicht in geringster Verbindung glaubten und welche sie in ihrer erhitzten Phantasie und nach den gewöhnlichen Ansichten als einfältig, niederträchtig und antisocial betrachteten. Daher war der Haß gegen das Christenthum sowol politisch als religiös; das System wurde als unrömisch, als der Ausdehnung und der Wohlfahrt des Reichs entgegengesetzt, und als einer unsichtbaren, geistigen Macht gehorsam, angesehen. Man verschrie die Christen als irre-

* Kein häusliches Geheimniß konnte schwieriger sein, als das der Religion des Weibes vor dem Manne. Und doch vermuthet Tertullian, daß dieß nicht ungewöhnlich gewesen sei; denn indem er von einem verheiratheten Weibe spricht, die sich nach dem Brauche in jenen Zeiten der Verfolgung zu Hause selbst communicirte, sagt er: „Laß deinen Ehemann nicht wissen, was du insgeheim, vor jeder andern Speise, genießest; und wenn er etwas von dem Brode erfährt, so soll er nicht wissen, wie man es heißt.“ Ad Uxor. lib. II. c. 5. An einer andern Stelle schreibt er von einem katholischen Ehemanne und seiner Frau, die einander die Communion reichen.

ligiosi in Caesares, unloyal gegen die Kaiser, und dieß war genug. Daher hing ihre Sicherheit und ihr Friede sehr von dem Stande der öffentlichen Meinung ab; gelang es einem Demagogen oder Fanatiker, diese aufzuregen, so konnte weder ihr Läugnen der gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen, noch ihr friedfertiges Benehmen, noch die Ansprüche des civilisirten Lebens sie hinreichend vor solchen Maßnahmen der Verfolgung schützen, wie man sie mit Sicherheit gegen sie anwenden konnte.

Nach diesen abschweifenden Bemerkungen wollen wir den abgebrochenen Faden der Erzählung wieder aufnehmen.

Zwölftes Kapitel.

Der Wolf und der Fuchs.

Die Winke der afrikanischen Sklavin waren an dem schmutzigen Sinn des Corvinus nicht weggeworfen. Ihr eigener Haß gegen das Christenthum entsprang aus dem Umstande, daß eine frühere Herrin von ihr Christin geworden war, und alle ihre übrigen Sklaven freigelassen hatte; allein da sie es für Unrecht hielt, einem so gefährlichen Charakter, wie Afra oder vielmehr Jubala (dieß war ihr eigentlicher Name), in der Welt freien Lauf zu lassen, hatte sie dieselbe an einen andern Besitzer überlassen.

Corvinus hatte Fulvius oft in den Bädern und an andern öffentlich besuchten Plätzen gesehen, und ihn wegen seines Aeußern, seiner Kleidung und Unterhaltung bewundert und beneidet. Allein bei seinen linkischen, scheuen und unbeholfenen Manieren würde er nie den Muth gefunden haben, ihn anzureden, hätte er nicht jetzt entdeckt, daß er, obgleich ein feiner, doch ein ebenso gründlicher Schurke sei, als er selbst. Fulvius' Witz und feine Sitten mochten den Mangel dieser Eigenschaften in seinem eigenen tölpischen

Wesen ersetzen, während seine thierische Stärke und fühllose Rücksichtslosigkeit für jene höhern Gaben ein werthvolles Hilfsmittel sein konnte. Er hatte den jungen Fremden in seiner Gewalt durch die Entdeckung, die er über seinen wahren Charakter gemacht hatte. Er beschloß deßhalb eine Anstrengung zu wagen, und mit Einem ein Bündniß einzugehen, welcher sonst leicht ein gefährlicher Nebenbuhler werden konnte.

Es war ungefähr zehn Tage nach der zuletzt beschriebenen Versammlung, als Corvinus nach den Gärten des Pompejus ging, um da herumzustrolchen. Dieselben nahmen den Raum neben seinem Theater ein, in der Nähe der jetzigen Piazza Farnese. Ein Brand unter der Regierung des Carinus hatte unlängst die sogenannte Scene des Gebäudes zerstört, und Diocletian dieselbe mit großer Pracht wieder hergestellt. Die Gärten zeichneten sich vor andern durch Reihen von Platanenbäumen aus, die einen köstlichen Schatten gewährten. Bildsäulen wilder Thiere, Springbrunnen und künstliche Bäche waren hier verschwenderisch angebracht. Während er so herumschlenderte, faßte er Fulvius in's Gesicht, und machte sich sogleich an ihn hin.

„Was willst du von mir?" fragte der Fremde, mit einem Blick des Erstaunens und der Verachtung auf den schmutzigen Anzug des Corvinus.

„Ich möchte gern mit dir ein Gespräch, das zu deinem Vortheil ausschlagen kann — und zu meinem."

„Letzteres bezweifle ich nicht; aber was für einen Vortheil soll ich davon haben?"

„Fulvius, ich bin ein offenherziger Mensch und mache keine Ansprüche auf deine Eleganz und Artigkeit; allein wir beide haben Ein Geschäft, und folglich Einen Sinn."

Fulvius fuhr zurück und wurde dunkelroth, dann sagte er mit verächtlicher Miene: „Was meinst du, Bursche?"

„Wenn du deine Faust ballst," versetzte Corvinus, „um mir die schönen Ringe an deinen zarten Fingern zu zeigen, so ist das ganz recht; aber wenn du dadurch zu drohen glaubst, so darfst du deine Hand ohne weiteres wieder in die Falten deiner Toga stecken; es ist dann mehr graziös."

„Mach's kurz! Ich frage noch einmal, was meinst du damit?"

„Dieß, Fulvius," flüsterte er ihm in's Ohr, „daß du ein Spion und Angeber bist."

Fulvius war verblüfft, dann sich schnell sammelnd sagte er: „Was für ein Recht hast du, eine so gehässige Beschuldigung gegen mich zu richten?"

„Du entdecktest (auf dieß Wort legte er einen besondern Nachdruck) eine Verschwörung im Oriente, und Diocletian" —

Fulvius fiel ihm in's Wort und fragte: „Wie heißest du, und wer bist du?"

„Ich bin Corvinus, der Sohn des Stadtpräfecten Tertullus."

Dieß schien Alles zu erklären, und Fulvius sagte in milderm Tone: „Hier nicht weiter, ich sehe Freunde kommen; stell' dich morgen bei Tagesanbruch in der patricischen Straße * unter dem Porticus der Bäder des Novatus verkleidet bei mir ein. Wir können da mehr nach Muße sprechen."

Corvinus ging nach Hause, nicht übel zufrieden mit seinem ersten Versuch in der Diplomatik; er verschaffte sich ein schäbigeres Kleid als sein eigenes von einem der Sklaven seines Vaters, und war bei dem ersten Dämmern des Tages an dem bezeichneten Platz. Er hatte lange Zeit zu warten, und verlor fast die Geduld, als er seinen neuen Freund herankommen sah.

* Der Vicus Patricius.

Fulvius war in ein großes Oberkleid wohl eingewickelt, und hatte seinen Hut tief in's Gesicht gedrückt. „Guten Morgen, Kamerad," grüßte er Corvinus; „ich fürchte, ich habe dich in der kalten Morgenluft zu lange warten lassen, besonders da du so leicht gekleidet bist."

„Ich gestehe," versetzte Corvinus, „daß ich mich gelangweilt haben würde, wäre ich nicht durch etwas, was ich so eben beobachtete, ungemein unterhalten und in Erstaunen gesetzt worden."

„Durch was denn?"

„Nun, schon in aller Frühe, lange, vermuthe ich, bevor ich da war, ist die rarste Sammlung von Gegenständen des Mitleids, die man je sah, von allen Seiten hieher gekommen, und durch die hintere Thüre in der engen Straße in dieß Haus eingetreten: Blinde, Lahme, Verstümmelte, Altersschwache, Mißgestaltete aller Art, während durch die vordere Thüre verschiedene Personen eintraten, die offenbar einer andern Klasse angehören."

„Wem gehört das Haus, weißt du es nicht? Es sieht einem großen, alten Baue gleich, aber ziemlich vernachlässigt."

„Es gehört einem sehr reichen, und wie man sagt, höchst geizigen, alten Patricier. Aber schau, da kommen noch mehr."

In diesem Augenblick näherte sich ein sehr schwacher Mann, vom Alter gebeugt, den ein junges, heiteres Mädchen stützte, das, während sie ihn führte, äußerst freundlich mit ihm plauderte.

„Wir sind gleich da," sagte sie zu ihm; „nur noch einige Schritte, und du kannst dann niedersitzen und ausruhen."

„Dank dir, mein Kind," versetzte der arme Greis; „wie freundlich ist es von dir, daß du so früh zu mir gekommen bist!"

„Ich wußte," erwiederte sie, „daß du Hilfe brauchtest, und da ich daheim die überflüssigste Person bin, so dachte ich, ich wolle gehen und dich abholen."

„Ich habe immer gehört, daß Blinde selbstisch sind, und es scheint auch natürlich; aber du, Cäcilia, bist gewiß eine Ausnahme."

„Durchaus nicht, dieß ist nur meine Weise, Selbstsucht zu zeigen."

„Wie so?"

„Nun, erstens habe ich den Vortheil deiner Augen, und dann die Freude, dich zu stützen. »Ich bin ein Auge des Blinden,« das bist du, und „ein Fuß dem Lahmen«, das bin ich" *.

Als sie so sprachen, erreichten sie die Thüre.

„Das Mädchen ist blind," sagte Fulvius zu Corvinus. „Siehst du nicht, wie sie gerade ausgeht, ohne rechts oder links zu schauen?"

„So ist's," erwiederte der Andere. „Ist denn dieß nicht der so oft besprochene Platz, wo Bettler zusammenkommen, wo die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, und Alle miteinander schmausen? Doch bemerkte ich, daß diese Leute von den Bettlern auf der aricischen Brücke † so verschieden waren. Sie hatten ein respectables und sogar heiteres Aussehen und keiner sprach mich um Almosen an, als er vorbeiging."

„Es ist sehr sonderbar; ich möchte gern hinter das Geheimniß kommen. Vielleicht ließe sich da ein guter Schnitt machen. Der alte Patricier, sagt man, ist sehr reich?"

„Ungeheuer!"

„Hm! wie könnte man es anstellen, hineinzukommen?"

* Job 29, 15. — † Der in der Nähe Roms durch zudringliche Bettler am meisten bekannte Platz.

„Ich hab's! Ich ziehe meine Schuhe aus, verdrehe ein Bein, wie ein Krüppel, und schließe mich an die nächste Gruppe der seltsamen Leute, die kommt, und gehe keck hinein, indem ich's mache, wie sie."

„Dieß wird es schwerlich thun; verlaß dich darauf, Jeder von diesen Leuten ist im Hause bekannt."

„Gewiß nicht; denn mehrere von ihnen fragten mich, ob dieß das Haus von Fräulein Agnes sei."

„Von wem?" fragte Fulvius betroffen.

„Warum schaust du mich so an?" sagte Corvinus; „es ist das Haus ihrer Eltern, aber sie ist besser bekannt, als diese, da sie eine junge Erbin, und beinahe so reich ist, als ihre Base Fabiola."

Fulvius schwieg einen Augenblick still; ein starker Verdacht, zu fein und wichtig, um seinem rohen Spießgesellen mitgetheilt zu werden, fuhr ihm durch den Kopf. Er sagte deßhalb zu Corvinus: „Wenn du gewiß weißt, daß diese Leute im Hause nicht genau bekannt sind, so versuche deinen Plan. Ich habe das Fräulein schon früher getroffen, und will es bei der vordern Thüre probiren; so haben wir eine doppelte Aussicht auf's Gelingen."

„Weißt du, was ich gerade für einen Gedanken gehabt habe, Fulvius?"

„Gewiß einen recht schönen."

„Nun, wenn du und ich sich bei einer Unternehmung vereinigen, haben wir immer zwei gute Aussichten."

„Welche denn?"

„Dieselben wie der Fuchs und der Wolf, wenn sie sich verschwören, einen Schafstall zu berauben."

Fulvius warf einen verächtlichen Blick auf ihn, welchen Corvinus mit einem häßlichen Seitenblick erwiederte, und jeder ging auf seinen angewiesenen Posten.

Dreizehntes Kapitel.

Charitas.

Da wir weder mit dem Wolf, noch mit dem Fuchs in das Haus der Agnes hineingehen mögen, so wollen wir uns im Geiste sogleich in's Innere desselben versetzen.

Agnes' Eltern stammten aus einem alten, edlen Geschlechte, auch war ihre Familie keine neubekehrte, sondern zählte mehrere Generationen, welche den Glauben bekannt hatten. Wie man in heidnischen Familien das Andenken an Vorfahren hochhielt, die einen Triumph gewonnen, oder hohe Aemter im Staate bekleidet hatten, so wurde in diesem und andern christlichen Häusern die Erinnerung an jene Verwandten mit frommer Ehrfurcht und edlem Stolze bewahrt, welche in den letzten 150 Jahren, oder früher, die Palme des Martyrthums getragen, oder höhere Würden in der Kirche eingenommen hatten. Allein obgleich schon viele Zweige des so veredelten Stammes ihr Blut für Christum vergossen hatten, so stand der Stamm doch noch immer aufrecht, und hatte viele wiederholte Stürme überlebt. Dieß mag auffallend scheinen; aber wenn wir bedenken, wie mancher Soldat einen ganzen Feldzug und viele Schlachten durchmacht, ohne eine Wunde zu erhalten, oder wie manche Familie bei einer Pest unberührt davonkommt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Vorsehung über die Wohlfahrt der Kirche dadurch wachte, daß sie in derselben, durch die fortdauernde Erhaltung alter Familien, eine lange, ununterbrochene Kette der Tradition bewahrte, so daß die Gläubigen sagen konnten: „Hätte der Herr der Heerschaaren uns nicht einen Samen gelassen, so wären wir Sodoma, so wären wir Gomorrha ähnlich" *.

* Is. 1, 9.

Alle Ehren und Hoffnungen dieser Familie vereinigten sich nun in einer Einzigen, deren Name unserm Leser bereits bekannt ist, in Agnes, dem einzigen Kinde dieses alten Hauses. Ihren Eltern geschenkt, als sie eben die Hoffnung aufgeben wollten, einen Sprößling zu erhalten, war sie von Kindheit an mit so sanfter Gemüthsart, einer solchen Gelehrigkeit und Verständigkeit gesegnet, besaß eine solche Einfalt und Unschuld der Sitten, daß sie für das ganze Haus, von den Eltern bis zu dem geringsten Diener herab, als der gemeinsame Gegenstand der Liebe und beinahe Verehrung aufwuchs. Nichts schien die feste Tugendhaftigkeit ihres Wesens zu verderben oder zu verkehren, sondern ihre guten Eigenschaften entwickelten sich in harmonischem Gleichgewicht, und in dem jugendlichen Alter, in welchem wir sie finden, vereinigte sich in ihr ein hoher Grad von Anmuth mit gereiftem Verstand. Sie theilte ganz die tugendhaften Gesinnungen ihrer Eltern, und bekümmerte sich so wenig um die Welt, als diese. Sie lebte mit ihnen in einem kleinen Theil der Wohnung, welcher elegant, obgleich nicht üppig ausgestattet war, auch war ihre Einrichtung allen ihren Bedürfnissen angemessen. Hier empfingen sie die wenigen Freunde, mit welchen sie vertraute Beziehungen unterhielten. Fabiola kam manchmal auf Besuch, wiewol Agnes es vorzog, zu ihr in's Haus zu gehen, und sie drückte oft gegen ihre junge Freundin ihr Verlangen nach dem Tage aus, wenn sie eine angemessene eheliche Verbindung treffen und dem Hause neue Schönheit und Glanz verleihen würde. Denn ungeachtet des Voconischen Gesetzes über die Erbschaft der Frauen *, das nun ganz veraltet war, hatte Agnes von Seitenverwandten bedeutende persönliche Zulagen zu dem Familienbesitzthum erhalten.

* „Ne quis haeredem virginem neque mulierem faceret,“ daß Niemand eine Jungfrau, oder ein Weib zu seiner Erbin machen dürfe. — Cicero in Verrem. 1.

Im Allgemeinen natürlich schrieb die heidnische Welt, welche Besuche machte, den äußern Schein dem Geize zu, und berechnete, was für ungeheure Schätze die knauserigen Eltern bei Seite gelegt haben müßten; auch glaubten sie, daß Alles, was jenseits der festen Mauer lag, die den zweiten Hof abschloß, dem Verfall und Einsturz überlassen bliebe. Es war jedoch nicht so; der innere Theil des Hauses, aus einem großen Hofe bestehend und dem Garten, mit einer einzelstehenden Speisehalle oder einem triclinium, war in eine Kirche verwandelt, und der obere Theil des Hauses, welcher von dort aus zugänglich war, war der Ausübung jener reichlichen Mildthätigkeit gewidmet, welche die Kirche als ein Geschäft ihres Lebens behandelte. Er stand unter der Obhut und Leitung des Diakons Reparatus und seines Exorzisten Secundus, die vom Papste von Amtswegen mit der Sorge für die Kranken, Armen und Fremdlinge betraut waren, in einem der sieben Sprengel, in welche der Papst Cajus ungefähr fünf Jahre vorher die Stadt zu diesem Zwecke getheilt hatte, indem er jeden Sprengel einem der sieben Diakone der römischen Kirche überwies.

Es waren Gemächer bereit gehalten, um Fremdlinge zu beherbergen, welche aus der Ferne kamen, und von andern Kirchen empfohlen wurden, und ein frugales Mahl war für sie bestimmt. Im obern Stocke befanden sich Zimmer zu einem Hospital für Bettlägerige, Altersschwache und Kranke, unter der Leitung von Diakonissinnen und solchen Gläubigen, welche an diesem Werke der Liebe Theil nehmen wollten. Hier hatte das blinde Mädchen seine Zelle, wiewol sie sich weigerte, ihre Nahrung im Hause zu nehmen, wie wir gesehen haben. Das tablinum oder Archiv, welches gewöhnlich in der Mitte des Durchgangs in den innern Höfen abgesondert stand, diente als das Büreau und Archiv, um die Geschäfte dieser Wohlthätigkeitsanstalt zu besorgen, und alle lokalen Documente, z. B. die Acten der Martyrer,

aufzubewahren. Es wurde von einem der sieben Notare besorgt, welche durch eine Einrichtung des heiligen Papstes Clemens I. zu diesem Zwecke gehalten wurden.

Eine Verbindungsthüre erlaubte der Haushaltung, an diesen Werken der Nächstenliebe Theil zu nehmen, und Agnes war von Kindheit an gewöhnt, öfters des Tags aus- und einzuspringen, und ganze Stunden hier zu verweilen, immer, wie ein Engel des Lichtes, Trost und Freude über die Leidenden und Unglücklichen verbreitend. Dieß Haus konnte also die Almosenpflege des Sprengels oder Districtes, in welchem es lag, genannt werden, und war diesen Zwecken durch das posticum oder die Hinterthüre zugänglich, die in einem engen, wenig besuchten Gäßchen war. Kein Wunder, daß bei einer solchen Einrichtung das Vermögen der Bewohner leicht seine Verwendung fand.

Wir hörten, wie Pancratius den Sebastian bat, die Anordnung zur Vertheilung seines Silberzeugs und seiner Juwelen unter die Armen zu treffen, ohne daß es bekannt werde, wem sie gehörten. Er hatte den Auftrag nicht vergessen, und das Haus der Agnes, als zu diesem Zwecke am passendsten, bestimmt. An dem Morgen, den wir so eben beschrieben, sollte die Vertheilung stattfinden; andere Bezirke hatten ihre Armen geschickt, nebst den Diakonen, die sie begleiteten, und Sebastian, Pancratius und andere Personen höhern Ranges waren durch die Vorderthüre eingetreten, um der Theilung anzuwohnen. Einige von diesen hatte Corvinus hineingehen sehen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Extreme berühren sich.

Eine Schaar von Armen kam gerade auf die Thüre zu, und so konnte sich Corvinus denselben anschließen —

ihr bewunderungswürdiges Ebenbild in Allem, nur nicht in der Bescheidenheit ihres Benehmens. Er hielt sich nahe genug an sie, um zu hören, daß Jeder von ihnen beim Eintritt die Worte sprach: Deo gratias — Gott sei Dank. Dieß war nicht blos ein christliches, sondern ein katholisches Losungswort; denn der heilige Augustin berichtet uns, daß die Irrgläubigen die Katholiken deßhalb lächerlich machten, weil es eigentlich nicht ein Gruß, sondern vielmehr eine Antwort sei, daß sich aber die Katholiken dieser Worte, als durch frommen Brauch geheiligt, bedienten. Noch jetzt werden sie in Italien in derselben Weise angewendet.

Corvinus sprach die mystischen Worte aus, und durfte passiren. Den Andern dicht auf der Ferse folgend, und ihre Manieren und Bewegungen nachahmend, befand er sich auf einmal in dem innern Hof des Hauses, welcher bereits mit Armen und Presthaften angefüllt war. Die Männer waren auf der einen Seite aufgestellt, die Frauen auf der andern. Unter dem Porticus am Ende standen Tische, auf welchen kostbare Silbergeschirre aufgeschichtet waren, und daneben war ein anderer Tisch mit glänzenden Juwelen bedeckt. Zwei Silber- und Goldschmiede standen eben im Begriff, diese Kostbarkeiten zu wägen und höchst gewissenhaft zu schätzen; neben ihnen lag das Geld, welches sie dafür geben wollten, und welches nach dem Bedürfnisse unter die Armen vertheilt werden sollte.

Corvinus beäugelte alle diese Herrlichkeiten mit gierigem Herzen, er hätte etwas darum gegeben, es Alles zu erhalten, und dachte beinahe daran, etwas wegzukapern und davonzulaufen; allein er sah sogleich die Thorheit oder den Wahnsinn eines solchen Unterfangens, und beschloß, auf seinen Theil zu warten, unterdessen aber für Fulvius Alles, was er sah, wohl zu bemerken. Bald jedoch gewahrte er die Verlegenheit seiner gegenwärtigen Lage. Während die Armen alle unter einander gemischt waren

und herumgingen, blieb er allein unbemerkt. Bald aber sah er mehrere junge Männer, von besonders feinen Manieren und offenbar von Einfluß, geschäftig hin und her gehen. Sie waren in das Gewand gekleidet, das ihm von seinem dalmatischen Ursprung unter dem Namen Dalmatica bekannt war; das heißt, sie trugen über der Tunica anstatt der Toga eine eng anschließende, kürzere Tunica mit weiten, aber nicht sehr langen Aermeln; diese Kleidung wurde von den Diakonen nicht nur bei den feierlichen, kirchlichen Verrichtungen getragen, sondern auch, wenn sie in der Erfüllung ihrer untergeordneten Pflichten mit den Kranken und Armen beschäftigt waren.

Diese Beamten stellten die Anwesenden in Ordnung, indem jeder augenscheinlich die Leute seines Bezirkes kannte, und sie an einen besondern Ort innerhalb der Säulengänge führte. Da aber Niemand den Corvinus als einen seiner Armen erkannte oder in Anspruch nahm, so blieb er zuletzt allein in der Mitte des Hofes. Sogar sein einfältiger Sinn mußte die sonderbare Lage fühlen, in die er sich selbst gebracht hatte. Hier stand er, der Sohn des Stadtpräfecten, dessen Pflicht es war, solche Verletzer des Hausrechtes zu strafen, als ein Eindringling in das Innerste eines adeligen Hauses, welches er durch einen Betrug betreten hatte, gekleidet wie ein Bettler, und sich zu solchen Leuten gesellend, natürlich zu einem böslichen oder wenigstens ungesetzlichen Zweck. Er schaute nach der Thüre, in der Absicht, zu entwischen, aber er sah sie von einem alten Mann, Namens Diogenes, und seinen zwei stämmigen Söhnen bewacht, welche mit Mühe ihr heißes Blut bei dieser Unverschämtheit zurückhalten konnten, obgleich sie es nur durch schielende Blicke merken ließen, und sich vor Zorn auf die Lippe bißen. Er sah, daß er ein Gegenstand der Berathung unter den Diakonen war, die manchmal einen Blick nach ihm warfen; es kam ihm vor, als ob sogar die Blinden auf ihn hinstierten,

und die Krüppel bereit wären, ihre Krücken wie Streitäxte gegen ihn zu schwingen. Er hatte nur Einen Trost: es war offenbar, daß er nicht erkannt war, und er hoffte, eine Entschuldigung zu ersinnen, um aus der Falle zu kommen.

Endlich kam der Diakon Reparatus auf ihn zu, und redete ihn höflich an: „Freund, du gehörst wahrscheinlich nicht zu einem der Sprengel, die heute hier eingeladen sind. Wo wohnst du?"

„In dem Sprengel der alta semita" *.

Diese Antwort gab die bürgerliche, nicht die kirchliche Eintheilung Roms; doch fuhr Reparatus fort: „Die alta semita liegt in meinem Sprengel, ich erinnere mich aber nicht, dich gesehen zu haben."

Während er diese Worte sprach, sah er mit Erstaunen, wie der Fremdling todtenblaß wurde und wankte, als ob er fallen wollte, während seine Augen auf die Verbindungsthüre mit dem Wohnhause geheftet waren. Reparatus schaute nach derselben Richtung, und sah Pancratius eben eintreten und hastig von Secundus eine Nachricht erhalten. Corvinus' letzte Hoffnung war verschwunden. Im nächsten Augenblicke stand er dem Jüngling gegenüber (welcher Reparatus bat, sich zu entfernen), fast in derselben Stellung, wie sie einander das letzte Mal getroffen hatten, nur daß anstatt eines Kreises von Beifallklatschenden er hier auf allen Seiten von einer Menge umgeben war, die augenscheinlich mit Bewunderung auf seinen Gegner blickte. Auch konnte Corvinus nicht umhin, den Anstand und die männliche Haltung zu bemerken, welche eine Zeit von einigen Wochen seinem ehemaligen Schulkameraden gegeben hatte. Er erwartete eine Fluth von scharfen Vorwürfen und vielleicht eine Züchtigung, wie er sie unter ähnlichen Umständen

* Der obere Theil des Quirinal, welcher zu dem nomentanischen Thore, der porta pia, führte.

ertheilt haben würde. Aber wie groß war sein Erstaunen, als Pancratius ihn im sanftesten Tone so anredete: „Corvinus, bist du wirklich so in's Unglück gekommen, und durch irgend einen Unfall lahm geworden? Oder hast du dein väterliches Haus verlassen?"

„Es ist noch nicht so weit gekommen, denk' ich," versetzte er trotzig, durch die höfliche Anrede zur Unverschämtheit ermuthigt, „wiewol ich nicht zweifle, daß du herzlich froh wärest, mich so zu sehen."

„Keineswegs; ich versichere dich, ich hege keinen Groll gegen dich. Wenn du also eine Unterstützung brauchst, so sag' mir es, und obschon es nicht recht ist, daß du hier bist, so kann ich dich doch in ein besonderes Zimmer führen, wo du die Gabe unerkannt empfangen kannst."

„Nun, ich will dir die Wahrheit sagen; ich bin blos aus Spaß hieher gekommen, und ich wäre recht froh, wenn du mich wieder in der Stille hinausbringen könntest."

„Corvinus," sprach der Jüngling mit Nachdruck, „dieß ist eine ernstliche Beleidigung. Was würde dein Vater sagen, wenn ich dich von diesen jungen Leuten, die augenblicklich gehorchen würden, so wie du da stehst, barfuß, als Sklave gekleidet und einen Krüppel vorstellend, vor sein Tribunal auf das Forum führen und dich öffentlich eines Frevels anklagen ließe, welchen jeder Römer ahnden würde, daß du dir gewaltsam den Weg in das Innerste eines patricischen Hauses gebahnt hast?"

„Um der Götter willen, lieber Pancratius, straf' mich doch nicht so fürchterlich!"

„Du weißt, Corvinus, daß dein eigener Vater gegen dich die Rolle des Junius Brutus spielen oder sein Amt niederlegen müßte."

„Ich beschwöre dich bei Allem, was dir lieb und heilig ist, mich und die Meinigen nicht so grausam zu entehren. Mein Vater und sein Haus, nicht ich, wäre für immer

ruinirt und vernichtet. Ich will dich auf den Knieen für meine frühern Beleidigungen um Verzeihung bitten, wenn du nur gnädig sein willst."

„Halt' ein, Corvinus, halt' ein! ich sagte nur, was schon lang vergessen war. Aber höre mich nun. Jedermann, außer die Blinden um uns her, ist Zeuge von diesem Vergehen; es wird hundert Beweise geben, dasselbe zu erhärten. Wenn du also jemals von dieser Versammlung sprichst, noch mehr, wenn du Einen deßhalb zu belästigen versuchst, so haben wir es in unserer Gewalt, dir vor dem Richterstuhl deines eigenen Vaters den Prozeß zu machen; verstehst du mich, Corvinus?"

„Ja freilich!" versetzte der Gefangene in weinerlichem Tone; „nie, so lang ich lebe, werde ich gegen eine sterbliche Seele verrathen, daß ich an diesen furchtbaren Ort gekommen bin. Ich schwöre es bei den — —."

„Still, still, wir brauchen hier keine solchen Eide. Nimm meinen Arm und komm' mit mir." Dann zu den Andern gewendet, setzte er hinzu: „Ich kenne diese Person, seine Hieherkunft ist blos ein Versehen." Die Zuschauer, welche die flehenden Gebärden und Worte des Elenden nur für ein Mittel angesehen hatten, das Mitleid zu erregen, und um so gewisser eine Unterstützung zu erhalten, riefen zugleich aus: „Pancratius, du wirst ihn doch nicht mit leerem Magen und ohne Unterstützung fortschicken?"

„Ueberlasset das mir!" war die Antwort. Die Wächter machten vor Pancratius Platz, welcher Corvinus, der sich noch immer lahm stellte, auf die Straße führte, und ihn mit den Worten entließ: „Corvinus, wir sind nun quitt; denke nur an dein Versprechen."

Fulvius, wie schon gesagt, wollte sein Glück an der vordern Thüre versuchen. Er fand dieselbe, der römischen Sitte gemäß, unverschlossen, und in der That hätte sich Niemand die Möglichkeit gedacht, daß zu solcher Stunde

ein Fremdling eintreten würde. Anstatt eines Pförtners fand er als Thürwächter nur ein einfaches Bauernmädchen von ungefähr zwölf oder dreizehn Jahren; sonst war Niemand in der Nähe, und er hielt es für eine herrliche Gelegenheit, sich über den starken Verdacht, der ihm durch den Kopf gegangen war, Gewißheit zu verschaffen. Demgemäß redete er die kleine Pförtnerin so an: „Wie ist dein Name, Kind, und wer bist du?"

„Ich bin," versetzte sie, „Emerentiana, die Milchschwester der Fräulein Agnes."

„Bist du eine Christin?" fragte er in scharfem Tone. Das arme Bauernmädchen machte darüber große Augen und erwiederte: „Nein, mein Herr!" Es war unmöglich, ihrer offenbaren Einfalt Glauben zu versagen, und Fulvius war überzeugt, daß er im Irrthume war. Sie war nämlich die Tochter einer Bäuerin, welche Agnes zur Amme gehabt hatte. Die Mutter war eben gestorben, und ihre freundliche Schwester hatte nach der verwaisten Tochter geschickt, um sie unterrichten und taufen zu lassen. Sie war erst ein Paar Tage vorher angekommen, und wußte noch gar nicht, was man mit ihr vorhatte.

Fulvius stand in Verlegenheit da, was er zunächst thun sollte. Die Einsamkeit machte ihm seine Lage eben so unbehaglich, als es für Corvinus der große Haufen war. Er dachte an den Rückzug, allein dieß würde alle seine Hoffnungen vernichtet haben; er wollte nun eben vorwärts gehen, da fiel es ihm ein, er könnte sich in eine unangenehme Lage bringen. In diesem kritischen Augenblicke sah er die jugendliche Herrin des Hauses leichten Schrittes über den Hof herkommen, voll Freude und Heiterkeit, wie lauter Frühling und Sonnenschein. Sobald sie ihn gewahrte, blieb sie stehen, wie um seine Botschaft zu empfangen, während er sich mit seinem freundlichsten Lächeln und höflichsten Manieren näherte, und sie mit den Worten anredete: „Ich

bin der gewöhnlichen Stunde zuvorgekommen, zu welcher Besuche gemacht werden, und ich muß deßhalb besorgen, als ein Eindringling zu erscheinen, Fräulein Agnes! allein ich konnte es nicht erwarten, mich als einen unterthänigen Clienten eures edlen Hauses einzuschreiben."

„Unser Haus," erwiederte sie lächelnd, „rühmt sich keiner Clienten, auch suchen wir sie nicht, denn wir machen keinen Anspruch auf Einfluß oder Gewalt."

„Verzeiht mir, mit solch einer Gebieterin besitzt es den höchsten Einfluß und die größte Macht, eine solche, die ohne Mühe über das Herz, als seinen willigsten Diener, gebietet."

Ohne diese Worte im Geringsten auf sich selbst zu beziehen, erwiederte sie mit natürlicher Einfalt: „Ach, wie wahr sind eure Worte! Der Herr dieses Hauses ist allerdings der unbeschränkte Herrscher über die Herzen aller seiner Bewohner."

„Allein ich," unterbrach sie Fulvius, „meine jene sanftere und gütigere Herrschaft, welche die Reize der Anmuth allein auf Diejenigen ausüben können, welche sie in der Nähe beschauen."

Agnes sah wie verzückt aus, ihren Augen schwebte ein ganz anderes Bild vor, als das ihres niederträchtigen Schmeichlers, und mit einem sehnsüchtigen Blick zum Himmel rief sie aus: „Ja, Ihm, dessen Schönheit Sonne und Mond am hohen Firmamente mit Bewunderung betrachtet, ist mein Dienst und meine Liebe geweiht" *.

Fulvius war in großer Verwirrung. Ihr begeisterter Blick, ihre reizende Stellung, der Wohlklang der ergreifenden Töne, womit sie diese Worte sprach, ihr geheimnißvoller Sinn und die Seltsamkeit des ganzen Auftrittes

* „Cujus pulchritudinem sol et luna mirantur, ipsi soli servo fidem." — Officium der heiligen Agnes.

fesselte ihn an den Boden und versiegelte seine Lippen, bis er endlich, fühlend, daß er die günstigste Gelegenheit verlieren würde, die er je erwarten könnte, ihr seine Absicht zu eröffnen (denn Liebe konnte man es nicht heißen), kühnlich zu ihr sagte: „Von euch spreche ich, und ich beschwöre euch, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Bewunderung und unbegränzten Anhänglichkeit zu glauben.“ Während er diese Worte aussprach, ließ er sich auf die Kniee nieder, und versuchte, ihre Hand zu ergreifen; allein das Mädchen sprang mit Schauder zurück, und bedeckte ihr Gesicht mit den zitternden Händen.

Fulvius sprang sogleich wieder auf, denn er sah Sebastian, welcher Agnes zu den Armen, die sie ungeduldig erwarteten, abholen wollte, mit starken Schritten und zornigem Gesichte auf sich zukommen.

„Sebastian,“ sprach Agnes zu ihm, als er sich näherte, „seid nicht unwillig; dieser Herr ist vermuthlich aus einem unabsichtlichen Versehen hier hereingekommen, und wird sich ohne Zweifel wieder ruhig entfernen.“ Mit diesen Worten zog sie sich zurück. Sebastian redete nun in seiner ruhigen, aber energischen Weise den Eindringling, welcher seine Augen zu Boden schlug, so an: „Fulvius, was thut Ihr * hier? was für ein Geschäft hat euch hieher gebracht?“

„Ich meine,“ antwortete er, wieder Muth fassend, „da ich die Dame des Hauses an demselben Platze wie Ihr, an der Tafel ihrer edeln Base, getroffen habe, so habe ich ein Recht, ihr aufzuwarten, wie andere freiwillige Clienten.“

„Aber zu keiner so unschicklichen Stunde, denk' ich?“

* Wer die römische Geschichte kennt, weiß, daß zur Zeit Diocletian's das Titelwesen am kaiserlichen Hofe und in der höhern Gesellschaft ganz nach orientalischer Mode ausgebildet war, und daß das lateinische „Tu“ vielfach etwas ganz Anderes ausdrückte, als unser deutsches „Du“. In solchen Fällen haben wir das englische „You“ mit unserm Fürwort „Ihr“ wiedergegeben, statt des modernen „Sie“.

„Die Stunde, die für einen jungen Officier nicht unschicklich ist,“ entgegnete Fulvius trotzig, „ist es, hoff' ich, auch nicht für einen Civilisten.“

Sebastian mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um seinen Zorn zurück zu halten, als er die Worte entgegnete: „Fulvius, übereilet euch nicht in eurer Rede, sondern erinnert euch, daß zwei Personen in Einem Hause auf einem sehr verschiedenen Fuße stehen können; doch nicht einmal der längste vertraute Umgang, noch viel weniger eine Bekanntschaft von einem Mittagessen her kann euer freches Benehmen gegen die junge Herrin dieses Hauses, wie Ihr es vor einigen Augenblicken zeigtet, rechtfertigen.“

„Ach, Ihr seid eifersüchtig, glaub' ich, tapferer Hauptmann!“ erwiederte Fulvius in sarkastischem Tone. „Das Gerücht geht, daß Ihr der annehmbare, wenn auch nicht der angenommene Candidat um Fabiola's Hand seid. Sie ist just eben auf dem Lande, und ohne Zweifel wünschet Ihr euch das Vermögen der einen oder der andern von Roms reichsten Erbinnen zu sichern. Es geht nichts darüber, als wenn man zwei Stränge an Einem Bogen hat.“

Dieser gemeine und bittere Spott verwundete die Gefühle des edeln Officiers auf's Tiefste, und hätte er nicht schon lange zuvor sich an die christliche Sanftmuth gewöhnt, seine Vernunft würde der Aufwallung seines Blutes nicht widerstanden haben.

„Es ist für uns Beide nicht gut, Fulvius, daß Ihr länger hier verweilet. Der höfliche Abschied des edeln Fräuleins, das Ihr beschimpft habt, war nicht hinreichend, ich muß der etwas gröbere Vollzieher ihres Befehles sein.“ Mit diesen Worten umfaßte er den ungebetenen Gast mit seinen nervigen Armen, und führte ihn zur Thür; als er ihn hinausgestellt hatte, setzte er, ihn noch immer festhaltend, hinzu: „Geht nun im Frieden, Fulvius, und vergeßt nicht, daß Ihr euch heute durch dieß unwürdige Benehmen den

Gesetzen des Staates verantwortlich gemacht habet. Ich will euch schonen, wenn Ihr euer eigenes Geheimniß zu bewahren wißt; aber es ist gut, wenn Ihr erfahret, daß ich mit eurer Beschäftigung in Rom wohl bekannt bin, und daß ich eure Unverschämtheit an diesem Morgen über eurem Haupte halte, als ein Pfand, daß Ihr dabei besonnen verfahret. Nun noch einmal, geht im Frieden!" Allein kaum hatte er ihn losgelassen, als er sich selbst rückwärts von einem ungesehenen, aber offenbar athletischen Angreifer gefaßt fühlte. Eurotas, vor welchem Fulvius nichts verbergen durfte, und dem er die beabsichtigte Zusammenkunft mit Corvinus anvertraut hatte, war ihm gefolgt und überwachte ihn. Von der schwarzen Sklavin hatte er schon vorher den gemeinen und niederträchtigen Charakter dieses Clienten ihrer magischen Künste erfahren, und fürchtete eine Falle. Als er den scheinbaren Streit an der Thüre sah, schlich er sich schnell hinter Sebastian, welcher, wie er sich einbildete, seines Schützlings neuer Verbündeter sein mußte, und stürzte sich auf ihn mit der Kraft eines Bären; aber er hatte es mit keinem gewöhnlichen Gegner zu thun. Umsonst versuchte er, obwol jetzt von Fulvius unterstützt, den Krieger niederzuwerfen, bis er, am Erfolg auf diesem Wege verzweifelnd, von seinem Gürtel eine kleine, aber tödtliche Waffe, eine stählerne Keule von feiner syrischer Arbeit, losmachte, und sie eben über dem Hinterkopf Sebastian's schwang, als er im Nu die Waffe aus seiner Hand geschleudert, sich zwei- oder dreimal von einem eisernen Griffe im Kreise gedreht und mitten auf die Straße geworfen fühlte.

„Ich fürchte, du hast dem armen Burschen weh' gethan, Quadratus!" sagte Sebastian zu seinem Centurio, welcher gerade herbeikam, um sich der Versammlung der Christen anzuschließen, und eine herkulische Gestalt und Stärke besaß.

„Er verdient es wohl, Tribun, für seinen hinterlistigen

Angriff!" versetzte der Andere, als sie wieder in's Haus gingen.

Die beiden Fremden schlichen sich kleinlaut von dem Schauplatze ihrer Niederlage, und als sie um die Ecke bogen, warfen sie einen Blick auf Corvinus, der nun nicht länger hinkte, sondern so schnell, als ihn seine Beine tragen konnten, davoneilte. So oft sie sich indessen später trafen, so erwähnte nie Einer etwas von den Heldenthaten dieses Morgens. Jeder wußte, daß der Andere nur Schmach und Schande geärndtet hatte, und sie kamen beide zu dem Schluß, daß wenigstens Ein Schafstall in Rom sei, den weder Fuchs noch Wolf ungestraft angreifen könne.

Fünfzehntes Kapitel.

Noch einmal Charitas.

Als die Ruhe nach dieser zweifachen Störung wieder hergestellt war, ging man wieder in aller Stille an das Werk des Tages. Außer der Vertheilung größerer Almosen durch die Kirche, wie z. B. der heilige Laurentius sie darbrachte, war es keineswegs in den ersten Zeiten so ungewöhnlich, daß Jene, welche sich von der Welt zurückzuziehen wünschten, ihr Vermögen auf einmal hingaben *. In der That müssen wir es natürlich finden, daß die edle Mildthätigkeit der apostolischen Kirche zu Jerusalem kein unfruchtbares Beispiel für die zu Rom sein konnte. Allein diese außerordentlichen Spenden milder Gaben mußten in solchen Zeiten besonders eintreten, wenn die Kirche mit Verfolgung bedroht war, und wenn Christen, welche gemäß ihrer Stellung und

* Es wird von Nepotian berichtet, daß er bei seiner Bekehrung sein ganzes Besitzthum an die Armen vertheilte. Der heilige Paulinus von Nola that dasselbe.

den Umständen Aussicht auf das Marterthum haben konnten, Herz und Haus von Allem zu reinigen pflegten, was sie an die Erde fesseln und die Beute der gottlosen Soldaten werden konnte, statt das Erbtheil der Armen zu werden *.

Auch pflegte man den wichtigen Grundsatz nicht zu vergessen, daß man das Licht der guten Werke vor den Menschen leuchten lassen solle, während die Hand, welche die Lampe füllte, das Oel in der Verborgenheit hineingoß, die nur der, welcher in's Verborgene sieht, durchdringen kann. Das Silbergeschirr und die Juwelen einer edeln Familie öffentlich geschätzt, verkauft, und ihr Erlös unter die Armen vertheilt, mußte ein hell leuchtendes Beispiel der Wohlthätigkeit sein, welches die Kirche tröstete, die Edelmüthigen begeisterte, die Geizigen beschämte, das Herz der Katechumenen rührte, und den Lippen der Armen Segnungen und Gebete entlockte. Und gleichwol wußte die linke Hand des Einzelnen, der dieses Almosen gab, nichts von dem, was die rechte that; die Demuth und Bescheidenheit des edlen Gebers ruhte im Schooße Desjenigen verborgen, welchem diese irdischen Schätze anvertraut wurden, um mit überreichen und ewigen Zinsen zurückbezahlt zu werden. Dieß war der Fall in vorliegendem Beispiele. Als Alles bereit war, erschien der Priester Dionysius, zugleich der Arzt, dem die Sorge für die Kranken oblag, und welcher dem heiligen Polycarp an der Pfarrkirche von St. Pastor nachgefolgt war, setzte sich auf einen Stuhl an dem einen Ende des Hofes, und redete die Versammlung folgendermaßen an:

„Theure Brüder, unser gnädiger Gott hat das Herz eines mitleidigen Bruders gerührt, daß er Erbarmen fühlte über seine armen Mitbrüder, und viel weltliches Besitzthum von sich that um Christi willen. Wer es ist, weiß ich nicht,

* „Dabis impio militi, quod non vis dare sacerdoti, et hoc tollit fiscus, quod non accipit Christus.“ St. Augustin.

auch will ich ihn nicht kennen zu lernen suchen. Es ist Einer, welcher seine Schätze nicht da haben will, wo Rost sie verzehrt, und Diebe einbrechen und sie stehlen, sondern der es, wie der gottselige Laurentius, vorzieht, daß sie durch die Hand der Armen Christi in die himmlische Schatzkammer getragen werden.

„Nehmet denn als eine Gabe Gottes, welcher dieß Almosen eingegeben hat, die Vertheilung an, die jetzt gemacht werden soll, und die in den Tagen der Trübsale, welche sich für uns vorbereiten, eine nützliche Hilfe sein mag. Als einzige Vergeltung, die von euch verlangt wird, vereiniget euch in dem gewöhnlichen Gebete, das wir für die verrichten, die uns Gutes erweisen."

Während dieser kurzen Anrede wußte der arme Pancratius nicht, wohin er schauen sollte. Er hatte sich hinter die Anwesenden in einen Winkel zurückgezogen, und Sebastian stand mitleidig vor ihm, indem er sich so breit als möglich machte. Seine Rührung hätte ihn beinahe verrathen, als die ganze Versammlung niederkniete und mit ausgestreckten Händen, die Augen zum Himmel erhoben, und voll Inbrunst, wie mit Einer Stimme ausrief: „Retribuere dignare, Domine, omnibus nobis bona facientibus propter nomen tuum vitam aeternam. Amen" *.

Das Almosen wurde dann vertheilt, und zeigte sich über Erwarten reichlich; ebenso wurden an Alle Nahrungsmittel im Ueberflusse ausgetheilt, und eine heitere Mahlzeit beschloß die erbauliche Scene. Es war noch früh, und Viele nahmen keinen Theil an dem Essen, da in der benachbarten Pfarrkirche für sie noch ein köstlicheres, geistliches Mahl bereitet werden sollte.

Als Alles vorbei war, bestand Cäcilia darauf, ihren

* „Gib, o Herr! Allen das ewige Leben, die um Deines Namens willen uns Gutes thun."

armen, alten Krüppel gesund heimkommen zu sehen, und seinen schweren, tuchenen Beutel zu tragen; sie plauderte so lustig mit ihm, daß er sich wunderte, als er so bald die Thüre seiner armen, aber reinlichen Wohnung erreichte. Seine blinde Führerin drückte ihm dann seinen Beutel in die Hand und trippelte mit einem eiligen „Guten Tag" schnell hinweg, und war bald seinem Auge entschwunden. Der Sack schien ungewöhnlich voll, daher zählte er sorgfältig den Inhalt desselben, und fand zu seinem Erstaunen, daß er eine doppelte Portion hatte. Er versuchte es noch einmal, und fand es wieder so. Bei der ersten Gelegenheit erkundigte er sich bei Reparatus, konnte aber keine Aufklärung erhalten. Hätte er Cäcilia gesehen, als sie laut auflachend um die Ecke bog, wie wenn sie Jemand einen rechten Streich gespielt hätte, und flink dahin eilte, als ob sie nichts Schweres bei sich trüge, so würde er leicht eine Lösung für das Räthsel seines Reichthums gefunden haben.

Sechzehntes Kapitel.

Der Monat October.

Der Monat October ist in Italien gewiß eine herrliche Jahreszeit. Die Sonne hat ihre Kraft verloren, aber nicht ihren Glanz; sie ist nicht mehr so sengend, aber leuchtet ebenso heiter, wie im Sommer. Wenn sie am Morgen aufgeht, verbreitet sie strahlende Goldfunken über die erwachende Natur, wie ein indischer Fürst beim Eintritte in den Audienzsaal Hände voll Edelsteine und Gold unter das Gedränge des Volkes wirft. Die Berge scheinen ihre felsigen Häupter auszustrecken und die Wälder ihre luftigen Arme zu schwingen, voll Begierde, von ihrer königlichen Freigebigkeit zu empfangen. Und wenn sie, nachdem sie ihre Bahn durch einen wolkenlosen Himmel zurückgelegt, am Ziele derselben

anlangt, und an der westlichen See ihr Lager mit geschmolzenem Golde bestreut findet und drüber mit purpurnen Wolken bedeckt, die glänzende Ränder einfassen, so dehnt sie sich in eine ungeheure Scheibe von milden Strahlen aus, wie um am Ende der Bahn Lebewohl zu sagen; aber bald, nachdem sie entschwunden, sendet sie von der Welt, die sie nun besuchen und erfreuen will, strahlende Boten zurück, um uns zu erinnern, daß sie bald zurückkommen und uns wieder beglücken wird. Ihr Strahl, wenn nicht mehr so mächtig, ist um so wirksamer. Monate sind verflossen, um aus dem saftlosen, eingeschrumpften Weinstocke zuerst grüne Blätter, dann krause, zarte Ranken, und zuletzt kleine Büschel harter, saurer Beeren hervorzulocken, und das Wachsthum ist sehr langsam gewesen. Nun aber sind die Blätter breit und groß, und verdienen es, in den Weinländern einen eigenen Namen zu tragen *; die abgesonderten, kleinen Knoten sind in üppige Traubenbüschel aufgeschwollen, von welchen einige bereits die helle Ambrafarbe annehmen, während die, welche in reichem Purpur glühen sollen, ihre kaum minder schöne Opalfarbe nun schnell in diesen verwandeln.

Dann ist es vergnüglich, an einem schattigen Orte am Abhange eines Hügels zu sitzen und hie und da vom Buche auf über die bunte Landschaft hinzuschweifen.

Wenn dann ein Wind über die Olivenbäume am Abhange des Hügels hinfährt, und ihre Blätter schüttelt, wechseln ihre beiden Seiten in hellern und dunklern Farben, und je nachdem die Sonne scheint, oder die Wolke sich über den Weingärten verfinstert, zeigt das köstliche Grün des Weinlaubes einen mehr gelben oder bräunlichen Schatten. Denke man sich dann zu diesem die unzähligen andern Tinten, die dem Gemälde seine Färbung geben, das Grün der finstern Cypresse, der dunklen Steineiche, der hellen Kastanie, den

* Pampinus, pampino.

sich röthenden Apfelbaum, die abgebrannten Stoppeln der Felder, die melancholische Pinie — für Italien, was die Palme für den Orient — thurmhoch sich über den Buxbaum, den Arbutus und den Lorbeer der Landhäuser erhebend, und all' dieß hingestreut über Berg, Hügel und Thal; dazu noch die hervorsprudelnden Quellen, die herabstürzenden Wasserfälle, die Porticus schimmernd von Marmor, Bildsäulen aus Erz und Stein, die gemalten Vorderseiten der ländlichen Wohnungen mit unzähligen Blumen und Flecken grünen Rasens — denke man sich all' dieß, und man hat eine schwache Idee von den Reizen, welche in diesem Monat, wie in unsern Tagen, den römischen Patricier und Ritter aus dem geräuschvollen und rauchigen Rom des Horaz hinauslockten, um seine Augen an den stillern Schönheiten des Landes zu weiden.

Wenn der glückliche Monat herannahte, sah man die Villen geöffnet, um frische Luft einzulassen, und unzählige Sklaven beschäftigt mit Wischen und Fegen; die Hecken wurden in phantastischen Gestalten aufgebunden, die Kanäle für die künstlichen Bäche gereinigt, und das Unkraut aus den Kieswegen ausgerauft. Der Villicus oder Gutsaufseher überwacht Alle mit scharfem Worte oder der noch schärfern Peitsche. So müssen Viele leiden, um vielleicht einem Einzigen Freude zu machen.

Endlich füllen sich die staubigen Straßen mit Fuhrwerken aller Art, von dem schweren Lastwagen, welcher das Möbel führt, und von Ochsen langsam gezogen wird, bis zum leichten Cabriolet, das mit feurigen Rossen dahinfliegt, und da die besten Wege eng waren und die Kutscher der Vorzeit ebensowenig höflich, als in unsern Tagen, so kann man sich denken, was für eine Verwirrung, Lärm und Gezänke die öffentlichen Wege erfüllte. Die sabinischen, tusculanischen und albanischen Hügel waren alle mit prächtigen Villen oder einfachern Landhäusern besetzt, wie sie ein Mäcena oder Horaz eingenommen haben mochte; selbst die flache Campania di Roma ist mit Ruinen von gewaltigen Landsitzen

bedeckt, während von der Mündung der Tiber die Küste entlang an Laurentum, Lanuvinum und Antium vorbei und so fort bis Cajeta, Bajä und an andern Badeplätzen der vornehmen Welt um den Vesuvius herum gleichsam eine Straße von Edelsitzen hinlief. Diese Gränzen genügten indeß nicht, die periodische, krankhafte Lust zum Landleben in Rom zu befriedigen. Die Gestade des Benacus (jetzt der Lago Maggiore, nördlich von Mailand), Como und die reizenden Ufer der Brenta empfingen ihre Besucher nicht blos aus benachbarten Städten, noch weniger von Wanderern germanischer Abkunft, sondern vielmehr von den Einwohnern der kaiserlichen Hauptstadt.

Nach einem dieser „lieblichen Aeuglein" Italiens *, wie Plinius seine Villen nennt, weil sie seine eigenthümliche Schönheit ausmachen, war Fabiola, bevor das Geräusch auf dem Wege anfing, geeilt, den Tag nach der Zusammenkunft ihrer schwarzen Sklavin mit Corvinus. Die Villa lag an dem Abhange des Hügels, der sich bis zur Bucht von Gaëta hinab erstreckt, und zeichnete sich, wie ihr Haus in der Stadt, durch den feinen Geschmack aus, welcher einen köstlichen, wenn gleich nicht üppigen Comfort in's Leben rief. Von der Terrasse, der eleganten Villa gegenüber, konnte man die stille, tiefblaue Bucht überschauen, von den fruchtbarsten Ufern umschlossen, wie ein Spiegel in erhabenem Rahmen mit reichem Schmelze verziert. Die weißen, von der Sonne beleuchteten Segel der Yachten, Galeeren, Lustbarken und Fischernachen hoben sich wunderschön darauf ab; aus einigen derselben erscholl das wiehernde Gelächter der Lustfahrenden, aus andern Gesang oder Harfentöne von Familienpartbieen oder die lauten, schrillen, nicht gar feinen Lieder der verschiedenen Bootsleute. Ein gegitterter Gang, mit Kriechpflanzen bedeckt, führte zu den Bädern am Ufer, und öffnete sich halbwegs abwärts

* Ocelli Italiae.

nach einem Lieblingsrasenplatze, immer frisch gehalten durch den Sprudel einer krystallhellen Felsenquelle, die sich einen Augenblick in ein natürliches Becken sammelte, in das sie schäumend hinabfiel, bis sie, den Rand desselben überströmend, murmelnd und geschwätzig in der anmuthigsten Weise dem Gitter entlang der See zueilte. Zwei gewaltige Platanenbäume warfen ihren Schatten über diesen klassischen Boden, wie vordem über den Lieblingsplatz Plato's und Cicero's bei ihren philosophischen Unterredungen. Die schönsten Blumen und Pflanzen aus fernen Ländern waren an diesem Orte heimisch geworden, da er vor Schwüle und Frost gleichmäßig geschützt war.

Fabius stattete aus Gründen, die später ihre Erklärung finden, selten mehr als ein paar Tage dieser Villa einen flüchtigen Besuch ab, und selbst dann war es gewöhnlich nur auf seinem Wege zu einem lustigen Stelldichein der römischen Modewelt, wo er Geschäfte hatte oder zu haben vorgab. Seine Tochter war deßhalb meistens allein, und im Genusse einer köstlichen Einsamkeit. Neben einer wohlversehenen Bibliothek, die immer auf der Villa gehalten wurde, und hauptsächlich Werke über den Landbau und Schriften von lokalem Interesse enthielt, wurde alljährlich ein Vorrath Bücher, theils alte Lieblinge, theils leichtere Waare der Mode (wovon sie sich frühzeitig um hohen Preis eine Abschrift verschaffte), von Rom gebracht, zugleich mit einer Menge kleinerer Kunstwerke der Familie, welche, in einer neuen Wohnung aufgestellt, dieselbe gewöhnlich heimischer machen. Ihre Morgenstunden wurden meistens an dem eben beschriebenen, geliebten Ruheplatze zugebracht, mit einem Bücherkästchen neben ihr, woraus sie zuerst einen Band, und dann einen andern sich auswählte. Aber jeder Besucher, der dieß Jahr bei ihr einsprach, würde sich gewundert haben, sie fast immer mit einer Gesellschafterin zu finden — und zwar einer Sklavin!

Wir können uns denken, wie erstaunt sie war, als den

Tag nach dem Essen in ihrem Hause Agnes sie benachrichtigte, daß Syra es abgelehnt habe, ihren Dienst zu verlassen, obwol sie durch die Aussicht auf Freiheit dazu versucht worden war. Noch mehr erstaunte sie, als sie erfuhr, daß der Grund dazu Anhänglichkeit an sie selbst sei. Sie fühlte keineswegs das angenehme Bewußtsein, diese Neigung durch irgend einen Act von Freundlichkeit, oder auch nur durch eine anständige Dankbarkeit für die Sorgfalt ihrer Dienerin während ihrer Krankheit verdient zu haben. Sie war deßhalb zuerst geneigt, Syra für eine Thörin zu halten; aber ihr Gemüth beruhigte sich dabei nicht. Allerdings hatte sie oft Beispiele von Treue und Ergebenheit der Sklaven gelesen oder gehört, sogar gegen tyrannische Herren *, allein diese wurden immer als Ausnahmen gegen die allgemeine Regel gerechnet, und was waren einige Dutzend Fälle von Liebe in eben so vielen Jahrhunderten, verglichen mit den täglich zehntausenden von Haß in ihrer Nähe? Gleichwol war hier ein deutliches und handgreifliches Beispiel zur Hand, und machte tiefen Eindruck auf sie. Sie wartete einige Zeit lang, und beobachtete ihr Mädchen sorgfältig, um zu sehen, ob sie in ihrem Betragen irgend eine Miene, eine Spur des Gedankens finden könnte, daß sie etwas Großes gethan habe, und daß ihre Herrin dieß fühlen müsse. Sie merkte nicht das Geringste. Syra verrichtete alle ihre Obliegenheiten mit demselben anspruchlosen Fleiße, und verrieth nie irgend ein Zeichen, als halte sie sich weniger für eine Sklavin, denn zuvor. Fabiola's Herz wurde immer weicher, und sie begann nun, das nicht für so ganz schwer zu halten, was sie in ihrem Gespräche mit Agnes für unmöglich erklärt hatte — eine Sklavin zu lieben; auch hatte sie noch eine zweite Entdeckung gemacht, daß es wirklich

* Wie sie Macrobius in seinen Saturnalia lib. 1. und Valerius Maximus anführt.

so etwas in der Welt gebe, wie uneigennützige Liebe, eine Zuneigung, die keine Erwiederung verlangte.

Ihre Unterhaltungen mit ihrer Sklavin, nach dem merkwürdigen Gespräche, welches wir erzählt haben, hatten sie überzeugt, daß sie eine höhere Erziehung empfangen habe. Sie war zu zartfühlend, sie über ihre frühere Geschichte zu befragen, besonders da manche Besitzer oft jungen Sklaven eine feinere Bildung geben ließen, um ihren Werth zu erhöhen; allein sie entdeckte bald, daß sie griechische und lateinische Schriftsteller mit Leichtigkeit und Eleganz las, und in beiden Sprachen gut schrieb. Allmählig wies sie ihr eine höhere Stellung an, zum großen Verdruß ihrer Genossinnen; sie befahl Euphrosyne, ihr ein besonderes Zimmer zu geben, für das arme Mädchen der größte Trost, und verwendete sie in ihrer Nähe zu den Geschäften eines Secretärs und Vorlesers.

Noch immer konnte sie in ihrem Betragen keine Aenderung wahrnehmen, keinen Stolz, keine Ansprüche; denn sobald sich ihr eine Arbeit der gemeinern Art darbot, wie sie ihr früher zugewiesen war, so schien sie nie daran zu denken, dieselbe Jemand anders zuzuschieben, sondern machte sich selbst lustig daran, wie wenn es so sein müßte.

Die gewöhnliche Lectüre Fabiola's war, wie früher bemerkt wurde, ziemlich speculativer Art, und bestand aus philosophischen Schriften. Mit Erstaunen fand sie jedoch, wie ihre Sklavin durch eine einfache Bemerkung oft einen anscheinend festen Grundsatz widerlegte, einen ganzen Schwall tugendhafter Declamation über den Haufen warf, oder auch eine höhere Ansicht von einer moralischen Wahrheit, oder eine mehr praktische Handlungsweise anführte, als die Schriftsteller, welche sie lange bewundert hatte, in ihren Schriften aufstellten. Auch geschah dieß nicht mit einer auffallenden Schärfe des Urtheils, oder beißendem Witze, es schien auch nicht die Folge häufiger Lectüre, eines tiefen Nachdenkens,

oder einer höhern Erziehung zu sein. Denn wiewol sie in Syra's Worten, Ideen, und in ihrem ganzen Benehmen Spuren davon wahrnahm, so waren doch die Bücher und die Lehrsätze, die sie nun mit ihr las, derselben offenbar neu. Allein das Mädchen schien in ihrem Geiste irgend eine verborgene, aber unfehlbare Richtschnur der Wahrheit, einen Hauptschlüssel zu besitzen, welcher gleichmäßig jeden verschlossenen Schatz einer sittlichen Erkenntniß öffnete, eine richtig gespannte Saite, die mit Allem, was recht und gut war, in unfehlbarem Einklange vibrirte, aber mit allem Schlechten, Lasterhaften, oder auch nur Nachlässigen in Disharmonie war. Was dieß für ein Geheimniß sein mochte, war sie begierig, zu entdecken; es glich mehr einer innern Anschauung des Geistes, als irgend etwas, das sie vorher erfahren hatte. Sie war noch nicht in einem Zustande, daß sie wissen konnte, daß der Geringste und Niedrigste im Himmelreiche (und was ist geringer, als ein Sklave?) an geistlicher Weisheit, an Licht des Verstandes und himmlischen Privilegien reicher sei, als sogar der Vorläufer, Johannes der Täufer *.

Es war ein köstlicher Octobermorgen, als die Herrin mit ihrer Sklavin bei der Quelle saß, mit Lesen beschäftigt. Da schaute Jene, des schweren Bandes in ihrer Hand überdrüssig, sich nach etwas Leichterm und Neuerm um, und sagte, ein Manuscript aus ihrem Bücherkästchen hervorlangend: „Syra, lege das einfältige Buch hinein. Hier ist Etwas, das recht unterhaltend sein soll, und eben erst herausgekommen ist; es wird uns Beiden neu sein."

Das Mädchen that, was ihr befohlen war, schaute den Titel des hervorgelangten Buches an, und erröthete. Sie warf einen Blick über die wenigen ersten Zeilen, und ihre Furcht bestätigte sich. Sie sah, daß es eines von jenen schlechten

* Matth. 12, 11.

Werken war, die, wie der heilige Justin sich beklagte, frei circuliren durften, wiewol sie durchaus unsittlich waren, und alle Tugend herabsetzten, während jede christliche Schrift unterdrückt, oder so viel als möglich gehindert wurde. Syra legte das Buch mit ruhiger Entschlossenheit nieder, und sagte: „Verlangt nicht, gute Herrin, euch aus diesem Buche vorzulesen; es paßt weder für mich zum Vorlesen, noch für euch zum Hören."

Fabiola war erstaunt; sie hatte nie gehört oder auch nur an so etwas gedacht, daß man ihren Studien einen Zwang auflegen könnte. Was man in unsern Tagen als unpassend zur gewöhnlichen Lectüre ansehen würde, bildete damals einen Theil der Modeliteratur. Von Horaz bis zu Ausonius herab beweisen dieß alle klassischen Schriftsteller. Und was hätte auch für ein sittlicher Grundsatz aufgestellt werden können, daß eine Lectüre unziemlich schien, die ein moralisches System nur mit der Feder schilderte, welches der Pinsel des Malers und der Meißel des Bildhauers stündlich jedem Auge nahe brachte? Fabiola kannte keine höhere Regel zwischen Recht und Unrecht, als das System ihr an die Hand gab, unter welchem sie aufgezogen worden war.

„Was kann es uns auch schaden?" fragte sie lächelnd. „Ich zweifle nicht, daß in dem Buche eine Masse von Verbrechen und schlechten Handlungen beschrieben sind, allein dieß wird uns nicht verleiten, dieselben zu begehen; auch ist es so unterhaltend, dieselben von Andern zu lesen."

„Würdet Ihr dergleichen für irgend einen Preis thun?"

„Nicht um die Welt."

„Gleichwol muß, wenn Ihr sie lesen hört, ihr Bild euren Geist beschäftigen, und während sie euch unterhalten, müssen eure Gedanken mit Vergnügen darauf verweilen."

„Gewiß, und was dann?"

„Dieß Bild ist eine Schlechtigkeit, dieser Gedanke eine Sünde."

„Wie ist dieß möglich? Erfordert denn die Schlechtigkeit keine Handlung, um zu existiren?“

„Allerdings, meine Herrin; aber was ist die Handlung des Geistes oder, wie ich mich ausdrücke, der Seele anders, als ein Gedanke? Eine Leidenschaft, welche den Tod wünscht, ist die Handlung dieser unsichtbaren Macht, ungesehen, wie sie; der Streich, welcher die That verübt, ist nur die mechanische Thätigkeit des Leibes, sichtbar wie ihr Ursprung. Aber welche Macht gebietet, die Seele oder der Leib, und welche gehorcht? auf welcher liegt die Verantwortlichkeit der endlichen Wirkung?“

„Ich verstehe dich,“ sagte Fabiola nach einer Pause, sich etwas gedemüthigt fühlend; „aber eine Schwierigkeit bleibt übrig. Es gibt, wie du behauptest, eine Verantwortlichkeit sowol für den innern, als für den äußern Act. Gegen wen? Wenn die That erfolgt, dann tritt eine Verantwortlichkeit ein gegen die Gesellschaft, die Gesetze, die Grundsätze der Gerechtigkeit, gegen sich selbst; denn schmerzliche Folgen können daraus entstehen; allein wenn nur die innere Thätigkeit existirt, gegen wen kann da Verantwortlichkeit sein? Wer sieht es? Wer kann es sich herausnehmen, darüber zu urtheilen?“

„Gott,“ antwortete Syra mit tiefem Ernste. Fabiola sah sich getäuscht; sie hatte eine neue Theorie, eine überraschende Maxime erwartet. Dafür hatte sie sich, wie sie fürchtete, in einen bloßen Aberglauben verloren, wiewol nicht so sehr, als sie früher geglaubt hätte. „Was, Syra, glaubst du denn wirklich an Jupiter und Juno, oder vielleicht an Minerva, die allenfalls die achtungswürdigste aus der olympischen Familie ist? Meinst du, diese haben mit unsern Angelegenheiten etwas zu thun?“

„Weit entfernt; ich verabscheue schon ihren Namen und hasse die Schlechtigkeiten, welche ihre Geschichten oder Fabeln auf Erden darstellen. Nein, ich spreche nicht

von Göttern und Göttinnen, sondern von einem einzigen Gott."

„Und wie heißest du Ihn in deinem Systeme, Syra?"

„Er hat keinen Namen, als Gott, und diesen haben die Menschen Ihm nur gegeben, damit sie von Ihm sprechen können. Er umschreibt nicht seine Natur, seinen Ursprung, seine Eigenschaften."

„Und welcher Art sind diese?" fragte die Herrin mit erwachter Neugierde.

„Einfach wie das Licht ist Er seinem Wesen nach, Einer und Derselbe überall, unzertheilbar, allumfassend, allgegenwärtig und unbegränzt. Er war da vor allem Anfang und wird sein, nachdem Alles ein Ende hat. Macht, Weisheit, Güte, Liebe, Gerechtigkeit und ein unfehlbares Urtheil gehören Ihm nach seiner Natur, und diese Eigenschaften sind eben so unbegränzt, als Er. Er allein kann erschaffen, Er allein erhalten und Er allein zerstören."

Fabiola hatte oft von den flammenden Blicken gelesen, welche eine Sibylle oder die Priesterin eines Orakels beseelte, aber bis jetzt nie dergleichen erlebt. Das Gesicht der Sklavin glühte, ihre Augen leuchteten mit ruhigem Glanze, ihre Gestalt war unbewegt, und die Worte strömten ihr von den Lippen, als wären diese nur die Oeffnung eines musikalischen Instrumentes, das sich durch den Athem eines Andern in Töne ergoß. Ihr Ausdruck und ihr ganzes Wesen erinnerte Fabiola lebhaft an jenen in sich versunkenen, geheimnißvollen Blick, den sie so oft an Agnes bemerkt hatte, nur war er in dem Kinde sanfter und lieblicher, in dem Mädchen schien er mehr ernst und ehrwürdiger. „Wie enthusiastisch und erregbar ist doch ein orientalisches Temperament!" dachte Fabiola, als sie ihre Sklavin betrachtete. „Kein Wunder, daß der Orient für das Land der Poesie und der Begeisterung gehalten wird."

Als sie sah, daß Syra sich von der offenbaren Spannung ihres Geistes erholt hatte, sprach sie in einem so leichten Tone, als sie annehmen konnte: „Aber Syra, kannst du denken, daß ein Wesen, wie du es beschrieben hast, weit erhaben über allen Begriff der alten Fabeln, sich damit beschäftigen kann, beständig die Handlungen, ja noch mehr die armseligen Gedanken von Millionen Geschöpfen zu überwachen?"

„Es ist keine Beschäftigung, Fräulein, es ist nicht einmal freie Wahl. Ich nannte Ihn Licht. Ist es für die Sonne ein Geschäft oder eine Mühe, ihre Strahlen durch den Krystall dieser Quelle hinabzusenden, selbst bis zu den Kieselsteinen auf ihrem Grunde? Seht, wie sie von selbst nicht nur das Schöne enthüllen, sondern auch das Häßliche, das sich hier aufhält; nicht nur die Funken, welche die fallenden Tropfen an den rauhen Wänden bilden; nicht nur die perlenden Blasen, die schnell aufsteigen, einen Augenblick glänzen, und dann an der Oberfläche zerplatzen; nicht nur die goldenen Fische, die in ihrem Lichte spielen, sondern auch das schwarze und häßliche Gewürme, welches in schwarzen Löchern unten sich zu verbergen sucht, und nicht kann, denn das Licht verfolgt sie. Hat die Sonne bei alle dem eine Mühe oder ein Geschäft? Weit mehr würde es so scheinen, wenn sie ihre Strahlen an der Oberfläche des durchsichtigen Elements zurückhalten müßte, um es nicht zu beleuchten. Und was sie hier thut, das thut sie in dem nächsten Strome, und in dem, welcher tausend Meilen weit entfernt ist, mit gleicher Leichtigkeit; auch kann kein denkbares Wachsthum ihrer Zahl oder ihrer Wassermasse uns auf den Glauben bringen, daß es an Strahlen oder an Licht fehlen würde, sie alle zu bescheinen."

„Deine Theorien sind immer schön, Syra, und wenn wahr, höchst wundervoll," bemerkte Fabiola nach einer Pause, während welcher ihre Augen nachdenklich, fest auf

die Quelle gerichtet waren, wie wenn sie die Wahrheit der Worte Syra's prüfen wollte.

„Und sie klingen so wahr," setzte sie hinzu; „denn könnte das Falsche schöner sein, als das Wahre? Aber was für eine schreckliche Idee, daß man nie allein gewesen ist, nie einen Wunsch für sich gehegt, nie einen einzigen Gedanken im Verborgenen gehabt hat, und niemals eine noch so thörichte Einbildung eines stolzen oder kindischen Sinnes der Beobachtung des Einen verbergen konnte, welcher keine Unvollkommenheit kennt. Furchtbarer Gedanke, daß man, wenn es wahr ist, was du sagst, beständig unter dem Blicke eines Auges lebt, gegen welches die Sonne nur ein Schatten ist, denn diese dringt nicht in die Seele ein. Es reicht hin, sich jeden Abend selbst zu vernichten, um der qualvollen Ueberwachung loszuwerden. Und doch klingt es so wahr!"

Fabiola blickte fast wild, als sie diese Worte sprach. Der Stolz ihres heidnischen Herzens schwoll heftig in ihrer Brust, und sie empörte sich gegen die Annahme, daß sie sich nie wieder mit ihren eigenen Gedanken allein fühlen könnte, oder daß eine Macht existiren sollte, um ihre innersten Wünsche, Einbildungen oder Launen zu beobachten. Aber immer kam der Gedanke wieder: „und doch scheint es so wahr!" Ihr Verstand kämpfte edelmüthig gegen die aufsteigende Leidenschaft, wie der Adler mit der Schlange, welcher mehr mit dem Auge, als mit dem Schnabel und den Krallen den zagenden Feind überwältigt. Und nach einem Kampfe, der sich in ihrem Gesicht und in ihren Mienen abspiegelte, kam eine sanfte Ruhe über sie. Sie schien zum ersten Mal die Gegenwart eines Wesens zu fühlen, erhabener als sie selbst, eines Wesens, das sie fürchtete, und doch zu lieben wünschte. Sie beugte ihren Geist nieder, sie legte ihren Verstand zu seinen Füßen, und auch ihr Herz gestand zum ersten Mal, daß es einen Meister habe und einen Herrn.

Syra beobachtete stillschweigend mit gespannter Aufmerksamkeit, was wohl im Gemüthe ihrer Herrin vorgehen möchte. Sie wußte, wie viel von dem Ausgange abhing, was für einen mächtigen Fortschritt in der religiösen Entwickelung ihres Zöglings die Anerkennung der Wahrheit enthalte, die sich ihr nun aufdrang, und sie flehte mit Inbrunst um diese Gnade.

Endlich erhob Fabiola das Haupt, welches zugleich mit ihrem Herzen sich gebeugt zu haben schien, und sagte mit freundlicher Anmuth: „Syra, ich weiß, ich habe die Tiefen deiner Erkenntniß noch nicht erreicht, du mußt mir noch mehr zu lehren haben (eine Thräne entfiel dem Auge des armen Mädchens, und eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht). Aber heute hast du meinen Gedanken eine neue Welt und ein neues Leben eröffnet. Eine Sphäre der Tugend, weit erhaben über die Urtheile und Meinungen der Menschen, das Bewußtsein einer Macht, die unsere Handlungen beaufsichtigt, billigt und belohnt — habe ich recht, Syra? — (Syra nickte bejahend) — die bei uns steht, wenn kein anderes Auge uns sehen oder zurückhalten oder ermuthigen kann; ein Gefühl, daß, wären wir für immer in einer Einöde abgeschlossen, wir stets dieselben sein würden, weil dieser Einfluß auf uns so erhaben sein muß über alle menschliche Grundsätze, um uns zu leiten, und weil er uns nicht verlassen könnte — dieß ist, wenn ich deine Theorie verstehe, die sittliche Höhe, auf welche jedes Individuum dadurch gestellt würde. Unter diese Höhe hinabzufallen, sogar bei einem äußerlich tugendhaften Leben, wäre eitel Trug und entschiedene Schlechtigkeit. Ist es nicht so?"

„O meine theure Herrin," rief Syra aus, „um wie viel besser könnt Ihr dieß ausdrücken, als ich!"

„Du hast mir noch nie geschmeichelt," versetzte Fabiola lächelnd, „fange jetzt nicht an. Aber du hast ein neues

Licht auf andere Gegenstände verbreitet, die mir bis heute dunkel waren. Sage mir nun, meintest du nicht dieses, als du mir einst sagtest, daß es nach deiner Ansicht keinen Unterschied gebe zwischen Herrin und Sklavin, d. h. da dieser Unterschied blos äußerlich sei, und sich nur auf die Gesellschaft beziehe, so verschwinde er in nichts gegen die Gleichheit, die vor deinem höchsten Wesen existirt, und gegen jenen möglichen sittlichen Vorzug des einen über den andern, den eben dieses Wesen nur sehen könnte, und welcher mit ihrem sichtbaren Range oft in umgekehrtem Verhältniß steht?"

„Es war allerdings viel daran, mein edles Fräulein, wiewol in der Idee noch andere Betrachtungen enthalten sind, die euch gegenwärtig schwerlich interessiren."

„Und doch schien mir diese Behauptung, als du sie aussprachest, so monströs, so abgeschmackt, daß Stolz und Aerger über mich kamen. Erinnerst du dich noch, Syra?"

„O nein, nein," erwiederte freundlich das Mädchen, „sprecht doch nicht davon!"

„Hast du mir jenen Tag vergeben, Syra?" sprach die Herrin mit einer Rührung, die ihr bis jetzt ganz neu war.

Das arme Mädchen war überwältigt, sie stand auf und warf sich ihrer Herrin zu Füßen, und versuchte, ihre Hand zu fassen, aber sie kam ihr zuvor, und zum ersten Mal in ihrem Leben fiel Fabiola einer Sklavin um den Hals und weinte. Ihre Thränen floßen lang und sanft. Ihr Herz fing an, über ihren Verstand das Uebergewicht zu gewinnen, und dieß kann nur geschehen, wenn es sanfter wird; endlich wurde sie ruhig, und sich aus ihren Armen windend, sprach sie: „Noch eins, Syra, darf man diesem Wesen, das du mir beschrieben hast, anbetend nahen? Ist es nicht zu erhaben, zu ätherisch, zu entfernt dazu?"

„O nein, edles Fräulein!" antwortete die Dienerin. „Er ist keinem von uns ferne; denn wie im Licht der

Sonne, so leben, bewegen und sind wir in dem Glanze seiner Macht, seiner Güte und Weisheit. Daher können wir uns an Ihn wenden, nicht als an einen Fernen, sondern als an Einen, der um uns und in uns ist, während wir in Ihm sind, und Er hört uns nicht mit den Ohren, aber unsere Worte fallen sogleich in seinen Busen, und die Wünsche unseres Herzens dringen auf der Stelle in den göttlichen Abgrund seines Wesens."

„Allein," fuhr Fabiola etwas schüchtern fort, „gibt es keinen erhabenen Act der Anerkennung, z. B. ein Opfer, wodurch es förmlich anerkannt und angebetet werden könnte?"

Syra zögerte, denn die Unterhaltung schien sich auf ein geheimnißvolles, heiliges Gebiet hinüberzuspielen, das von der Kirche nie einem profanen Fuße geöffnet wurde. Doch antwortete sie einfach bejahend.

„Und könnte ich nicht," fragte ihre Herrin noch demüthiger, „so weit in eurer Schule unterrichtet werden, um diesen edlern Act der Huldigung zu vollziehen?"

„Ich fürchte, nicht, edle Fabiola; man müßte ein Opfer haben, das der Gottheit würdig wäre."

„Ja freilich," antwortete Fabiola, „ein Stier mag für Jupiter gut genug sein, oder eine Ziege für Bacchus; aber wo findet sich ein Opfer Dessen würdig, den du mich kennen gelernt hast?"

„Es muß allerdings eines sein, das Seiner in jeder Hinsicht würdig ist, fleckenlos, rein, unvergleichlich groß und unendlich angenehm."

„Und was kann dieß für eines sein, Syra?"

„Nur Er selbst."

Fabiola bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und dann Syra ernst in's Auge blickend sprach sie zu ihr: „Ich bin überzeugt, nachdem du mir die tiefe Bedeutung der Verantwortlichkeit so klar beschrieben hast, unter welcher du beständig sprechen und handeln mußt, so nimmst du dieß

fürchterliche Wort im wirklichen Sinne, wiewol ich dich nicht verstehe."

„So wahr jedes Wort von mir gehört, jeder meiner Gedanken gesehen wird, ist das, was ich gesprochen, eine Wahrheit."

„Ich habe nicht die Kraft, den Gegenstand jetzt weiter zu verfolgen, ich bedarf der Ruhe."

Siebzehntes Kapitel.

Die christliche Gemeinde.

Nach dieser Unterhaltung zog sich Fabiola zurück, und ihr Geist war den übrigen Tag abwechselnd aufgeregt und ruhig. Wenn sie die erhabene Ansicht von dem sittlichen Leben, auf welche ihr Geist gelenkt war, fest in's Auge faßte, so fand sie in dieser Betrachtung eine ungewöhnliche Ruhe. Es war ihr, als habe sie eine große Entdeckung gemacht, deren Kenntniß sie in eine neue, erhabene Region führte, von wo aus sie über die Irrthümer und Thorheiten der Menschen nur lächeln konnte; allein wenn sie die Verantwortlichkeit betrachtete, welche dieß Licht auflegte, die Wachsamkeit, die es verlangte, die unsichtbaren und unbelohnten Kämpfe, die es erforderte, die Trostlosigkeit einer Tugend ohne Bewunderung oder irgend ein Mitgefühl, so schrack sie vor dem Leben zurück, das vor ihr lag, und das sie, soweit sie dasselbe kannte, ohne Stab und Hilfe durchwandeln sollte. Unbekannt mit dem wahren Grunde, sah sie sich nicht im Besitze der Mittel, die schöne Theorie im Leben auszuführen. Dieselbe erschien ihr wie eine glänzende Lampe, mitten in einer ungeheuren, von aller Einrichtung entblößten Halle, die nur eine traurige Oede beleuchtet. Wozu so viel Glanz verschwendet?

Der nächste Morgen war für einen jener Besuche

bestimmt, die sie jährlich auf dem Lande abzustatten pflegte, nämlich dem jetzigen Expräfecten der Stadt, Chromatius. Der Leser wird sich erinnern, daß dieser Beamte nach seiner Bekehrung und nachdem er seine Stelle niedergelegt, mit einer Anzahl der von Sebastian Bekehrten und mit dem heiligen Priester Polycarp, sich auf sein Landhaus in Campanien zurückgezogen hatte, um daselbst ihren Unterricht zu vollenden. Von diesen Umständen war Fabiola niemals benachrichtigt worden, allein sie hörte allerlei seltsame Gerüchte über Chromatius' Villa. Er sollte eine Menge vorher niemals in seinem Hause gesehener Besucher haben; er gebe keine Gastereien, alle seine ländlichen Sklaven habe er freigelassen, manche von ihnen aber hätten es vorgezogen, bei ihm zu bleiben; die ganze zahlreiche Gesellschaft scheine sehr glücklich, wiewol keine lärmenden Vergnügungen daselbst vorkämen. All' dieß machte Fabiola's Neugierde rege, zudem wünschte sie gegen einen der liebsten Freunde ihrer Kindheit eine angenehme Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, und mit eigenen Augen zu sehen, was ihr ein recht platonischer, oder wie wir sagen würden, utopischer Versuch schien. In einem leichten, ländlichen Gefährte, mit guten Pferden daran, brach Fabiola in der Frühe auf, und fuhr munter die ebene Straße durch das glückliche Campanien dahin. Ein Herbstregen hatte den Staub gelegt, und die Weinlaubgewinde mit glitzernden Edelsteinen bestreut, welche den Weg begränzten, und statt der Hecken sich von Baum zu Baum hinzogen. Es stand nicht lange an, so hatte sie den sanften Abhang (denn Hügel konnte man es kaum heißen) erreicht, der mit Buxbaum, Arbutus und Lorbeeren bedeckt, und durch hohe, spitz zulaufende Cypressen ausgezeichnet war, zwischen welchen die weißen Wände der großen Villa auf dem Gipfel hervorschimmerten. Eine Veränderung, das sah sie wohl, war vor sich gegangen, die sie anfangs nicht recht bezeichnen konnte; als

sie aber durch das Thor passirt war, so erinnerten sie die vielen leeren Piedestale und Nischen, daß die Villa einen ihr eigenthümlichen Schmuck ganz verloren hatte — die Menge schöner Bildsäulen, welche anmuthig an den beschnittenen, immer grünen Hecken stunden, und denselben den jetzt ganz bedeutungslosen Namen ad statuas* gaben.

Chromatius, den sie das letzte Mal an der Gicht leidend gesehen hatte, jetzt ein frischer Alter, empfing sie mit Höflichkeit, erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Vater, und fragte, ob das Gerücht wahr sei, daß derselbe demnächst nach Asien gehe. Darüber schien Fabiola betrübt und gekränkt, denn er hatte ihr von dieser seiner Absicht nichts erwähnt. Chromatius hoffte, es werde ein falscher Lärm sein, und lud sie ein, mit ihm einen Gang durch das Gut zu machen. Sie fand es mit derselben Sorgfalt unterhalten, wie früher, voll schöner Pflanzen, aber noch immer vermißte sie die alten Statuen sehr. Als sie endlich eine Grotte mit einem Springbrunnen erreichten, wo früher Nymphen und Seegottheiten das Auge ergötzten, die aber jetzt nur eine düstere, durch nichts unterbrochene Oberfläche zeigte, konnte sie sich nicht länger halten, und sagte zu Chromatius gewendet: „Ei, um's Himmels willen, Chromatius, was habt Ihr denn gethan, daß Ihr alle eure Bildsäulen entferntet, und den besondern Charakter eurer schönen Villa zerstörtet? Was hat euch dazu verleitet?"

„Mein liebes Fräulein," antwortete der muntere Alte, „seid darüber nicht ungehalten. Wozu waren auch diese Figuren?"

„Wenn Ihr so dachtet," erwiederte sie, „so möchten Andere nicht so denken; aber sagt mir, was habt Ihr mit ihnen allen angefangen?"

* „Die Villa der Bildsäulen."

„Nun, die Wahrheit zu sagen, ich habe sie unter den Hammer gebracht!“

„Was! und Ihr ließet mir nichts davon wissen? Ihr wißt, es waren manche Stücke dabei, die ich recht gern erkauft haben würde.“

Chromatius lachte laut auf, und sagte in der traulichen Weise, wozu ihm seine Bekanntschaft mit Fabiola von Kindheit an ein Anrecht gab: „Meine Liebe, wie eilt doch eure junge Phantasie so schnell, daß meine arme, alte Zunge kaum mit ihr Schritt halten kann! ich meinte nicht den Hammer des Auctionators, sondern den Schmiedehammer. Die Götter und Göttinnen sind alle zerschlagen und pulverisirt; wenn Ihr allenfalls noch ein Bein oder eine Hand mit ein Paar Fingern wünschet, vielleicht könnte ich noch so etwas für euch auftreiben; aber ein Gesicht mit einer Nase, oder einen Schädel ohne Riß kann ich euch nicht versprechen.“

Ganz erstaunt rief Fabiola aus: „Was für ein fürchterlicher Barbar seid Ihr geworden, mein weiser, alter Richter! Welchen Schatten eines Grundes könnt Ihr anführen, ein so entsetzliches Verfahren zu rechtfertigen?“

„Nun, Ihr seht, mit den Jahren bin ich eben weiser geworden und zu dem Schluß gekommen, daß Herr Jupiter und Madam Juno eben so wenig Götter sind, als Ihr oder ich; so habe ich denn kurzen Prozeß mit ihnen gemacht.“

„Nun, das will ich gelten lassen; auch ich, obwol weder alt noch weise, bin schon lange derselben Meinung gewesen; aber warum dieselben nicht als reine Werke der Kunst behalten?“

„Weil sie hier nicht in dieser Eigenschaft, sondern als Gottheiten aufgestellt gewesen sind. Sie waren hier als Betrüger mit falschen Ansprüchen, und gleichwie Ihr eine Büste, oder ein Bild, das sich unter denen eurer Vorfahren

fände, aber einer ganz andern Familie angehörte, als einen Eindringling aus eurem Hause entfernen würdet, so verfuhr ich mit diesen Prätendenten an eine höhere Verwandtschaft mit mir, da ich fand, daß dieß falsch sei. Damit nicht derselbe Betrug fortgesetzt würde, so konnte ich es nicht riskiren, sie zu verkaufen."

„Ei, mein höchst gewissenhafter, alter Freund, ist es nicht ein Betrug, eure Villa noch länger ad statuas zu nennen, nachdem nicht eine einzige Bildsäule hier übrig gelassen ist?"

„Allerdings," versetzte Chromatius, an ihrem Eifer sich erlustigend, „und Ihr werdet sehen, daß ich überall Palmenbäume gepflanzt habe, und sobald dieselben ihre Köpfe über das Immergrün hervorstrecken, wird die Villa dafür den Namen ad palmas * erhalten."

„Ein hübscher Name," sagte Fabiola, gar nicht an die höhere, eigentliche Bedeutung denkend, welche derselbe enthalten würde. Sie wußte natürlich nicht, daß die Villa jetzt eine Bildungsschule war, in welcher Viele, wie Ringer und Gladiatoren, für den großen Kampf des Glaubens, für das Marterthum bis zum Tode vorbereitet wurden. Die, welche in diese Schule traten, und die, welche sie verließen, konnten gleichmäßig sagen, sie seien auf dem Wege, die Palme des Sieges zu pflücken, um sie vor den Richterstuhl Gottes zu tragen, zum Zeichen ihres Sieges über die Welt. Bald sollten in diesem stillen Aufenthalt der Christen viele solcher Palmzweige gesammelt werden.

Indessen müssen wir die Zerstörung der Statuen des Chromatius erzählen, was in den Acten des heiligen Sebastian eine besondere Episode bildet.

Nikostratus benachrichtigte ihn als den Präfecten Roms von der Freilassung seiner Gefangenen und von der Wiedergenesung des Tranquillinus durch die Taufe. Nachdem

* „Die Villa der Palmen."

Chromatius die Wahrheit der Thatsache genau untersucht hatte, schickte er nach Sebastian, und schlug ihm vor, Christ zu werden, um dadurch auch die Heilung von derselben Plage zu erlangen. Dieß konnte natürlich nicht geschehen, und man wählte ein anderes Verfahren, wodurch ihm ein neuer Beweis von der Wahrheit des Christenthums an seiner eigenen Person gegeben werden sollte, ohne daß man Gefahr lief, die Taufe aus unreiner Absicht zu ertheilen. Chromatius, welcher wegen der Menge von Götzenbildern, die er besaß, weit und breit bekannt war, erhielt von Sebastian die Zusicherung, daß er sogleich genesen werde, wenn er sie alle in Stücke zerschlagen lasse. Dieß war eine harte Bedingung, aber er willigte ein. Jedoch sein Sohn Tiburtius war wüthend darüber, und betheuerte, daß, wenn das Versprechen nicht in Erfüllung gehe, er den Sebastian und Polycarp in einen glühenden Feuerofen werfen lassen wolle; für den Sohn des Präfecten eine keineswegs so schwierige Sache.

An Einem Tage wurden 200 heidnische Bildsäulen in Stücke zerschlagen, natürlich sowol die in der Villa, als die im Hause zu Rom mit eingerechnet. Die Bilder waren nun allerdings zerbrochen, aber Chromatius nicht geheilt; man schickte nach Sebastian, und stellte ihn deßhalb scharf zur Rede, allein er blieb ruhig und unbeweglich. „Ich bin überzeugt,“ sprach er, „daß nicht alle vernichtet worden sind. Etwas ist der Zerstörung entgangen.“ Und er hatte recht; einige kleinere Gegenstände wurden mehr als Werke der Kunst, denn als religiöse Gegenstände betrachtet, und blieben wie Achan's verheimlichte Beute verborgen *. Sie wurden herbeigebracht und zerbrochen, und Chromatius erhielt sogleich seine Gesundheit. Nicht allein er bekehrte sich, sondern auch sein Sohn Tiburtius wurde

* Jos. 7.

einer der eifrigsten Christen, und gab, eines glorreichen Martertodes sterbend, seinen Namen einer Katakombe. Er hatte gebeten, in Rom bleiben zu dürfen, um seine Mitgläubigen bei der kommenden Verfolgung zu ermuthigen und ihnen beizustehen, wozu ihn seine Verbindung mit dem Pallaste, sein großer Muth und seine große Thätigkeit befähigten. Er war, wie sich denken läßt, ein vertrauter Freund und häufiger Gefährte Sebastian's und Pancratius' geworden.

Nach dieser kleinen Abschweifung nehmen wir die Unterhaltung zwischen Chromatius und Fabiola wieder auf, welche so fortfuhr: „Wißt Ihr aber auch, Chromatius — wir wollen uns hier an diesem lieblichen Plätzchen niederlassen, wo, wie ich mich erinnere, ein herrlicher Bacchus stand — daß allerhand sonderbare Gerüchte über euer Treiben hier in der Gegend umgehen?"

„Welche denn, meine Liebe?"

„Nun, daß Ihr eine Menge Leute bei euch habt, die Niemand kennt, daß Ihr keine Gesellschaft sehet, niemals ausgehet, und ein ganz philosophisches Leben führet, wie in einer platonischen Republik."

„Sehr geschmeichelt!" fiel ihr Chromatius lächelnd in's Wort, und verneigte sich.

„Aber dieß ist nicht Alles," fuhr Fabiola fort; „man sagt, Ihr beobachtet eine ganz ungewöhnliche Tageseintheilung, erlaubet euch keine Vergnügungen und lebet höchst enthaltsam, kurz, Ihr lasset euch beinahe Hungers sterben."

„Ich hoffe übrigens, die Leute lassen uns die Gerechtigkeit widerfahren, und setzen bei, daß wir bezahlen, was wir brauchen," bemerkte Chromatius; „sagen sie nicht, wir haben eine lange Rechnung beim Bäcker, oder Krämer stehen?"

„O nein!" erwiederte Fabiola lachend.

„Wie gütig von ihnen!" versetzte der gutgelaunte Alte.

„Sie — d. h. das ganze Publikum — scheinen ein wunderbares Interesse an uns zu nehmen. Ist es nicht sonderbar, mein theures Fräulein! daß, so lange man auf meiner Villa ein freies Leben führte, bei tüchtigen Trinkgelagen viel lockeres Geplauder hörte, und hie und da ein lustiger Ausflug die Nachbarschaft in Unruhe setzte, wie es anderwärts auch der Fall ist — ich bitte um Verzeihung, auf solche Dinge anspielen zu müssen — kurz, daß, so lange ich und meine Freunde weder ein mäßiges, noch vorwurfsfreies Leben führten, sich Niemand im Geringsten um uns bekümmerte? Ziehen sich aber einige Leute zurück, um still, frugal und thätig zu leben, fern von den öffentlichen Angelegenheiten, und ohne auch nur ein Wort von Politik zu sprechen; sogleich entsteht eine allgemeine Neugierde, Alles von ihnen zu wissen, und Jeden juckt es, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen; eine Masse falscher Gerüchte und schlechten Verdachts über die Motive ihrer Lebensweise wird sogleich in Umlauf gesetzt. Ist dieß nicht eine merkwürdige Erscheinung?"

„Allerdings; aber wie erklärt Ihr euch das?"

„Ich kann es nur durch die Eigenschaft kleiner Geister, die sie immer auf ein Streben eifersüchtig macht, das höher ist, als ihr eigenes, so daß sie fast unbewußt Alles herabsetzen, was, wie sie fühlen, besser ist, als das, wornach sie zu streben wagen."

„Aber was ist denn eigentlich euer Zweck und eure Lebensweise hier, mein guter Freund?"

„Wir vertreiben uns die Zeit mit der Pflege unserer höhern Geistesanlagen. Wir stehen fürchterlich früh auf — ich darf kaum sagen, wie früh; wir widmen dann einige Stunden religiösen Uebungen; nachher beschäftigen wir uns auf verschiedene Weise. Einige lesen, Andere schreiben, wieder Andere arbeiten in den Gärten, und ich versichere euch, kein gemietheter Taglöhner arbeitete je

härter und besser, als diese freiwilligen Ackerbauer. Zu verschiedenen Zeiten kommen wir zusammen und singen miteinander schöne Lieder, die nur Tugend und Reinheit athmen, und lesen höchst erbauliche Bücher, empfangen auch von beredten Lehrern mündlichen Unterricht. Unsere Mahlzeiten sind allerdings sehr mäßig, wir leben ganz von Vegetabilien; aber ich habe bereits gefunden, daß sich das Lachen ganz gut mit den Linsen verträgt, und daß harmlose Heiterkeit nicht nothwendig eine wohlbesetzte Tafel erfordert."

„Ei, ihr seid ja ganze Pythagoräer geworden; ich habe geglaubt, dieß sei schon längst aus der Mode. Uebrigens muß es ein sehr öconomisches System sein," bemerkte Fabiola boshaft.

„Ei, wie spitzig!" antwortete der Richter; „so glaubt Ihr wirklich, daß dieß am Ende ein Sparsystem sei; aber das ist's wohl nicht, denn wir haben einen ganz verzweifelten Entschluß gefaßt."

„Und was ist denn das?" fragte die junge Dame.

„Nichts weniger, als dieß: wir sind entschlossen, daß in unserm Bereiche sich kein Armer befinden soll; diesen Winter wollen wir versuchen, alle Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu speisen und die Kranken in der Nähe zu warten; alle unsere Ersparnisse werden dafür aufgehen."

„Allerdings ein sehr edler, wiewol sehr neuer Gedanke in unserer Zeit, und ohne Zweifel werdet ihr für eure Mühe tüchtig ausgelacht und von allen Seiten mißbraucht werden. Man wird sogar Schlimmeres von euch sagen, als gegenwärtig, wenn es möglich wäre, aber dieß kann nicht sein."

„Wie so?"

„Nehmt es mir nicht übel, wenn ich es euch sage; aber bereits ist man so weit gegangen, darauf hinzudeuten, daß ihr Christen sein könntet; ich versichere euch indeß,

daß ich überall mit Indignation dagegen gesprochen habe."

Chromatius sagte lächelnd: „Warum ein solcher Widerspruch, mein liebes Kind?"

„Weil ich euch und Tiburtius und Nikostratus und die gute, stumme Zoë zu gut kenne, als daß ich nur einen Augenblick glauben könnte, ihr hättet das Gemenge von Thorheit und Schurkerei angenommen, das man mit diesem Namen benennt."

„Laßt mich eine Frage an euch stellen! Habt Ihr euch die Mühe genommen, einige christliche Schriften zu lesen, wodurch Ihr wissen könntet, was wirklich von dieser verachteten Secte geglaubt und gethan wird?"

„O nein, ich möchte meine Zeit nicht damit verschwenden, ich hätte nicht die Geduld, etwas davon kennen zu lernen. Ich verachte sie zu sehr als Feinde alles geistigen Fortschrittes, als unzuverlässige Bürger, als im höchsten Grade leichtgläubige Leute, die jedes abscheuliche Verbrechen gutheißen, als daß ich je in den Fall kommen könnte, eine nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen."

„Nun, liebe Fabiola, ich dachte einst gerade dasselbe über sie, aber ich habe meine frühere Meinung sehr geändert."

„Dieß ist allerdings sonderbar, zumal, da Ihr als Präfect der Stadt viele dieser Elenden wegen ihrer beständigen Gesetzesübertretungen abstrafen mußtet."

Eine Wolke zog über das heitere Angesicht des alten Mannes, und eine Thräne stand in seinem Auge. Er dachte an den heiligen Paulus, welcher einst die Kirche Gottes verfolgte. Fabiola sah diese Veränderung, und wurde betrübt. In der zärtlichsten Weise sagte sie zu ihm: „Ich habe etwas sehr Unbedachtsames gesprochen, fürchte ich, oder Erinnerungen wach gerufen, die eurem gütigen Herzen nur schmerzlich sein können. Vergebt mir, theurer Chromatius, und laßt uns von etwas Anderm plaudern.

Ein Zweck meines Besuches war auch, euch zu fragen, ob Ihr vielleicht Jemand wißt, der sogleich nach Rom geht. Ich habe von verschiedenen Seiten von meines Vaters projectirter Reise gehört, und möchte ihm gerne schreiben, damit sich nicht wiederholt, was er früher that, nämlich, ohne Abschied zu nehmen, fortgeht, um mir den Schmerz zu sparen" *.

„Ja," erwiederte Chromatius, „es ist ein junger Mann da, der morgen in aller Früh abgeht. Kommt in das Bibliothekzimmer und schreibt da euren Brief; der Ueberbringer befindet sich vermuthlich dort."

Sie kehrten in das Haus zurück und traten in ein Gemach zu ebener Erde, voll Bücherkästen. An einem Tische in der Mitte des Zimmers saß ein junger Mann, und schrieb eben aus einem großen Bande ab, den er schnell schloß und bei Seite legte, als er eine Fremde eintreten sah.

„Torquatus," sagte Chromatius zu ihm, „diese Dame wünscht ihrem Vater in Rom einen Brief zu senden."

„Es wird mir immer großes Vergnügen machen," erwiederte derselbe, „der edlen Fabiola oder ihrem erlauchten Vater zu dienen."

„Was, Ihr kennt sie?" fragte der Richter etwas überrascht.

„Ich hatte die Ehre, in meiner Jugend, wie mein Vater vor mir, von dem edlen Fabius in Asien verwendet zu werden. Schlechte Gesundheitsumstände zwangen mich, seinen Dienst zu verlassen."

Mehrere Bogen feinen Pergaments von bestimmter Größe, offenbar zum Abschreiben eines Buches hergerichtet,

* Es gab in jener Zeit keine Post, und wer Briefe abschicken wollte, mußte einen Expressen nehmen, oder sich um eine Gelegenheit umsehen.

lagen auf dem Tische. Der gute Alte legte eines derselben vor die Dame nebst Tinte und einem Rohr, und sie schrieb einige zärtliche Zeilen an ihren Vater. Darauf legte sie das Blatt zusammen, band einen Faden darum, befestigte etwas Wachs daran, und drückte ihr Siegel, das sie aus einer gestickten Tasche hervorlangte, darauf. Da sie den Boten belohnen wollte, wenn sie besser wissen könnte, wie, so nahm sie ein anderes Stück Pergament, notirte darauf seinen Namen und Wohnort, und steckte das Blättchen sorgfältig in ihren Busen. Nachdem sie eine kleine Erfrischung zu sich genommen hatte, bestieg sie ihren Wagen und sagte Chromatius ein herzliches Lebewohl. Es lag eine väterliche Rührung in seinem Blicke, als ob er fühlte, er werde sie nie wieder sehen. So kam es ihr vor, aber es war ein ganz anderes Gefühl, welches sein Herz weich stimmte. Sollte sie immer in diesem Zustande bleiben, sollte er sie in ihrer Unwissenheit verharren und zu Grunde gehen lassen? Sollte dieß edle Herz und dieser erhabene Sinn im Schlamme des Heidenthums ersticken, während jedes Gefühl und jeder Gedanke von ihr aus starken, wenn gleich feinen Fasern zu bestehen schien, aus welchen die Wahrheit das reichste Gewebe bilden konnte? Es durfte nicht sein, und doch hielten ihn tausend Beweggründe von einem Geständniß ab, das, wie er wohl fühlte, sie jetzt von jeder Annäherung an den Glauben abstoßen würde. „Lebt wohl, mein Kind!" rief er aus, „möget Ihr hundertfältig gesegnet sein mit Segnungen, die Ihr jetzt noch nicht kennt." Er wandte sein Gesicht ab, als er ihr die Hand drückte, und zog sich schnell zurück.

Auch Fabiola war durch das Geheimnißvolle und durch die Zärtlichkeit seiner Worte gerührt, erstaunte aber, ehe sie das Thor erreichte, ihren Wagen von Torquatus angehalten zu sehen. In diesem Augenblicke machte der Contrast zwischen dem freien, etwas familiären, wiewol

respectvollen Benehmen des jungen Mannes, und zwischen dem milden, freundlichen Ernste des alten Expräfecten einen peinlichen Eindruck auf sie. „Verzeiht die Unterbrechung, Fräulein," sprach er, „Ihr möchtet diesen Brief doch schnell befördert haben?"

„Gewiß, es liegt mir sehr viel daran, daß mein Vater ihn so schnell als möglich bekommt."

„Dann, sorge ich, werde ich schwerlich euch dienen können; ich kann nur zu Fuße reisen oder mit wohlfeiler Gelegenheit, und werde deßhalb einige Tage auf dem Wege sein."

Fabiola sagte zögernd: „Nehmt Ihr mir es nicht übel, wenn ich so frei bin, euch etwas anzubieten, um die Kosten einer schnellern Reise zu bestreiten?"

„Keineswegs," antwortete Torquatus lebhaft, „wenn ich dadurch eurem edlen Hause besser dienen kann."

Fabiola händigte ihm eine volle Börse ein, nicht blos zu seiner Reise, sondern auch zur reichen Belohnung. Er empfing sie mit lächelnder Bereitwilligkeit, und verschwand schnell durch einen Seitengang. Es lag etwas in seinem Benehmen, das einen üblen Eindruck machte; sie konnte ihn keineswegs für einen passenden Gesellschafter ihres lieben, alten Freundes halten. Wäre Chromatius Zeuge von dem Auftritte gewesen, er hätte in ihm ein Bild des Judas gesehen, wie er so gierig nach der Börse langte. Fabiola jedoch war es nicht unangenehm, durch eine Geldsumme ein für allemal sich einer Verpflichtung entledigt zu haben, die sie dadurch auf sich genommen haben konnte, daß sie ihn zu ihrem Boten machte. Sie zog daher das Notizblatt heraus, um es als unnütz zu vernichten, als sie bemerkte, daß die andere Seite des Pergaments auch beschrieben war, da der Abschreiber des Buchs, das bei ihrem Eintritt bei Seite gelegt wurde, eben die Fortsetzung auf diesem Blatte begonnen hatte. Es waren jedoch nur ein Paar Sätze

darauf geschrieben, und sie fing an, dieselben zu lesen. Da begegnete sie zum ersten Male folgenden Worten aus einem ihr unbekannten Buch:

„Ich aber sage euch: liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verläumden, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen, und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt" *.

Denken wir uns die Verlegenheit eines indischen Bauern, der im Bette eines Waldstroms einen weißen, durchsichtigen Kiesel aufgelesen hat; seine Außenseite ist rauh und trübe, aber da, wo sie abgeschliffen ist, funkelt er in hellem Lichte. Er weiß nicht zu entscheiden, ob er in den Besitz eines glänzenden Diamanten oder werthlosen Steines gekommen ist; ob er etwas hat, das werth ist, in eine Königskrone gesetzt, oder vom Fuße eines Bettlers getreten zu werden. Soll er seiner Verlegenheit damit ein Ende machen, daß er den Stein sogleich wegwirft, oder soll er ihn zu einem Juwelier tragen, und sich vielleicht in's Gesicht lachen lassen? So waren ungefähr die wechselnden Gefühle Fabiola's auf ihrem Heimwege. „Von wem können diese Sätze sein? Von keinem griechischen oder römischen Philosophen. Sie sind entweder ganz falsch oder ganz wahr, entweder die höchste Moral, oder die niedrigste Herabwürdigung des Menschen. Uebt Jemand diese Lehre, oder ist es nur ein glänzendes Paradoxon? Ich will mich über den Gegenstand nicht weiter beunruhigen. Oder soll ich vielleicht Syra darüber fragen? Es klingt fast wie ihre schönen, aber unausführbaren Theorien. Nein, ich laß es lieber gehen. Sie überwältigt mich mit ihren erhabenen Ansichten, die so unmöglich für mich sind, obgleich sie ihr

* Matth. 5, 44.

leicht scheinen. Mein Geist bedarf der Ruhe. Es ist am kürzesten, ich suche der Ursache meiner Unruhe los zu werden, und so quälende Worte zu vergessen. Fort mit in den Wind, dann kann es sonst Jemand den Kopf verrücken, der es auf dem Wege findet. — He, Phormio, halte den Wagen an, und heb' das Stückchen Pergament auf, das ich habe fallen lassen." Der Kutscher gehorchte, wiewol er dachte, das Blatt sei absichtlich hinausgeflogen. Sie steckte es wieder in ihren Busen. Hier lag es, wie ein Siegel auf ihrem Herzen; denn dieses Herz blieb nun ruhig und still, bis sie nach Hause kam.

Achtzehntes Kapitel.

Versuchung.

Am Morgen in aller Frühe kam ein Maulthier mit einem Führer vor die Thüre der Villa des Chromatius, es war mit einem mäßigen Sattelranzen bepackt, dem ganzen bekannten Eigenthum des Torquatus. Viele Freunde waren auf, ihn abreisen zu sehen und von ihm den Friedenskuß zu empfangen, ehe er schied. Möge er nicht dem Kusse gleichen auf Gethsemane! Einige flüsterten ihm ein freundliches, sanftes Wort in's Ohr und ermahnten ihn, den empfangenen Gnaden treu zu bleiben, was er ernstlich und wahrscheinlich aufrichtig versprach. Andere, die seine Armuth kannten, drückten ihm ein kleines Geschenk in die Hand, und baten ihn, seine alten Gewohnheiten und Bekanntschaften zu meiden. Polycarp aber, der Vorsteher der Gemeinde, rief ihn bei Seite und beschwor ihn mit feurigen Worten und unter vielen Thränen, die vielleicht geringen, aber gefährlichen Fehler, die in seinem Betragen hervorgetreten waren, zu verbessern, den Leichtsinn, der sich in seinem Benehmen geoffenbart hatte, zu zügeln und alle christlichen

Tugenden mehr zu pflegen. Torquatus versprach auch unter Thränen Gehorsam, kniete nieder, küßte des guten Priesters Hand und erhielt seinen Segen. Dann empfing er von ihm Empfehlungsbriefe zu seiner Reise und eine kleine Geldsumme zu den mäßigen Kosten derselben.

Endlich war Alles bereit, das letzte Lebewohl, der letzte Glückwunsch gesprochen, und Torquatus, auf seinem Maulthiere sitzend, mit dem Führer am Zaume desselben, zog langsam die schnurgerade Allee dahin, welche zum Thore führte. Lange nachdem Alles wieder in's Haus zurückgekehrt war, stand Chromatius noch an der Thüre und blickte ihm wehmüthig mit nassen Augen nach; es war gerade so ein Blick, wie der Vater des Verschwenders auf seinen scheidenden Sohn gerichtet haben mochte.

Da die Villa nicht an der Hochstraße lag, so war dieser bescheidene Vierfüßler gemiethet worden, um ihn quer über die Landschaft nach Fundi (jetzt Fondi) zu bringen, als dem nächsten Punkte, wo er dieselbe erreichen konnte. Hier sollte er die Mittel finden zur Fortsetzung seiner Reise. Fabiola's Börse jedoch hatte ihn in dieser Beziehung ganz außer Sorge gesetzt.

Der Weg, auf welchem er dahinzog, bot mannigfaltige Schönheiten dar. Zuweilen wand er sich den Ufern des Lyris entlang, mit freundlichen Villen und Landhäusern besetzt. Dann fiel er plötzlich in eine kleine Schlucht hinab am Rande der Apenninen, von Felsen eingeschlossen und mit Myrthen, Aloen und wilden Weinreben bedeckt, zwischen welchen weiße Ziegen wie Schneeflocken hervorschimmerten, während neben dem Pfade ein winziges Bächlein wirbelte und brauste, das sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, den Waldstrom zu spielen, so groß war das Lärmen und Tosen, womit es schäumend dahinschoß; es schien sich gleichsam selbst laut Glück zu wünschen, daß es über zwei Steine hinabspringend einen Wasserfall gebildet hatte, und

in einen Abgrund stürzend, blieb es durch ein großes Akanthusblatt verborgen. Dann zog sich der Weg wieder aufwärts und es bot sich eine weite Aussicht über den ungeheuren Garten Campaniens mit der blauen Bucht von Cajeta im Hintergrund, mit weißen Segeln überstreut, die in der Ferne Schaaren glänzend gefiederter Wasservögel glichen, die auf einem See flatternd sich sonnten.

Was waren des Reisenden Gedanken mitten unter diesen bunten Scenen eines neuen Actes im Drama seines Lebens? Gewährten sie ihm Freude und Vergnügen? erhoben sie ihn oder drückten sie ihn nieder? Sein Auge bemerkte sie kaum. Weit über sie hin schweifte es nach den schattigen Säulengängen und lärmenden Straßen der Hauptstadt. Die staubigen Gärten, die künstlichen Fontänen, die Marmorbäder mit den gemalten Gewölben waren in seinen Augen schöner als die frischen Weinberge des Herbstes, als die reinen Ströme, der purpurne Ocean und der azurblaue Himmel. Er wandte natürlich keinen Augenblick seine Gedanken auf die schmutzigen Thaten und gottlosen Gewohnheiten Roms, auf seine Ueppigkeit, Schwelgerei, Unehrbarkeit, Verläumdung und Falschheit. O nein, was sollte er als ein Christ auch wieder damit zu thun haben? Zuweilen sah sein von der Außenwelt abgezogener Geist im düstern Winkel einer Halle in den Thermen einen Tisch, auf welchen mürrisch blickende, gierige Spieler ihre beinernen Würfel warfen, und er fühlte eine lang unterdrückte Sehnsucht über sich kommen; aber ein Paar milde Augen, gleich denen Polycarp's, blickten ihn vom Tische her an und weckten ihn auf. Dann spiegelte ihm seine Phantasie vor, als sitze er an einer reichen Tafel, wo der rothglänzende Falernerwein in goldenem Becher mit trunkenen Reden die Runde machte; da erschien ihm gegenüber das tadelnde Gesicht des Chromatius und hielt ihn mit seinem düstern Blicke zurück.

Er kehrte in der That nur zu den unschuldigen Genüssen der Kaiserstadt zurück, zu ihren Spaziergängen, ihrer Musik, ihren Gemälden, ihrer Pracht und ihrer Schönheit. Er vergaß, daß all' dieß nur eine Zugabe zum qualvollen Leben einer Masse menschlicher Wesen war, wodurch ihre Leidenschaften erregt, ihre schlechten Begierden entzündet, ihr Ehrgeiz geschmeichelt und ihr Charakter entnervt wurde. Armer Jüngling! er dachte durch dieß Feuer gehen zu können, ohne sich zu verbrennen! Die arme Motte, sie bildete sich ein, durch diese Flamme fliegen zu können, ohne die Flügel zu versengen!

In einer zerstreuten Stimmung zog er durch ein enges Thal von Felsen überhangen, als er plötzlich an der Oeffnung desselben eine Bucht der See vor sich liegen sah, und darauf einsam und regungslos ein Fischerboot. Dieser Anblick rief ihm sogleich eine Geschichte aus seiner Kindheit in's Gedächtniß zurück. Ihr Schauplatz stellte sich ihm hier lebhaft vor Augen.

Es war einmal ein kühner, junger Fischer, der an der südlichen Küste Italiens lebte. In einer stürmischen, finstern Nacht wollten sein Vater und seine Brüder sich in ihrem dichten, starken Fischerboote nicht hinauswagen auf die See; so beschloß er, trotz ihrer Gegenvorstellungen, allein in dem kleinen Nachen, der daran befestigt war, hinauszufahren. Es blies ein rauher Wind, aber er hielt ihn in seiner schwachen Barke, die auf den Wellen tanzte, aus, bis die Sonne warm und glänzend über eine ruhige, spiegelglatte See heraufstieg. Von Müdigkeit und Hitze überwältigt, fiel er in Schlaf, aber nach einiger Zeit wurde er durch ein lautes Geschrei aus der Ferne aufgeweckt. Er schaute um sich und sah das Boot seiner Familie; die darauf waren, schrieen laut und winkten ihm mit den Händen zurück, aber sie machten keine Anstrengung, ihm nahe zu

kommen. Was konnten sie wohl damit meinen? Er ergriff die Ruder und begann lustig auf sie loszusteuern; aber bald gewahrte er mit Erstaunen, daß das Fischerboot, gegen welches er das Vordertheil gewendet hatte, auf seiner Seite erschien, und bald, wiewol er seinen Nachen geradeaus richtete, auf der entgegengesetzten Seite. Offenbar hatte er einen Kreis beschrieben, aber in einer Spirallinie, so daß das Ende dem Mittelpunkte näher war, als der Anfang, und nun fing er einen andern und engern an; eine schreckliche Vermuthung drängte sich seiner Seele auf, er warf seine Tunica ab und steuerte wie ein Wahnsinniger mit seinen Rudern; allein obgleich er hie und da den Kreis durchbrach, so kam er doch immer der Mitte näher, wo er in der Tiefe einen Trichter zischenden und schäumenden Wassers erblickte. Da warf er in Verzweiflung die Ruder nieder und stand da, die Arme wie ein Wahnsinniger ringend, und ein Seevogel, der in der Nähe krächzte, hörte ihn laut ausrufen: Charybdis! * Und nun war der Cirkel, der sein Boot umspann, nur um Weniges länger, als dieses selbst; da warf er sich flach nieder, schloß Ohren und Augen mit den Händen und hielt den Athem an, bis er das Wasser über sich gurgeln hörte, und wirbelnd hinabfuhr in den Abgrund.

„Wunderbar!" sagte Torquatus zu sich selbst, „kam wohl je Einer auf diese Weise um, oder ist es nur eine Allegorie? — Wenn dieß, was soll es bedeuten? Kann Jemand auf diese Weise nach und nach in ein geistiges Verderben hinabgezogen werden? Sind meine gegenwärtigen Gedanken etwa ein äußerer Kreis, der mich gefaßt hat, und — —"

„Fundi!" rief der Maulthiertreiber aus, und deutete auf eine Stadt vor ihnen, und nicht lange darnach hatten sie dieselbe erreicht.

* Ein Strudel zwischen Italien und Sicilien.

Torquatus überschaute seine Briefe, und zog einen heraus, der hier abzugeben war. Sein Führer geleitete ihn nach einem kleinen Gasthaus der ärmsten Sorte, wurde anständig bezahlt, entfernte sich aber fluchend und murrend über die Knickerei des Reisenden. Er erkundigte sich dann nach dem Wege zum Hause des Schulmeisters Cassianus, fand es und gab seinen Brief ab. Er erhielt eine so freundliche Aufnahme, als wäre er daheim, und nahm an der frugalen Mahlzeit seines Wirthes Theil, während welcher er die Geschichte desselben kennen lernte.

Gebürtig von Fundi, hatte er in Rom die Schule aufgerichtet, mit welcher wir am Anfang unserer Geschichte bekannt geworden sind, und sich dabei ganz gut befunden; allein da er eine Verfolgung drohen und seinen christlichen Glauben entdeckt sah, so legte er seine Schule nieder und zog sich in seine kleine Vaterstadt zurück, wo ihm nach den Ferien die Kinder der angesehensten Einwohner versprochen waren. In einem Mitchristen sah er nichts anderes, als einen Bruder, und so sprach er ganz frei mit ihm von seinen vergangenen Abenteuern und seinen künftigen Aussichten. Dabei fuhr dem Torquatus der sonderbare Gedanke durch den Kopf, daß diese Nachrichten einst in Geld verwandelt werden könnten.

Es war noch früh, als Torquatus Abschied nahm, und unter dem Vorwand, ein Geschäft in der Stadt zu haben, wollte er seinem Wirth nicht gestatten, ihn zu begleiten. Er kaufte sich einen hübschern Anzug, ging in den besten Gasthof, und bestellte ein Paar Pferde nebst einem Begleiter; denn um Fabiola's Auftrag zu vollziehen, war es nothwendig, schnell vorwärts zu kommen, auf jeder Station die Pferde zu wechseln, und die Nacht durch zu reisen. So ging's fort, bis er Bovillä erreichte, am Fuße der albanischen Hügel. Hier hielt er an, wechselte seinen Reiseanzug, und fuhr dann munter zwischen den Gräberreihen

hin, die ihn zum Thore jener Stadt brachten, deren Mauern mehr Gutes und Schlimmes umschloßen, als irgend eine Provinz des Reichs.

Neunzehntes Kapitel.

Der Fall.

Torquatus, nun stutzerhaft gekleidet, ging sogleich nach dem Hause des Fabius, gab seinen Brief ab, beantwortete alle Fragen, und nahm, ohne sich sehr zu sträuben, eine Einladung zum Essen auf den Abend an. Hierauf sah er sich nach einer anständigen Wohnung um, wie sie zu dem gegenwärtigen Stande seiner Börse paßte, und fand auch leicht eine.

Fabius, wie schon bemerkt, pflegte seine Tochter nicht auf's Land zu begleiten, und besuchte sie daselbst selten. Er hatte nämlich keine große Vorliebe für grüne Felder oder rauschende Bäche; das Geträtsche und der freie Ton der römischen Gesellschaft war sein Geschmack. Während des Jahres legte ihm die Anwesenheit seiner Tochter einen gewissen Zwang auf. Wenn sie aber mit ihrer ganzen Einrichtung nach Campanien fort war, so sah sein Haus Auftritte und Personen, die er nicht gewagt hätte, mit ihr in Berührung zu bringen. Männer von liederlichem Wandel umgaben seinen Tisch, und Trinkgelage, bis spät in die Nacht hinein, mit Würfelspiel und lockerer Unterhaltung gewürzt, folgten gewöhnlich auf diese üppigen Schmausereien.

Nachdem er Torquatus zum Abendessen eingeladen hatte, ging er aus, um noch andere Gäste zu suchen. Er fand bald einige Sykophanten, die an seinen gewöhnlichen Gängen auf der Lauer lagen, um eine Einladung von ihm zu erschnappen. Als er aber von den Bädern des Titus heimschlendern wollte, sah er in einem kleinen Haine in

der Nähe eines Tempels zwei Männer in eifriger Unterhaltung mit einander. Nachdem er einen Augenblick hingeschaut, näherte er sich ihnen, wartete aber in einer kleinen Entfernung auf eine Pause in ihrem Gespräch, das ungefähr so lautete:

„Es ist also kein Zweifel über die Neuigkeiten?“

„Durchaus nicht; es ist ganz gewiß, daß die Bevölkerung zu Nikomedia aufgestanden ist, und die Kirche, wie man's heißt, der Christen ganz nahe und im Angesichte des Pallastes niedergebrannt hat. Mein Vater hörte es von dem Secretär des Kaisers selbst diesen Morgen.“

„Was trieb auch die Thoren, einen Tempel zu bauen, und zwar auf einem der angesehensten Plätze der Metropole? Sie mußten doch wissen, daß früher oder später der religiöse Geist der Nation sich gegen sie erheben und diesen Dorn im Auge zerstören würde, wie es jede Zurschaustellung einer fremden Religion für das Reich sein muß.“

„Allerdings, wie mein Vater sagt; diese Christen, wenn sie Verstand hätten, würden ihre Köpfe verstecken und in Winkel schleichen, während sie von den gütigen Fürsten eine Zeit lang so gnädig geduldet sind. Da sie aber dieß nicht thun wollen, sondern auf öffentlichen Plätzen Tempel bauen, anstatt sich in Nebengäßchen zu verstecken, wie sie pflegten, so ist's mir gar nicht leid. Man kann da sich einen Ruf und dabei noch einen Profit verschaffen, wenn man auf diese verhaßten Leute Jagd macht, und sie wo möglich vernichtet.“

„Gewiß; aber, um zur Sache zu kommen, so ist es zwischen uns ausgemacht, daß, wenn wir entdecken können, welche unter den Reichen und nicht allzu Mächtigen Christen sind, eine ehrliche Theilung stattfinden soll. Wir wollen einander unterstützen. Du schlägst kühne und rauhe Mittel vor, ich will die meinigen geheim halten, aber Jeder soll den ganzen Nutzen von denjenigen ärndten, die er entdeckt,

und seinen rechtmäßigen Antheil von jenen erhalten, die zwischen uns getheilt werden. Nicht wahr?"

„Ganz richtig."

Fabius trat nun vor mit einem herzlichen: „Wie geht's, Fulvius? Ich habe euch schon eine Ewigkeit nicht gesehen. Kommt und speist mit mir heute Abend, ich habe Freunde geladen, und auch euer Freund — Corvinus, glaube ich (der junge Herr machte eine etwas linkische Verbeugung), wird euch begleiten, wie ich hoffe."

„Ich danke," versetzte Fulvius; „es thut mir leid, ich habe bereits eine Einladung."

„Ach was," sagte der gut aufgelegte Ritter, „es ist Niemand in der Stadt, mit dem Ihr so soupiren könntet, als mit mir. Oder hat mein Haus die Pest, daß Ihr euch nimmer hineinwagtet, seitdem Ihr mit Sebastian da speistet und Händel bekamet? Oder hat euch ein magischer Zauber erfaßt, der euch vertrieben hat?"

Fulvius wurde blaß, und zog Fabius auf die Seite, während er sagte: „Die Wahrheit zu gestehen, etwas dergleichen."

„Ich hoffe," erwiederte Fabius ein wenig erschrocken, „die schwarze Hexe hat euch doch keinen Streich gespielt; ich wünschte von Herzen, sie wäre aus meinem Hause. Aber," fuhr er in guter Laune fort, „ich dachte wirklich, Ihr wäret an jenem Abend von einem bessern Zauber ergriffen worden. Ich habe meine Augen offen, ich sah, wie euer Herz auf meine kleine Base Agnes geheftet war."

Fulvius sah ihn mit Staunen an, und versetzte nach einer Weile: „Und wenn es so war, so sah ich, daß eure Tochter Alles aufbot, daß nichts daraus werden sollte."

„So? Dieß erklärt also eure beständige Weigerung, zu mir zu kommen; allein Fabiola ist eine Philosophin, und versteht nichts von dergleichen Sachen. Ich wünschte in der That, sie gäbe ihre Bücher auf, und dächte daran, sich

selbst zu verheirathen, statt Andere daran zu verhindern. Aber ich kann euch bessere Neuigkeiten sagen; Agnes ist so sehr an euch anhänglich, als Ihr nur an sie sein könnt.“

„Ist's möglich? Wie könnt Ihr das wissen?“

„Nun denn, um euch zu sagen, was ich euch schon längst gesagt hätte, wenn Ihr nicht so scheu vor mir geflohen wäret, sie vertraute es mir an demselben Tage an.“

„Euch?“

„Ja, mir; jene Juwelen von euch gewannen ganz ihr Herz; sie sagte mir so etwas, und sie konnte nur euch meinen; in der That, ich bin überzeugt, sie meinte euch.“

Fulvius verstand diese Worte von den reichen Edelsteinen, die er zu tragen pflegte, während der Ritter von den Juwelen sprach, die Agnes nach seiner Meinung empfangen hatte. Sie war, wie Fulvius dachte, eine leichte Eroberung gewesen, ungeachtet ihrer Sprödigkeit; ihr Vermögen und ihr Rang lag nun offen vor ihm, wenn er nur die Sache gehörig einzufädeln wußte. Da störte Fabius denselben aus seinen Träumen mit den Worten: „Kommt nur, Ihr habt eure Bewerbung nur kühn zu betreiben, und ich sage euch, Ihr werdet sie gewinnen, was auch Fabiola davon denken mag. Aber jetzt habt Ihr von ihr nichts zu fürchten; sie mit ihrer ganzen Dienerschaft ist abwesend, ihre Wohnung ist verschlossen, und wir gehen durch die Hinterthüre zu den lustigern Gemächern des Hauses ein.“

„Ich werde euch unfehlbar aufwarten,“ entgegnete Fulvius. „Und Corvinus kommt mit,“ setzte Fabius hinzu, als er sich entfernte.

Wir wollen das Bankett nicht weiter beschreiben; wir sagen blos, daß die seltensten Weine in Fülle floßen, so daß fast alle Gäste mehr oder weniger erhitzt und aufgeregt wurden, nur Fulvius blieb nüchtern.

Die Neuigkeiten aus dem Oriente wurden Gegenstand

der Unterhaltung. Auf die Zerstörung der Kirche zu Nikomedia waren Brandstiftungen im kaiserlichen Pallaste gefolgt. Es war kaum ein Zweifel, daß der Kaiser Galerius der Anstifter war, allein er schob die Schuld auf die Christen, und stachelte so den widerstrebenden Diocletian auf, ihr grausamster Verfolger zu werden. Jedermann sah ein, daß, ehe einige Monate vorüber wären, das kaiserliche Edict zum Beginne des Werkes der Zerstörung nach Rom kommen und in Maximian einen bereitwilligen Vollzieher finden werde.

Die Gäste waren im Allgemeinen geneigt, dem zu Boden geschlagenen Wild den Garaus zu machen; denn Edelmuth zu Gunsten derjenigen, welche das Volksgeschrei hetzt, erfordert einen Grad von Muth, der zu heroisch ist, um gewöhnlich zu sein. Selbst die Liberalsten fanden Gründe dafür, daß die Christen von allen menschlichen Rücksichten ausgenommen werden sollten. Der Eine konnte ihr Geheimthun nicht leiden, ein Anderer ärgerte sich über den vermeintlichen Fortschritt ihrer Secte; Dieser hielt sie dem wahren Ruhme des Reiches feindlich, Jener betrachtete sie als ein fremdes Element, das ausgemerzt werden müsse. Der Eine hielt ihre Lehre für abscheulich, ein Anderer ihre Sitten für schändlich. Während dieser ganzen Debatte, wo beide Theile zu demselben Resultate kamen, hielt Fulvius, nachdem er einen Gast um den andern beobachtet hatte, sein Auge auf Torquatus geheftet.

Der junge Mann war schweigsam, aber sein Gesicht wurde abwechselnd blaß und roth. Der Wein hatte ihm einen kühnen Muth eingeflößt, aber noch hielt er sich in Schranken. Nun ballte er die Hand, und drückte sie an seine Brust; nun biß er sich auf die Lippe; jetzt zerdrückte er das Brod zwischen den Fingern, dann trank er wieder wie in Gedanken einen Becher Wein aus.

„Diese Christen hassen uns und würden uns Alle gerne

vernichten, wenn sie könnten," sagte Einer. Torquatus lehnte sich vor, öffnete die Lippen, blieb aber stumm.

„Uns vernichten, ja! Brannten sie nicht Rom unter Nero nieder, und haben sie nicht gerade jetzt dem Kaiser seinen Pallast in Asien über dem Kopfe angezündet?" fragte ein Zweiter. Torquatus erhob sich von seinem Sitze, und streckte die Hand aus, als ob er etwas entgegnen wollte, zog sie aber wieder zurück.

„Aber noch unendlich schlimmer ist, daß sie antisociale Lehren behaupten, so fürchterliche Excesse begehen, und sich zu der ekelhaften Anbetung eines Eselskopfes erniedrigen," fuhr ein Dritter fort. Nun stand Torquatus voll Wuth auf, und erhob seine Hand, als Fulvius mit kalter Berechnung der Zeit und der Worte in bitterm Spotte hinzufügte: „Ja, und sie schlachten ein Kind und verzehren sein Fleisch und Blut bei jeder Versammlung" *.

Da fiel der Arm auf den Tisch nieder mit einem Schlage, daß Becher und Pokale ringsum tanzten und klirrten, und Torquatus rief mit erstickter Stimme aus: „Es ist eine Lüge, eine verdammte Lüge!"

„Wie könnt Ihr das wissen?" fragte Fulvius mit seinem freundlichsten Tone und Blicke.

„Weil," versetzte der andere in großer Aufregung, „ich selbst ein Christ bin, und bereit, für meinen Glauben zu sterben."

Wäre die herrliche Alabasterstatue mit ihrem ehernen Haupte in der Nische neben der Tafel vorwärts gefallen, und auf dem Marmorpflaster zertrümmert, es hätte keinen schrecklichern Eindruck machen können, als dieß plötzliche Geständniß. Alle waren einen Augenblick wie erstarrt. Zunächst folgte eine lange Pause, nachher zeigte allmählig Jeder seine Gefühle auf seinem Gesichte. Fabius sah aus-

* Die heidnische Vorstellung vom heiligen Abendmahl.

nehmend einfältig aus, als ob er sich bewußt wäre, seine Gäste in schlechte Gesellschaft gebracht zu haben. Calpurnius blies die Backen auf, und hielt sich offenbar für beleidigt, daß man einen Gast hereingebracht habe, von dem man abgeschmackter Weise annehmen könnte, daß derselbe von den Christen mehr wisse, als er selbst. Ein junger Mann riß das Maul auf, indem er Torquatus anstierte, und ein mürrischer, alter Herr schwankte augenscheinlich, ob er nicht den nächsten Besten niederschlagen sollte. Corvinus blickte auf den armen Christen mit jenem vergnüglichen, halb dummen und halb wilden Grinsen, womit allenfalls ein Landmann auf das Wiesel schauen mag, das er am Morgen in der Falle findet. Hier war ein Mann zur Hand, um ihn auf die Folterbank oder auf den Rost zu bringen, wenn es ihm beliebte. Aber der Blick des Fulvius übertraf Alles. Hatte Jemand Gelegenheit, durch ein Mikroskop die Züge der Spinne zu beobachten, wenn sie nach langem Fasten eine vom Blute Anderer geschwollene Fliege dem Neste nahen sieht, und jede Bewegung ihrer Flügel scharf belauert, und darüber sinnt, wie sie am Besten den ersten Faden um sie spinnen kann, überzeugt, daß dann Alles, was sie enthält, ihr eigen ist — dieß, denken wir, wäre das beste Bild für seine Blicke, wie für seine Gefühle. Einen Christen zu bekommen, bereit, ein Verräther zu werden, war schon längst sein sehnlichstes Verlangen. Hier war ein solcher, wie er gewiß wußte, wenn er ihn nur zu bearbeiten verstand. Wie wußte er dieß? Weil er von den Christen genug kannte, um überzeugt zu sein, daß ein ächter sich weder ein Uebermaß im Trinken erlaubt, noch sich seiner Bereitwilligkeit zum Marterthume gerühmt hätte.

Die Gesellschaft brach auf; Jedermann schlich sich von dem entdeckten Christen wie von einem Pestkranken hinweg. Er fühlte sich allein und verlassen, als Fulvius, welcher dem Fabius und Corvinus einige Worte zuflüsterte, auf

ihn zuging, ihn bei der Hand nahm, und höflich sagte: „Ich fürchte, ich habe unüberlegt gesprochen, indem ich euch eine Erklärung entlockte, die gefährlich werden kann."

„Ich fürchte nichts," entgegnete Torquatus wieder aufgeregt; „ich werde bei meiner Fahne stehen bis auf's Aeußerste."

„Still, still," fiel Fulvius ein, „die Sklaven könnten euch verrathen. Kommt mit mir in ein anderes Zimmer, wo wir in Ruhe mit einander sprechen können."

Mit diesen Worten führte er ihn in ein elegantes Zimmer, wo Fabius Becher und Flaschen mit dem ausgesuchtesten Falernerweine hatte aufstellen lassen, wenn etwa Einige, dem römischen Brauche gemäß, an einer commissatio oder einem Trinkgelage theilnehmen wollten. Aber nur Corvinus, von Fulvius eingeladen, folgte.

Auf einem schön eingelegten Tische lagen Würfel. Nachdem Fulvius dem Torquatus noch mehr mit Wein zugesprochen hatte, hob er die Würfel auf und ließ sie spielend niederfallen, indem er dabei von gleichgiltigen Dingen plauderte. „Ei!" rief er aus, „was für ein Wurf! Es ist gut, daß ich mit Niemand spielte, sonst wäre ich zu Grunde gerichtet. Probir' du es, Torquatus."

Das Spiel war, wie wir bereits wissen, das Verderben des Torquatus gewesen; wegen Händeln, die daraus entstanden, befand er sich im Gefängnisse, als Sebastian ihn bekehrte. Als er die Würfel in die Hand nahm, keineswegs in der Absicht, wie er dachte, um zu spielen, beobachtete ihn Fulvius, wie ein Luchs seine Beute. Torquatus' Auge funkelte, seine Lippen bebten und seine Hand zitterte. Fulvius erkannte sogleich in all' dem, sowie in dem kundigen Wurfe der Hand und in dem scharfen Auge auf den Werth des Geworfenen die Heftigkeit der ersten Versuchung, ein abgelegtes Laster wieder aufzunehmen.

„Ich fürchte, du hast keine bessere Hand, als ich, bei

dieser einfältigen Beschäftigung," sagte er gleichgiltig; „aber Corvinus hier wird dir Spielglück verschaffen, wenn du etwas ganz Niederes setzen willst."

„Es muß aber ganz nieder sein — blos zur Erholung; denn ich habe dem Spiele entsagt. Einmal freilich — aber es thut nichts."

„Nun, komm," sagte Corvinus, den Fulvius mit einem Blicke dazu aufgemuntert hatte.

Sie fingen um ganz unbedeutende Einsätze zu würfeln an, und Torquatus gewann gewöhnlich. Fulvius ließ ihn noch immer von Zeit zu Zeit trinken, und er wurde ganz geschwätzig.

„Corvinus, Corvinus," sagte er endlich, als ob er sich besinnen wollte, „war dieß nicht der Name, den Cassianus erwähnte?"

„Wer?" fragte der Andere überrascht.

„Ja, er war's," setzte Torquatus für sich selbst hinzu — „der Raufbold, das vierschrötige Vieh. Wärest du derjenige," fragte er, zu Corvinus aufblickend, „der den hübschen Christenknaben Pancratius schlug?"

Corvinus war im Begriffe, in Wuth auszubrechen, aber Fulvius hielt ihn mit einer Miene zurück, und warf zur rechten Zeit die Frage dazwischen: „Der Cassianus, den du erwähntest, ist ein ausgezeichneter Schulmeister; ei, wo lebt er denn?"

Dieß wollte, wie er wußte, Corvinus wissen, und so beruhigte er ihn. Torquatus erwiederte: „Er lebt, wart' einmal — — nein, nein; ich will kein Verräther werden. Nein, ich bin bereit, mich verbrennen oder foltern zu lassen, oder für meinen Glauben zu sterben, aber ich will Niemand verrathen — das will ich nicht."

„Laß mich an deine Stelle, Corvinus," sagte Fulvius, welcher sah, daß Torquatus immer tieferes Interesse am Spiele nahm. Er wandte so viel Geschicklichkeit an, um

seinen Gegner noch aufmerksamer zu machen. Er setzte eine etwas größere Summe, Torquatus that nach einiger Ueberlegung das Gleiche. Er gewann, worüber Fulvius ärgerlich schien. Torquatus schob beide Summen zurück; Fulvius that, als ob er zögerte, setzte aber ein Gleiches, und verlor wieder; so ging das Spiel nun still fort: jeder gewann und verlor, aber Fulvius hatte beständig den Vortheil, er spielte mit mehr Fassung. Einmal blickte Torquatus erschrocken auf; es war ihm, als sehe er den guten Polycarp hinter dem Stuhle seines Gegners. Er rieb sich die Augen, und sah, daß es nur Corvinus war, der ihn anstierte. Nun strengte er seine ganze Fertigkeit an. Das Gewissen schwieg, der Glaube war wankend, die Gnade bereits verschwunden. Denn der Teufel der Habsucht, der Raubgier, der Unehrlichkeit, der Sorglosigkeit war zurückgekommen und hatte zu dieser gesäuberten, aber schlecht bewachten Seele sieben Geister mit sich gebracht, schlechter, als er selbst; und als sie in ihn fuhren, nahm alles Heilige, alles Gute daraus Abschied.

Endlich, durch wiederholte Verluste und die Wirkung des Weines in eine Art Wahnsinn versetzt, warf er, nachdem er häufig aus der schweren Börse, die er von Fabiola erhalten, hervorgelangt hatte, den Beutel selbst auf den Tisch. Fulvius öffnete ihn kaltblütig, leerte ihn aus, zählte das Geld, und setzte gegenüber einen gleichen Haufen Gold. Jeder rüstete sich zum letzten Wurfe. Die unheilvollen Würfel fielen, schweigend blickten sie auf die Augen derselben. Fulvius zog das Geld an sich, während Torquatus über den Tisch hineinfiel, und sein Gesicht in seine Arme verbarg. Fulvius gab dem Corvinus einen Wink, aus dem Zimmer zu gehen. Torquatus stampfte mit den Füßen, stöhnte, knirschte mit den Zähnen, und heulte laut; dann fuhr er mit den Fingern in's Haar, und fing an, es auszuraufen. Eine Stimme flüsterte ihm in's Ohr: „Bist du

ein Christ?" Welcher von den sieben Geistern war es? Gewiß der schlimmste.

„Alle Hoffnung ist aus," fuhr die Stimme fort; „du hast deine Religion entehrt und dazu noch verrathen."

„Nein, nein," ächzte der Elende in Verzweiflung.

„Ja, in deiner Trunkenheit hast du uns Alles gesagt; genug, um dir die Rückkehr zu den Deinigen, die du verrathen hast, für immer unmöglich zu machen."

„Fort, fort!" rief der gequälte Sünder in erbärmlichem Tone aus. „Sie werden mir noch vergeben. Gott —"

„Stille, sprich seinen Namen nicht aus; du bist entehrt, meineidig geworden, hoffnungslos verloren. Du bist ein Bettler, morgen mußt du dein Brod betteln. Du bist ein verworfener, ein ruinirter Verschwender und Spieler. Wer wird nach dir schauen? Etwa deine christlichen Freunde? Und demungeachtet bist du ein Christ; du wirst dafür in Stücke zerrissen, eines grausamen Todes sterben, und doch von ihnen nicht als einer ihrer Martyrer verehrt werden. Du bist ein Heuchler, Torquatus, und nichts weiter."

„Wer ist's, der mich so quält?" rief er aus, und blickte auf. Fulvius stand mit übereinandergelegten Armen neben ihm. „Und wenn all' dieß wahr ist, was geht das dich an? Was hast du mir weiter zu sagen?" fuhr er fort.

„Mehr, als du glaubst. Du hast dich ganz in meine Gewalt begeben; ich bin der Herr deines Geldes — (er zeigte ihm Fabiola's Börse), deines Rufes, deines Friedens, deines Lebens. Ich darf nur deine Mitchristen wissen lassen, was du gethan, was du gesagt hast, was du heute gewesen bist, und du darfst ihnen nicht mehr unter die Augen treten. Ich darf nur jenen Raufbold, jenes vierschrötige Vieh, wie du den Sohn des Stadtpräfecten nanntest, auf dich loslassen (und Niemand sonst kann ihn nach einer solchen Beleidigung zurückhalten), und morgen wirst du vor dem Tribunale seines Vaters stehen, um für die Religion zu

sterben, die du verrathen und entehrt hast. Bist du bereit, jetzt dein Christenthum vor dem Richterstuhle auf dem Forum als ein trunkener Spieler darzustellen?"

Der gefallene Mann hatte nicht den Muth, dem verlorenen Sohne in der Reue zu folgen, wie er es in der Sünde gethan. Die Hoffnung war in ihm erstorben; denn er war in seine Hauptsünde zurückgefallen, und fühlte kaum einen Gewissensbiß. Er blieb still, bis Fulvius ihn mit der Frage aufweckte: „Nun, hast du deine Wahl getroffen, entweder sogleich zu den Christen zu gehen, in dem Zustande, wie du jetzt bist, oder morgen vor Gericht? Was wählst du?"

Torquatus hob die Augen zu ihm auf mit dummem Blicke, und antwortete leise: „Keines von beiden."

„Nun denn, was willst du thun?" fragte Fulvius, indem er ihn mit seinem Falkenblicke durchbohrte.

„Was du willst," sagte Torquatus, „nur keines von diesen Dingen."

Fulvius setzte sich neben ihn, und sagte in sanftem, einschmeichelndem Tone: „Nun, Torquatus, hör' auf mich, thu', wie ich dir sage, und Alles ist wieder gut. Du sollst ein Haus haben, reichliche Nahrung und Kleidung, ja auch Geld zum Spielen, wenn du nur thun willst, was ich dir heiße."

„Und was ist das?"

„Stehe morgen wie gewöhnlich auf, lege dein Christengesicht an, und gehe frei und ungezwungen unter deinen Freunden umher; thu', als ob nichts vorgefallen wäre, aber antworte auf alle meine Fragen, und sage mir Alles."

Torquatus stöhnte: „Ein Verräther zuletzt?"

„Heiß' es, wie du willst; dieß oder den Tod! Ja, den Tod zollweise. Ich höre Corvinus ungeduldig den Hof auf- und abgehen. Schnell, was wirst du thun?"

„O! nicht den Tod, nein; Alles, nur dieß nicht!" Ful-

vius ging hinaus, und fand seinen Freund vor Wuth und Wein schäumend; er hatte schwere Mühe, ihn zu besänftigen. Corvinus hatte den Cassianus über frischere Beleidigungen fast vergessen, aber sein früherer Haß war jetzt wieder entzündet, und er brannte nach Rache. Fulvius versprach, ausfindig zu machen, wo er sich aufhalte, und brauchte dieß Mittel, um jeden gewaltsamen, augenblicklichen Schritt zu verhindern.

Nachdem er Corvinus mürrisch und vor Wuth knirschend heimgeschickt hatte, kehrte er zu Torquatus zurück, den er zu begleiten wünschte, um seine Wohnung zu erfahren. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, war sein Opfer von dem Stuhle aufgestanden, und versuchte, auf- und abgehend, seine Sinne zu sammeln, und sich wieder zu fassen. Aber es war umsonst; der Kopf schwindelte ihm vor Trunkenheit und der darauffolgenden Aufregung. Das Zimmer schien mit ihm im Kreise herumzugehen und auf- und abzuschweben; er fühlte sich krank, und sein Herz schlug fast hörbar. Scham, Gewissensbisse, Selbstverachtung, Haß gegen die Urheber seines Verderbens und gegen sich selbst, die Trostlosigkeit des Verworfenen und die finstere Verzweiflung des Verdammten zogen wie schwarze Fluthen abwechselnd durch seine Seele. Außer Stand, sich länger auf den Füßen zu halten, warf er sich mit dem Gesichte auf ein seidenes Kissen, begrub seine glühende Stirne in seine eiskalten Hände, und stöhnte. Noch wirbelte Alles rings um ihn, und eine beständige Wehklage tönte in seinem Ohre.

Fulvius fand ihn in diesem Zustande, und berührte seine Schulter, um ihn aufzuwecken. Schaudernd fuhr Torquatus auf mit dem Rufe: „Ist dieß etwa die Charybdis?“



*

Zweiter Theil.

Kampf.

Erstes Kapitel.

Diogenes.

Die Scenen, welche wir bisher dem Leser vorgeführt haben, fielen in eine jener mißlichen Zeiten, die eher ein Waffenstillstand als Friede zu nennen sind, und oft zwischen einer Verfolgung und der andern in der Mitte lagen.

* „Diogenes, der Todtengräber, beigesetzt in Frieden, 8 Tage vor dem 1. October." — Aus St. Sebastian's Katakomben. Boldetti I. 15, p. 60.

Schon haben Kriegsgerüchte unsern Weg durchkreuzt, und wir haben die Zeichen der Vorbereitung dazu deutlich wahrgenommen. Das Brüllen der Löwen beim Amphitheater, welches Sebastian überraschte, aber nicht erschreckte, die Berichte aus dem Orient, die Winke des Fulvius und die Drohungen des Corvinus haben uns dieselbe Kunde gebracht, daß über kurz oder lang die Schrecken der Verfolgung wieder erscheinen und das Christenblut in einem vollern und edlern Strome fließen sollte, als bisher. Die Kirche, die immer ruhig ihre Vorkehrungen trifft, kann die vielen Zeichen eines drohenden Kampfes nicht unbeachtet lassen, noch die nöthigen Vorbereitungen versäumen, demselben zu begegnen. Von der Zeit, da sie ernstlich sich zu waffnen beginnt, datiren wir die zweite Periode unserer Erzählung. Es ist der Anfang des Kampfes.

Es war gegen das Ende des Octobers, als man einen jungen, uns nicht unbekannten Mann, dicht in seinen Mantel gehüllt, denn es war finster und kalt, seinen Weg durch die schmalen Gäßchen der sogenannten Suburra nehmen sehen konnte, einer Gegend, über deren Ausdehnung und genaue Lage noch gestritten wird, die aber in der unmittelbaren Nachbarschaft des Forums lag. Da das Laster leider nur zu oft mit der Armuth verbunden ist, so fanden beide hier ein gemeinsames Asyl. Pancratius schien in diesem Theil der Stadt nicht sehr zu Hause, und ging verschiedene Male irre, bis er endlich die Gasse fand, die er suchte. Noch ohne Nummer an der Thüre, war das Haus, nach dem er verlangte, ein ungelöstes Räthsel, aber doch nicht ganz unlösbar. Er schaute nach der saubersten Wohnung in der Straße, und da ihm eine vor den übrigen besonders durch ihre Reinlichkeit und ihr ordentliches Aeußere auffiel, klopfte er keck an die Thüre. Ein alter Mann, dessen Name bereits in unserer Geschichte vorkam, öffnete. Es war Diogenes, ein großer Greis mit breiten Schultern, wie

gewohnt, Lasten zu tragen, die jedoch seinen Gang gebeugt hatten. Sein Haar war silberweiß, und hing an den Seiten eines breiten, gewaltigen Kopfes herab; seine Züge waren in tiefen, melancholischen Linien scharf markirt, und sein Gesicht, obwol voll Ruhe, trug den Ausdruck eines feierlichen Ernstes. Er sah wie Einer aus, der viel unter den Todten gelebt hatte, und in ihrer Gesellschaft am glücklichsten war. Seine zwei Söhne, Majus und Severus, schöne, athletische Jünglinge, standen neben ihm. Jener war emsig beschäftigt, eine grobe Inschrift auf eine alte Marmorplatte einzugraben, oder vielmehr einzukratzen, deren Kehrseite noch Spuren einer heidnischen Grabschrift trug, die der neue Besitzer nur obenhin ausgelöscht hatte. Lächelnd betrachtete Pancratius seine Handthierung; es war kaum ein Wort richtig geschrieben; hier steht die Inschrift, wie sie war:

DE BIANOBA
POLLECLA QVE ORDEV BENDET DE BIANOBA. *

Der andere Sohn war im Begriffe, eine grobe Zeichnung zu machen; man konnte da Jonas unterscheiden, wie er von dem Wallfisch verschlungen wird, und Lazarus, der von den Todten aufersteht, beides mit Kohle auf ein Brett gezeichnet, eine Skizze, die offenbar zu einem dauerhaftern Gemälde irgendwo bestimmt war. Der alte Diogenes war, als man an die Thüre klopfte, eben damit beschäftigt, eine neue Handhabe an eine alte Spitzhaue zu machen. Diese mancherlei Beschäftigungen in Einer Familie könnten uns überraschen, aber dem jugendlichen Besucher fiel dieß durchaus nicht auf; er wußte wohl, daß die Familie zu der ehrsamen religiösen Zunft der Fossores oder Gräber in den

* „Von der neuen Straße. Pollecla, welche Gerste verkauft in der neuen Straße.“ Die Inschrift wurde gefunden im Kirchhof des Callistus.

christlichen Kirchhöfen gehörte. Diogenes stand an der Spitze dieser Bruderschaft. In Uebereinstimmung mit der Behauptung eines anonymen Schriftstellers, eines Zeitgenossen des heiligen Hieronymus, haben einige neuere Alterthumsforscher den Fossor als zu den niedern kirchlichen Dienern in der ersten Kirche gehörig betrachtet, wie den Lector oder Vorleser. Allein obgleich sich diese Ansicht nicht halten läßt, so ist es doch ganz wahrscheinlich, daß die Obliegenheiten dieses Amtes in der Hand von Personen waren, welche die kirchliche Autorität bestellt und anerkannt hatte. Das gleichförmige System bei der Anlage, Ausgrabung und Ausfüllung der zahlreichen Kirchhöfe rings um Rom, ein System, das vom Anfang an so ausgebildet war, daß wir keine bestimmten Anzeichen einer Aenderung oder Verbesserung im Laufe der Zeit nachweisen können, führt uns zu dem Schlusse, daß diese wundervollen, ehrwürdigen Werke unter Einer Leitung, und wahrscheinlich von einer zu diesem Zweck gebildeten Körperschaft ausgeführt wurden. Es war keine Kirchhof- oder Nekropolisgesellschaft, die mit dem Geschäft, die Todten zu begraben, speculirte, sondern vielmehr eine fromme, von der Kirche anerkannte Bruderschaft, die sich in dieser Absicht vereinigte.

Eine Reihe interessanter Inschriften, die sich in dem Kirchhof der heiligen Agnes fanden, beweist, daß dieß Geschäft sich in einzelnen Familien forterbte; Großvater, Vater und Söhne haben es an demselben Platze getrieben *. Wir können so leicht die große Geschicklichkeit und Gleichförmigkeit des Baues in den Katakomben begreifen. Allein die Fossores hatten augenscheinlich ein höheres Amt, oder sogar eine Jurisdiction in dieser unterirdischen Stadt. Wenn gleich die Kirche für den Raum zum Begräbniß aller ihrer

* Sieh P. Marchi in seiner „Architektur des unterirdischen christlichen Roms", 1844; ein Werk, das wir frei benützen.

Kinder sorgte, so war es doch natürlich, daß Einige für ihre Begräbnißstätte eine Entschädigung geben sollten, wenn sie an einem Lieblingsorte, z. B. in der Nähe vom Grabe eines Martyrers, gewählt wurde. Diese Todtengräber hatten nun solche Geschäfte abzuschließen, wovon in den alten Kirchhöfen oft Erwähnung geschieht. Folgende Inschrift ist im Capitol aufbewahrt:

EMPTV LOCVM AB ARTEMISIVM VISOMVM HOC EST
ET PRAETIVM DATVM FOSSORI HILARO IDEST
FOL NOOD PRAESENTIA SEVERI FOSS ET LAVRENTI. *

Das heißt:

„Hier ist das Grab für zwei Leiber, von Artemisius erkauft, und der Preis wurde dem Fossor Hilarus gegeben, nämlich Börsen . . . † In Gegenwart des Gräbers Severus und des Laurentius."

Möglich, daß der Letztgenannte Zeuge war auf Seite des Käufers, und Severus auf der des Verkäufers. Wie dem sein mag, wir glauben nun dem Leser Alles vorgelegt zu haben, was sich auf die Profession des Diogenes und seiner Söhne bezieht.

Wir verließen Pancratius, als er sich eben über die rohen Versuche des Majus in der Steinschneidekunst belustigte. Das Nächste war, daß er ihn anredete: „Führst du diese Inschriften immer selbst aus?"

„O nein!" erwiederte der Künstler, indem er lächelnd aufblickte. „Ich mache sie für arme Leute, die eine bessere Hand nicht zahlen können. Dieß war eine gute Frau, die in der Vianova einen kleinen Laden hielt, und, wie Ihr euch denken könnt, nicht reich dabei wurde, besonders da

* Emptus locus ab Artemisio bisomus hic est, et pretium datum fossori Hilaro, id est folles . . . in praesentia Severi Fossoris et Laurentii. — † Die Zahl ist leider nicht erkennbar, da sie in Ziffern ist.

sie sehr ehrlich war. Und doch kam mir ein seltsamer Gedanke, während ich ihre Grabschrift einmeißelte."

„Laß hören, Majus."

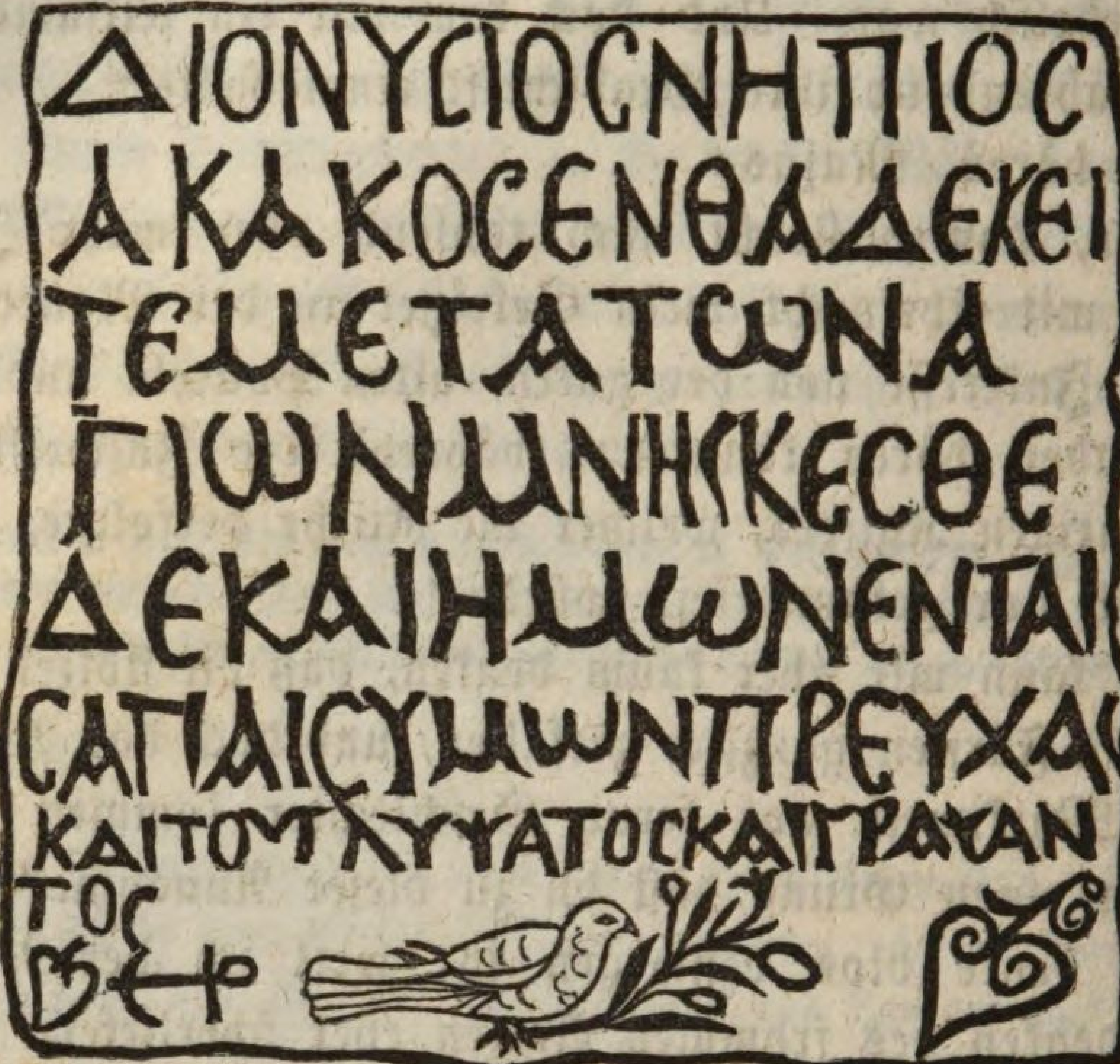
„Nun, daß vielleicht nach tausend oder mehr Jahren Christen mit Ehrfurcht mein Gekritzel an der Mauer lesen, und mit Interesse von der guten, alten Pollecla und ihrem Gerstenladen hören könnten; während die Inschrift nicht eines einzigen Kaisers, welcher die Kirche verfolgte, gelesen oder auch nur gekannt sein würde."

„Ich kann mir aber kaum denken, daß die stolzen Grabmäler von Fürsten gänzlich zerfallen, und doch das Andenken an ein Marktweib auf ferne Geschlechter kommen könnte. Was für einen Grund hast du zu dieser Annahme?"

„Ich denke blos deßwegen so, weil ich der Nachwelt das Andenken des frommen Armen eher überliefern möchte, als das des gottlosen Reichen. Und meine grobe Inschrift mag vielleicht gelesen werden, wenn Triumphbögen längst zerstört sind. Es ist doch abscheulich geschrieben, nicht wahr?"

„Das thut nichts; diese Einfachheit ist mehr werth, als viele schöne Schriften. Was ist denn das für eine Platte, die an der Mauer lehnt?"

„Ach, das ist eine schöne Inschrift, die man uns zum Aufstellen brachte; Ihr werdet sehen, daß der Schreiber und Gravirer verschiedene Leute waren. Es soll auf den Kirchhof bei der Villa der Fräulein Agnes am nomentanischen Weg kommen. Ich glaube, es ist zum Andenken an ein liebes Kind, dessen Tod von seinen tugendhaften Eltern tief empfunden wird." Pancratius nahm ein Licht und las, wie folgt:



*

„Der unschuldige Knabe Dionysius liegt hier unter den Heiligen. Gedenket aber auch unser in euern heiligen Gebeten . . . dessen, der es geschrieben, und dessen, der es eingegraben hat."

„Liebes, glückliches Kind!" fuhr Pancratius fort, als er die Inschrift durchlesen hatte, „füge mich, den Leser, zu dem Schreiber und Gravirer in deinen heiligen Gebeten."

„Amen!" antwortete die fromme Familie. Pancratius, durch einen gewissen gedämpften Ton in Diogenes' Stimme aufmerksam gemacht, wandte sich um und sah, wie der Alte sich eifrig bemühte, das Ende eines kleinen Keils wegzuschneiden, den er in die Spitze des Stiels seiner Spitzhaue getrieben hatte, um ihn im Eisen zu befestigen; aber alle Augenblicke hinderte ihn Etwas im Gesichte, was er dadurch zu entfernen suchte, daß er den Rücken seiner gebräunten Hand über die Augen zog. „Was gibt's, mein guter, alter

* Διονύσιος νήπιος ἄκακος ἐνθάδε κεῖται μετὰ τῶν ἁγίων· μνήσκεσθε δὲ καὶ ἡμῶν ἐν ταῖς ἁγίαις ὑμῶν προσευχαῖς καὶ τοῦ γλύψαντος καὶ γράψαντος.

Freund?" sagte der Jüngling freundlich. „Warum rührt euch diese Grabschrift des jungen Dionysius so besonders?"

„Nicht sie selbst; aber es erinnert mich an so vieles Vergangene, und an so Vieles, das demnächst kommen wird, daß ich mich fast muthlos fühle, wenn ich an Beides denke."

„Was sind dieß für peinliche Gedanken, Diogenes?"

„Nun, seht, es ist ganz einfach, ein gutes Kind, wie Dionysius, in den Arm zu nehmen, eingewickelt in das Wachstuch, duftend von Specereien, und es in's Grab zu legen. Seine Eltern mögen weinen, aber sein Uebergang vom Leide zur Freude war leicht und süß. Etwas ganz Anderes aber ist es und erfordert ein Herz, das, wie das meine, durch Gewohnheit so verhärtet ist (wieder fuhr er mit der Hand über die Augen), schnell das zerrissene Fleisch und die gebrochenen Glieder eines andern solchen Kindes aufzuraffen, es eilig in das Grabtuch einzuwickeln, dann in ein anderes Tuch voll Leimen statt Balsams einzuschlagen, und geschwind in das Grab zu schieben *. Wie ganz anders möchte man den Leib eines Martyrers behandeln!"

„Allerdings, Diogenes; aber ein braver Offizier zieht ein einfaches Soldatengrab auf dem Schlachtfelde dem feingearbeiteten Sarkophag an der Via Appia vor. Sind denn solche Scenen, wie Ihr sie beschreibt, in Zeiten der Verfolgung gewöhnlich?"

„Keineswegs ungewöhnlich, mein guter junger Herr. Gewiß wird ein so frommer Jüngling, wie Ihr, das Grab

* In dem Kirchhof der heiligen Agnes fand man Stücke Leimen in Gräbern, welche genau die Formen verschiedener Körpertheile bilden, mit dem Eindruck einer feinern Leinwand auf der innern, und einer gröbern auf der äußern Seite. In Betreff der Specereien und des Balsams bemerkt Tertullian, daß „die Araber und Sabäer wohl wissen, daß die Christen jährlich mehr für ihre Todten brauchen, als die heidnische Welt für ihre Götter verwendete".

des Restitutus in dem Kirchhofe des Hermes an seinem Jahrestage besucht haben?"

„Ja freilich, und oft hab' ich sein frühes Marterthum fast beneidet. Habt Ihr ihn begraben?"

„Ja, und seine Eltern ließen ein schönes Grab machen, das Arcosolium seiner Krypta *. Mein Vater und ich haben es aus sechs Marmorplatten eilig zusammengefügt, und ich meißelte die Inschrift ein, die daneben steht. Ich denke, ich machte meine Arbeit besser, als Majus da," setzte der Alte nun ganz heiter hinzu.

„Das heißt nicht viel von sich rühmen," erwiederte der Sohn lächelnd; „aber hier ist die Copie der Inschrift, die du gemacht hast," und damit zog er aus einer Anzahl Blätter ein Pergament hervor.

„Ich erinnere mich ganz gut," sagte Pancratius, indem er es überblickte, und die orthographischen, aber nicht die grammatikalischen Fehler verbessernd, las er, wie folgt:

AELIO FABIO RESTVTO
FILIO PIISSIMO PARI N
TES FECERVNT QVIVI
XIT ANNI . S XVIII MENS
VII INIRENE. †

„Dem Aelius Fabius Restitutus, ihrem frommen Sohne, errichteten seine Eltern (dieß Grab). Er lebte achtzehn Jahre und sieben Monate. In Frieden."

„Welcher Ruhm für den Jüngling, Christus in solch' einem Alter bekannt zu haben!" rief er aus.

„Gewiß," erwiederte der Alte; „aber Ihr habt vielleicht immer geglaubt, daß sein Leib allein im Grabe ruhe."

* Diese Ausdrücke finden später ihre Erklärung. — † Aelio Fabio Restituto, filio piissimo, parentes fecerunt. Qui vixit annis XVIII, mensibus VII. In irene.

„Allerdings war ich immer der Meinung. Ist es anders?“

„Ja, edler Pancratius, es liegt noch ein jüngerer Schlafkamerade, als er, bei ihm in demselben Bette. Als wir eben daran waren, das Grab des Restitutus zu verschließen, wurde der Leib eines nicht über zwölf oder dreizehn Jahre alten Knaben zu uns gebracht. O ich werde den Anblick nie vergessen! Man hatte ihn über ein Feuer gehängt, und Kopf und Rumpf und Glieder bis zu den Knieen waren auf's Bein hinein verbrannt, und er war so entstellt, daß man keinen Zug von ihm erkennen konnte. Der arme Junge, was mußte er gelitten haben! Aber warum sollte ich ihn bemitleiden? Wir hatten Eile nöthig und dachten, der Junge von achtzehn Jahren werde seinem zwölfjährigen Leidensgenossen den Platz nicht mißgönnen, und so legten wir ihn zu Aelius Fabius' Füßen, wir hatten aber kein zweites Fläschchen Blut außen hinzusetzen, damit man erkennen möchte, daß hier noch ein Martyrer liege, denn das Feuer hatte sein Blut in den Adern vertrocknet“ *.

„Was für ein edler Knabe! Wenn der erste älter, so war der zweite jünger als ich. Was meint Ihr, Diogenes, haltet Ihr es nicht für wahrscheinlich, daß Ihr dieser Tage an mir denselben Liebesdienst erfüllen müßt?“

„O nein, ich will nicht hoffen,“ sagte der alte Gräber, und seine Stimme wurde wieder weich; „spielt doch auf

* Am 22. April 1823 fand man dieß Grab noch unverletzt. Als man es öffnete, waren die Gebeine weiß, glänzend und polirt wie Elfenbein. Zu den Häupten stand das Blutfläschchen. Zu den Füßen lag das Skelet eines zwölf- oder dreizehnjährigen Knaben, schwarz und verkohlt, hauptsächlich am Kopf und den obern Theilen bis herab in die Mitte der Schenkelbeine; von da bis zu den Füßen wurden die Beine allmählig weiß. Die beiden Leiber, reich gekleidet, ruhen neben einander unter dem Altar des Jesuitencollegs zu Loretto.

keine solche Möglichkeit an, da muß meine Zeit eher kommen; warum sollte man auch die alten Bäume schonen und die jungen Pflanzen niederhauen?"

„Nun, nun, mein guter Freund, ich wollte euch nicht betrüben; aber fast habe ich die Botschaft auszurichten vergessen, weßwegen ich kam. Morgen mit Tagesanbruch sollt Ihr nämlich nach dem Hause meiner Mutter kommen, damit für die künftigen unruhigen Zeiten die Anordnungen in Betreff der Kirchhöfe getroffen werden können. Unser ehrwürdiger Papst wird da sein nebst den Priestern der Titel (Pfarrkirchen), den Diakonen der Sprengel, den Notaren, deren Zahl ergänzt worden ist, und Ihr, das Haupt der Fossores, dürft nicht fehlen, damit Alles gemeinschaftlich besprochen werden kann."

„An mir soll's nicht fehlen, Pancratius," versetzte Diogenes.

„Und nun habe ich noch eine Gunst von euch zu erbitten."

„Eine Gunst von mir?" fragte der Alte verwundert.

„Ja, Ihr werdet euer Werk sogleich anzufangen haben, denk' ich. So oft ich aus Andacht unsere geweihten Kirchhöfe besuchte, habe ich sie nie genau untersucht, und dieß möchte ich gern mit euch, weil Ihr sie so gut kennt."

„Nichts würde mir größeres Vergnügen machen," erwiederte Diogenes, von dem Complimente etwas geschmeichelt, aber noch mehr erfreut durch diese Liebe zu dem Gegenstande, der ihm so theuer war. „Gleich nachdem ich meine Verhaltungsbefehle empfangen habe, werde ich nach dem Kirchhofe des Callistus gehen. Kommt zu mir vor der Porta Capena, eine halbe Stunde vor Mittag, und wir wollen dann mit einander gehen."

„Aber ich werde nicht allein sein," fuhr Pancratius fort, „zwei erst kürzlich getaufte Jünglinge wünschen sehr, mit

unsern Kirchhöfen bekannt zu werden, die sie noch nicht recht kennen, und haben mich gebeten, sie hier einzuweihen."

„Jeder Freund von euch wird mir stets willkommen sein. Wie heißen sie, damit es kein Mißverständniß gibt?"

„Der eine ist Tiburtius, der Sohn des vorigen Präfecten Chromatius, der andere ist ein junger Mann, Namens Torquatus."

Severus stutzte ein wenig, und sagte: „Seid Ihr seiner ganz sicher, Pancratius?"

Diogenes bemerkte ihm tadelnd: „Daß er in Pancratius' Gesellschaft zu uns kommt, ist Sicherheit genug."

„Ich gestehe," erwiederte der Jüngling, „daß ich ihn nicht so gut kenne als Tiburtius, der wirklich ein wackerer, edler Junge ist; Torquatus wünscht jedoch sehr eifrig, alle unsere Angelegenheiten kennen zu lernen, und es scheint ihm Ernst. Was flößt dir Besorgniß ein, Severus?"

„Nur eine Kleinigkeit, allerdings. Als ich heute Morgen in der Frühe nach dem Kirchhofe ging, machte ich einen Abstecher nach den Bädern des Antoninus" *.

„Was," unterbrach ihn Pancratius lachend, „besuchst du so noble Gesellschaften?"

„Das gerade nicht," versetzte der ehrsame Künstler; „aber Ihr wißt vielleicht nicht, daß Cucumio, der Capsarius †, und sein Weib Christen sind?"

„Ist's möglich?"

„Ja, so ist's, und überdieß machen sie gerade ein Grab für sich in dem Kirchhof des Callistus, und ich hatte ihnen Majus' Inschrift dazu zu zeigen."

„Hier ist sie," sagte dieser, indem er sie vorzeigte, wie folgt:

* Besser bekannt unter dem Namen „Bäder Caracalla's". — † Die Person, welche die Kleider der Badenden unter sich hatte, von capsa, ein Kasten.

CVCVMIO ET VICTORIA
SE VIVOS FECERVNT
CAPSARARIVS DE ANTONINIANAS. *

„Vortrefflich!“ rief Pancratius aus, erfreut über die groben Schnitzer in dem Epitaph; „aber wir vergessen Torquatus.“

„Als ich in das Gebäude trat,“ sagte Severus, „war ich nicht wenig erstaunt, in einem Winkel, zu so früher Stunde, diesen Torquatus in vertrauter Unterhaltung mit dem Sohn des gegenwärtigen Präfecten, Corvinus, zu finden, jenem Burschen, der sich als Krüppel stellte, und wie Ihr wißt, sich in Agnes' Haus eindrängte, als ein unbekannter Wohlthäter (Gott segne ihn!) den Armen daselbst reichliche Almosen spendete. Keine gute Gesellschaft, dachte ich, und zu solcher Stunde, für einen Christen.“

„Wahr, Severus,“ entgegnete Pancratius tief erröthend; „aber er ist noch ein Neuling im Glauben, und vermuthlich kennen seine alten Freunde seine Aenderung nicht. Wir wollen das Beste hoffen.“

Die beiden jungen Männer erboten sich, Pancratius, als er sich zum Abschied erhob, zu seiner Sicherheit durch das arme und verrufene Stadtviertel zu begleiten. Er nahm dieß freundliche Anerbieten mit Vergnügen an und bot dem alten Todtengräber eine herzliche gute Nacht.

* „Cucumio und sein Weib machten das Grab für sich bei Lebzeiten. Capsarius in den antoninischen Bädern.“ Die Inschrift wurde im Kirchhof des Callistus gefunden und zuerst bekannt gemacht von P. Marchi, welcher sie irrig dem Kirchhof des Prätextatus zuschreibt.

Zweites Kapitel.

Die Katakomben.

M. ANTONI
VS . RESTVTV
S. FECIT . YPO
CEVSIBI . ET
SVIS . FIDENTI
BVS . IN . DOMINO

*

Es bedünkt uns, als ob wir eine Person vernachläſſigt hätten, mit deren Charakter und Anſichten wir im Beginne dieſer Geſchichte bekannt geworden ſind; nämlich die fromme Lucina. Freilich waren ihre Tugenden von ſo ſtiller, beſcheidener Natur, daß ſie wenig Gelegenheit bietet, ſie öffentlich auftreten oder eine Hauptrolle ſpielen zu laſſen. Ihr Haus, das überdieß einen Titel oder eine Pfarrkirche enthielt, hatte jetzt die Ehre, der Aufenthalt des Papſtes zu ſein. Das Herannahen einer heftigen Verfolgung, während welcher die Regenten des geiſtlichen Königreichs Chriſti, als die Feinde des Kaiſers, ſicherlich zuerſt aufgeſucht werden ſollten, machte es nothwendig, die Wohnung des

* M. Antonius Restitutus fecit hypogeum sibi et suis, fidentibus in Domino. — „Marcus Antonius Reſtitutus machte dieß Gewölbe für ſich und ſeine Familie, die auf den Herrn vertraut.“ Die Inſchrift iſt unlängſt im Kirchhof des heiligen Nereus und Achilleus gefunden. Es iſt auffallend, daß in der Inſchrift des Martyrers Reſtitutus in dieſem wie im vorigen Kapitel eine Sylbe im Namen ausgelaſſen iſt, die man übrigens beim Ausſprechen leicht übergehen konnte.

Regenten der Kirche von seinem gewöhnlichen Aufenthalt nach einem mehr gesicherten Asyl zu versetzen. Dazu wurde das Haus Lucina's ausersehen, und zu ihrer großen Freude blieb es so unter diesem und dem folgenden Pontificate, als die wilden Thiere dahin versetzt wurden, damit der Papst Marcellus sie zu Hause füttere. Diese ekelhafte Strafe verursachte bald seinen Tod.

Lucina, im vierzigsten Jahre * in den Orden der Diakonissinnen zugelassen, fand in den Pflichten ihres Amtes Beschäftigung in Fülle. Die Aufsicht über die Frauen in der Kirche, die Sorge für die Kranken und Armen ihres Geschlechtes, die Verfertigung und Ausbesserung der heiligen Gewänder und des Linnenzeugs für den Altar, und der Unterricht der Kinder und der weiblichen Bekehrten, die sich zur Taufe vorbereiteten, so wie die Bedienung derselben bei dieser heiligen Handlung, gehörten zu dem Geschäftskreise der Diakonissinnen, und gaben ihnen nebst den häuslichen Geschäften genug zu thun. In Erfüllung dieser Pflichten floß das Leben für Lucina still dahin. Ihr Hauptanliegen schien erreicht; ihr Sohn hatte sich Gott geopfert und war bereit, sein Blut für den Glauben zu vergießen. Ueber ihn zu wachen und für ihn zu beten, war ihre einzige Wonne.

Früh Morgens an dem bestimmten Tage fand die im letzten Kapitel erwähnte Versammlung statt. Es genügt uns, zu wissen, daß auf derselben Bestimmungen getroffen wurden, reichlicheres Almosen zu sammeln, welches dazu verwendet werden sollte, um die Kirchhöfe zu erweitern und die Todten zu begraben, und die durch die Verfolgung zu einem Versteck Gezwungenen zu unterstützen, die Gefangenen zu ernähren, sich zu ihnen Zutritt zu verschaffen, und endlich die Leiber der Martyrer loszukaufen oder bei

* Sechzig war das volle Alter; allein man wurde zuweilen auch im vierzigsten zugelassen.

Seite zu schaffen. Für jeden Sprengel wurde ein Notar ernannt, um die Acten derselben zu sammeln und wichtige Begebnisse aufzuzeichnen. Die Cardinäle oder Titularpriester empfingen die nöthigen Instructionen in Betreff der Verwaltung der Sacramente, besonders der heiligen Eucharistie, während der Verfolgung, und jedem wurde ein oder mehrere Kirchhöfe anvertraut, in deren unterirdischen Kirche er das heilige Meßopfer verrichten sollte. Der heilige Vater wählte für sich die Katakombe des Callistus, worauf sich Diogenes, der erste Todtengräber daselbst, nicht wenig einbildete. Der gute Alte schien unter den drohenden Vorboten einer kommenden Verfolgung heiterer zu sein als sonst. Kein commandirender Officier von Minenarbeitern hätte seine Befehle mit mehr Energie und Entschiedenheit zur Vertheidigung einer seiner Geschicklichkeit anvertrauten Festung geben können, als er die seinigen den untergeordneten Dienern der verschiedenen Kirchhöfe in der Nähe Roms ertheilte, die in sein Haus bestellt waren, um die auf der Versammlung beschlossenen Maßregeln kennen zu lernen.

Der Schatten der Sonnenuhr an der Porta Capena zeigte eben auf Mittag, als er mit seinen Söhnen zum Thor hinausging und die drei jungen Männer bereits wartend fand. Sie wandelten zu zwei und zwei die appische Straße entlang, und beinahe zwei Meilen vom Thore * betraten sie auf verschiedenen Wegen (indem sie an den Gräbern vorbeischlüpften, welche die Straße begränzten), die nämliche Villa zur rechten Hand. Hier fanden sie alles zur Hinabfahrt in die unterirdischen Kirchhöfe Erforderliche, z. B. Kerzen, Laternen und Werkzeuge, um Licht zu machen. Da die Führer und Fremden in gleicher Zahl waren, so schlug Severus vor, sie sollten sich in

* Jetzt St. Sebastian. Die ältere Porta Capena lag fast eine (englische) Meile mehr nach der Stadt hin, als das jetzige Thor.

Paare theilen, und nahm bei dieser Theilung den Torquatus für sich; warum, können wir uns leicht denken.

Es würde vermuthlich den Leser ermüden, wenn wir der ganzen Unterhaltung der Gesellschaft folgen wollten. Diogenes antwortete nicht blos auf alle an ihn gestellte Fragen, sondern er gab auch von Zeit zu Zeit recht verständige kleine Erläuterungen über solche Gegenstände, die er als besonders anziehend betrachtete; allein wir glauben unsere Freunde besser zu unterhalten und zu belehren, wenn wir den ganzen Stoff dieser Unterhaltung in einer mehr zusammenhängenden Erzählung geben, und überdieß werden unsere Leser von der spätern Geschichte jener wunderbaren Erdaushöhlungen, in welche wir unsere jugendlichen Pilger begleitet haben, auch etwas zu erfahren wünschen.

Die Geschichte der ersten christlichen Kirchhöfe, der Katakomben, wie man sie gewöhnlich heißt, läßt sich füglich in drei Perioden theilen: von ihrem Beginn bis zur Zeit unserer Erzählung, oder einige Jahre später; von dieser Zeit bis zum achten Jahrhundert; dann herab bis auf unsere Tage, wo wir gegründete Hoffnung haben, daß eine neue Epoche für sie begonnen hat.

Wir haben im Allgemeinen vermieden, den Namen Katakomben zu gebrauchen, weil es den Leser zu dem Gedanken verleiten könnte, daß dieß entweder der ursprüngliche oder ein Geschlechtsname für diese ersten christlichen Grüfte war. Dem ist jedoch nicht so; man könnte sagen, Rom sei von einer Umschanzung von sechzig oder mehr Kirchhöfen umgeben, von denen jeder gewöhnlich unter dem Namen eines oder mehrerer Heiligen bekannt ist, deren Leiber hier ruhten. So haben wir die Kirchhöfe des heiligen Nereus und Achilleus, der heiligen Agnes, des heiligen Pancratius, des Prätextatus, der Priscilla, des Hermes u. s. w. Manchmal waren diese Kirchhöfe unter

dem Namen der Plätze bekannt, wo sie lagen *. Der Kirchhof des heiligen Sebastian, welcher zuweilen auch mit andern Namen bezeichnet wurde, führte auch den Ad Catacumbas †. Die Bedeutung dieses Wortes ist ganz unbekannt, wiewol es dem Umstand zugeschrieben werden mag, daß die Reliquien des heiligen Petrus und Paulus eine Zeit lang hier in einer noch neben dem Kirchhof befindlichen Gruft begraben lagen. Dieser Ausdruck wurde der Name für diesen besondern Kirchhof, später aber allgemein gebraucht, so daß wir gewöhnlich das ganze System dieser unterirdischen Aushöhlungen Katakomben heißen.

Ihr Ursprung ist im verflossenen Jahrhundert der Gegenstand eines gelehrten Streites gewesen. Zwei oder drei unbestimmten und unbedeutenden Stellen folgend, behaupteten einige Gelehrte, die Katakomben seien ursprünglich heidnische Aushöhlungen gewesen, die sich bildeten, um zum Bau in der Stadt Sand heraus zu schaffen. Diese Sandgruben hießen arenaria, und zuweilen werden auch die christlichen Kirchhöfe so genannt. Allein eine mehr wissenschaftliche und genaue Untersuchung, besonders die des scharfsinnigen P. Marchi, hat diese Ansicht vollständig widerlegt. Der Eingang zu den Katakomben war oft, wie man noch jetzt sehen kann, von diesen Sandgruben aus, die selbst unterirdisch sind, und ohne Zweifel eine angemessene Schutzwehr für den Kirchhof bildeten; aber verschiedene Umstände beweisen, daß sie niemals zu christlichen Begräbnissen dienten, und auch nicht in christliche Kirchhöfe verwandelt wurden.

Wer Sand aus dem Boden zu schaffen wünscht, will seine Grube so nahe als möglich an der Oberfläche, und den bequemsten Zutritt dazu haben, um Materialien her-

* Ad Nymphas, Ad Ursum pileatum, Inter duas lauros, Ad Sextum Philippi etc. — † Augenscheinlich aus einer griechischen Präposition und einem lateinischen Verbum gebildet.

auszuschaffen; auch wird er sie so weit machen, als es sich mit der Sicherheit der Decke verträgt, und die Menge des Materials es erfordert, das er sucht. All' dieß finden wir in den arenaria, die in der Nähe von Rom noch in Menge vorhanden sind; aber die Katakomben sind nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen erbaut.

Die Katakombe fällt plötzlich und gewöhnlich vermittelst einer steilen Stufenreihe, unter der Schichte lockern und zerreiblichen Sandes *, in die Lage ab, wo derselbe zu einem feinen, aber zusammenhängenden Felsen verhärtet ist, an dessen Oberfläche man jeden Streich mit der Spitzhaue noch deutlich erkennen kann. Hat man diese Tiefe erreicht, so befindet man sich im ersten Stockwerk des Kirchhofs, denn man steigt wieder auf Treppen in das zweite und dritte hinab, welche alle nach derselben Methode gebaut sind.

Eine Katakombe läßt sich füglich in drei Theile eintheilen, in die Gänge oder Straßen, in ihre Kammern oder Vierecke und in ihre Kirchen. Die Gänge sind lange, enge Gallerien, ziemlich regelmäßig ausgehauen, so daß Decke und Fußboden mit den Seiten in rechten Winkeln laufen, oft so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Zuweilen laufen sie in einer beträchtlichen Länge ganz gerade fort, werden aber von andern durchschnitten, und diese wieder von andern, so daß sie ein vollständiges Labyrinth oder Netz von unterirdischen Corridoren bilden. Sich darin zu verlieren, könnte leicht den Tod bringen.

Allein diese Gänge sind nicht, wie man nach dem Namen vermuthen könnte, blos dazu gebaut, um anderswo hin zu führen. Sie sind selbst die Katakombe oder der Kirchhof. Ihre Mauern sowol als die Seiten der Treppen,

* Es ist der rothe vulkanische Sand puzzolana, der so geschätzt ist, um römischen Cement daraus zu machen.

sind wie eine Honigwabe mit Gräbern besetzt, d. h. mit Reihen von breiten und schmalen Löchern, die lang genug sind, um einen menschlichen Leib vom Kinde bis zum ausgewachsenen Mann aufzunehmen; die Leiche liegt mit der Seite nach der Gallerie zu. Manchmal sind es etliche vierzehn, zuweilen auch nur drei oder vier solcher Reihen übereinander. Sie sind augenscheinlich nach dem Maß gemacht, so daß es wahrscheinlich ist, der Leib lag neben dem Grabe, während dieses ausgehöhlt wurde.

Wenn man den Leichnam so eingewickelt, wie wir von Diogenes hörten, in seine enge Zelle legte, so wurde die Vorderseite entweder mit einer Marmorplatte, oder häufiger mit mehreren breiten Ziegeln luftdicht verschlossen, die mit dem Rande in eine zu diesem Zweck in den Felsen gehauene Fuge gelegt und auf allen Seiten verkittet wurden. Die Inschrift wurde auf den Marmor eingemeißelt oder in den feuchten Mörtel eingekritzelt. Tausende von Inschriften der ersten Art sind gesammelt worden, und können in Museen und Kirchen gesehen werden, viele der letztern Art wurden copiert und veröffentlicht; aber bei weitem die größere Zahl der Gräber trägt keinen Namen und hat keine Aufschrift. Nun mag der Leser billig fragen, durch welchen Zeitraum hindurch sich die Beerdigung in den Katakomben erstreckt, und wie die Gränzen desselben sich bestimmen lassen; wir wollen ihm so kurz als möglich darauf zu antworten suchen.

Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß die Christen vor der Erbauung der Katakomben anderswo begraben worden sind. Zwei Grundsätze, so alt wie das Christenthum, bestimmen diese Begräbnißart. Einmal die Art der Beerdigung Christi. Er wurde in einer Höhle in ein Grab gelegt, in Linnen eingewickelt, mit Specereien einbalsamirt, und ein versiegelter Stein verschloß sein Grab. Da der heilige Paulus Ihn so oft als das Vorbild unserer Auferstehung vorstellt, und davon spricht, daß wir mit Ihm in

der Taufe begraben sind, so war für seine Schüler der Wunsch natürlich, nach seinem Beispiel begraben zu werden, und so bereit zu sein, mit Ihm aufzustehen.

Dieß Liegen in Erwartung der Urstände war der zweite leitende Gedanke bei der Bildung dieser Kirchhöfe. Jeder Ausdruck, der sich auf sie bezieht, spielte auf die Auferstehung an. Das Wort „Begraben" ist auf christlichen Inschriften unbekannt. „Beigesetzt in Frieden," „die Beisetzung von —" sind die gewöhnlichen Ausdrücke; das heißt, die Todten sind nur eine Zeitlang, bis sie wieder hervorgerufen werden, als eine kostbare Hinterlage hier gelassen, welche der treuen, aber nur zeitweiligen Aufbewahrung anvertraut ist; schon der Name „Coemeterium" führt auf den Gedanken, daß es nur ein Platz ist, wo Viele, wie in einem Schlafsaale, für eine Weile im Schlummer liegen, bis das Tageslicht heraufdämmert und der Trompetenschall sie weckt. Daher heißt das Grab blos der Platz, oder mit einem mehr technischen Ausdruck der kleine Wohnort * der in Christo Gestorbenen.

Diese zwei Ideen, die sich beim Plane der Katakomben vereinigten, waren keine spätern Einschiebsel in das christliche System, sondern müssen in den frühern Zeiten desselben lebhafter gewesen sein. Sie erfüllten mit Abscheu vor dem heidnischen Brauche der Todtenverbrennung, auch haben wir keine Andeutung, daß diese Art von Bestattung je einmal von den Christen angenommen worden wäre.

Allein ein umfassender Beweis ihres frühen Ursprungs findet sich in den Katakomben selbst. Der Styl der noch vorhandenen Gemälde gehört einer Periode der noch blühenden Kunst an. Ihre Symbole und der symbolische Geschmack selbst tragen das Gepräge einer sehr alten Periode. Denn dieser Geschmack nahm ab im Laufe der Zeit. Wiewol Inschriften mit einem Datum selten sind, so finden sich doch

* Locus, Loculus.

unter den 10,000 gesammelten, die demnächst von dem gelehrten und scharfsinnigen Ritter de Rossi herausgegeben werden sollen, etwa 300 mit einem consularischen Datum durch alle Perioden herab, von den frühern Kaisern bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts (J. Chr. 350). Ein anderer seltsamer und interessanter Brauch brachte viele Daten auf Gräbern bis auf uns. Beim Schließen des Grabes pflegten die Verwandten oder Freunde, um es zu zeichnen, in den feuchten Mörtel eine Münze, eine Camee oder Gemme, zuweilen auch eine Muschel oder einen Kiesel einzudrücken und daselbst zu lassen, vermuthlich damit sie das Grab wieder finden könnten, besonders wo keine Inschrift war. Viele dieser Gegenstände werden noch immer gefunden, und viele sind schon längst gesammelt. Es ist auch nicht ungewöhnlich, da, wo die Münze von ihrer Stelle gefallen ist, einen klaren und deutlichen Abdruck davon in dem Cemente zu finden, welcher gleichfalls das Datum gibt. Dieß ist zuweilen aus der Zeit des Domitian oder anderer früherer Kaiser.

Man kann fragen: weßhalb diese Sorgfalt, das Grab mit Bestimmtheit wieder zu entdecken? Abgesehen von Motiven einer natürlichen Pietät gibt es einen Beweggrund, der beständig auf Grabschriften erwähnt ist. Wenn in England Mangel an Raum die volle Angabe eines Datums vom Tode einer Person hinderte, so würden wir die Jahreszahl dem Tag des Monats, wo der Tod vorfiel, vorziehen. Die Jahreszahl hat mehr historischen Werth. Es liegt Niemand viel daran, den Tag zu wissen, an welchem eine Person starb, ohne das Jahr; aber das Jahr ohne den Tag ist eine wichtige Erinnerung. Während nun so wenige christliche, alte Inschriften das Todesjahr des Verstorbenen anzeigen, geben uns Tausende derselben gerade den Tag an, an welchem die Christen starben, entweder in der Hoffnung der Gläubigen oder in der sichern Zuversicht der Martyrer. Dieß läßt sich leicht erklären; für beide Klassen

der Verstorbenen mußte gerade an dem Tage ihres Abscheidens eine jährliche Gedächtnißfeier gehalten werden, und eine genaue Kenntniß desselben Tages war deßhalb nothwendig, und er wurde daher allein erwähnt.

In einem Kirchhof, zunächst an demjenigen, wo wir unsere drei jungen Leute mit Diogenes und seinen Söhnen* gelassen haben, wurden neulich Inschriften gefunden, die beiden Klassen der Verstorbenen angehören. Eine griechische fügt, nachdem sie die Beisetzung der Augenda am dreizehnten Tage vor den Kalenden oder dem 1. Juni erwähnt hat, folgende einfache Anrede hinzu:

ZHCAIC ENKϖ KAI
EPωTA YΠEPHMωN **

„Lebe im Herrn und bitt für uns!"

Ein anderes Fragment ist folgendes:

. . . . . N. IVN-
. . . . . . IVIBAS-
IN PACE ET PETE
PRO NOBIS †

„. . . Die Nonen des Juni . . . Lebe im Frieden und bitt für uns."

Ein drittes lautet:

VICTORIA . REFRIGERER [ET]
ISSPIRITVS . TVS IN BONO ††

„Victoria, mögest du erquickt werden und dein Geist in Freude sein."

Dieß letzte Fragment erinnert uns an eine höchst sonderbare Inschrift, die sich in dem Mörtel neben einem Grabe in dem Kirchhof des Prätextatus, unweit von dem des

* Der des heiligen Nereus und Achilleus. — ** *Ζήσαις ἐν κυρίῳ καὶ ἐρώτα ὑπὲρ ἡμῶν.* — † . . . Nonas Jun . . . Vivas in pace et pete pro nobis. — †† Victoria, refrigereris [et] spiritus tuus in bono.

Callistus, eingekritzelt findet. Sie ist merkwürdig erstens, weil sie, lateinisch verfaßt, mit griechischen Buchstaben geschrieben ist; dann weil sie ein Zeugniß von der Gottheit unseres Herrn enthält; und endlich weil sie ein Gebet zur Erquickung des Abgeschiedenen ausdrückt. Wir ergänzen die fehlenden Worttheile, welche aus dem Mörtel gefallen sind:

BENE MERENTI SORORI BON	
VIII KAL NOB	
ΔЄ	**CΠI**
OYC	**PIT** ουμ
XPIC	**TOY** ουμ
TOYC	**PEΦ** ρ
ONN	**IΓЄPЄ** τ
IΠO	**IN ☧** *
TЄC	

„Der wohlverdienten Schwester Bon . . . den achten Tag vor den Kalenden des November. Christus, der allmächtige Gott, erquicke deinen Geist in Christus."

Ungeachtet dieser Abschweifung über Gebete, die sich auf Gräbern eingeschrieben finden, wird der Leser, wie wir hoffen, nicht vergessen haben, daß wir die Thatsache feststellen wollten, die christlichen Kirchhöfe Roms verdanken ihren Ursprung den frühesten Zeiten. Wir haben jetzt zu bestimmen, bis zu welcher Periode herab sie gebraucht wurden. Nachdem der Kirche der Friede geschenkt war, machte die Andacht der Christen in ihnen den Wunsch rege, nahe bei den Martyrern und heiligen Personen einer frühern Zeit begraben zu werden. Aber im Allgemeinen waren sie damit zufrieden, unter dem Pflaster zu liegen. Daher sind die Grabsteine, welche man oft im Schutte der

* Bene merenti sorori Bon . . . VIII. Kal. Nov. Deus Christus omnipotens spiritum tuum refrigeret in Christo.

Katakomben, und zuweilen noch an ihren Plätzen mit dem consularischen Datum des vierten Jahrhunderts findet, dicker, breiter, besser gearbeitet und in einem weniger einfachen Styl, als die einer frühern Zeit an den Wänden. Indessen werden vor dem Ende dieses Jahrhunderts diese Denkmäler seltener, und die Beerdigung in den Katakomben hörte spätestens in dem folgenden ganz auf. Der Papst Damasus, welcher im Jahre 384 starb, schauderte, wie er uns in seinem eigenen Epitaph erzählt, vor dem Gedanken zurück, sich in die Gesellschaft der Heiligen einzudrängen.

Daher kann Restitutus, dessen Grabschrift wir unmittelbar unter der Ueberschrift dieses Kapitels mittheilten, als Sprecher im Namen der ersten Christen betrachtet werden, welcher die tausend Meilen einer unterirdischen Stadt mit ihren sechs Millionen schlafender Einwohner, die auf den Herrn vertrauen und seine Auferweckung erwarten, als ihr eigenes, ausschließliches Werk und Besitzthum beansprucht*.

Drittes Kapitel.

Was Diogenes nicht über die Katakomben sagen konnte.

Diogenes lebte während der ersten Periode in der Geschichte der Kirchhöfe, wiewol nahe am Schlusse derselben. Hätte er einen Blick in ihr künftiges Schicksal werfen können, er würde in der Nähe eine Epoche wahrgenommen haben, die sein Herz erfreut hätte, auf welche aber eine

* So groß nimmt P. Marchi nach sorgfältiger Untersuchung ihre Zahl an. Wir können hier auch bemerken, daß man beim Bau dieser Katakomben den Sand, welcher von einem Gang herausgegraben wurde, in einen andern bereits ausgehöhlten warf, daher findet man jetzt viele ganz ausgefüllte.

andere folgte, die ihn tief betrübt haben würde. Wenn gleich deßhalb der Inhalt dieses Kapitels keinen unmittelbaren Bezug auf unsere Erzählung hat, so wird es doch wesentlich dazu dienen, den gegenwärtigen Schauplatz derselben genau zu beschreiben.

Als der Kirche Friede und Freiheit wiedergeschenkt war, wurden diese Kirchhöfe Stätten der Andacht und stark besucht. Jeder derselben erhielt den Namen von einem oder mehrern der hervorragendsten darin begrabenen Martyrer, und an ihrem Jahrestage drängten sich Schaaren von Pilgern an ihren Gräbern, wo die heiligen Mysterien dargebracht und die Homilie zu ihrem Preise abgehalten wurde. Von da an fing man an, die ersten Martyrologien oder Kalender über die Tage der Martyrer zu verfassen, welche dem Gläubigen sagten, wohin er zu gehen habe. Zu Rom an der salarischen, oder appischen, oder ardeatischen Straße, so lauten die Anzeigen, die man fast täglich in dem römischen Martyrologium findet, das aber jetzt durch Zusätze späterer Zeiten vergrößert ist *.

* Ein paar Angaben aus dem alten Kalendarium Romanum werden dieß beleuchten:
„iii. Non. Mart. Lucii in Callisti.
vi. Id. Dec. Eutichiani in Callisti.
xiii. Kal. Feb. Fabiani in Callisti, et Sebastiani ad Catacumbas.
viii. Id. Aug. Systi in Callisti."
Wir haben diese Angaben aus dem Kirchhofe des Callistus genommen; denn, während wir gerade dieß Kapitel schreiben, erhielten wir Nachricht von der Entdeckung der Gräber und Steininschriften jedes dieser Päpste, nebst jenen des heiligen Antherus in einer Kapelle des Kirchhofes des Callistus, mit einer Inschrift in Versen von dem heiligen Damasus:
„Prid. Kal. Jan. Sylvestri in Priscillae.
iv. Id. (Aug.) Laurentii in Tiburtina.
iii. Kal. Dec. Saturnini in Thrasonis."
Veröffentlicht von Ruinart, Acta, tom. III.

Ein gewöhnlicher Leser des Martyrologiums begreift schwerlich die Wichtigkeit dieser Anzeigen; denn sie haben dazu gedient, die Aechtheit mancher sonst zweifelhafter Kirchhöfe zu beurkunden. Eine andere Klasse werthvoller Schriftsteller kommt uns auch zu Hilfe; allein bevor wir sie erwähnen, wollen wir einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche diese Andacht in den Kirchhöfen hervorbrachte. Zuerst wurden bequeme Eingänge mit Stiegen angebracht, dann Mauern gebaut, um die zerfallenden Gallerien zu stützen, und da und dort waren in den Gewölben trichterförmige Oeffnungen angebracht, um Licht und Luft einzulassen. Endlich wurden Basiliken oder Kirchen über den Eingängen errichtet, welche gewöhnlich unmittelbar zum vornehmsten Grabe führten, das damals die Confessio der Kirche hieß. So besuchte der Pilger bei der Ankunft in der heiligen Stadt jede dieser Kirchen, ein noch jetzt üblicher Gebrauch, stieg dann hinab und ging, ohne seinen Weg im Finstern tappen zu müssen, auf gut gebauten Gängen gerade zu dem Sarge des vornehmsten Martyrers, und so zu den übrigen, die vielleicht gleichfalls Gegenstände der Verehrung und Andacht waren.

Während dieser Periode durfte kein Grab geöffnet, kein Leib herausgenommen werden. Durch in die Seitenwand des Grabes gemachte Oeffnungen schob man Tücher oder Schärpen, sogenannte brandea, hinein, um die Reliquien der Martyrer zu berühren, und diese wurden in ferne Länder gebracht, um gleichhoch verehrt zu werden. Kein Wunder, daß der heilige Ambrosius, der heilige Gaudentius und andere Bischöfe es so schwierig fanden, Leiber oder bedeutende Reliquien von Martyrern für ihre Kirchen zu erhalten. Eine andere Art von Reliquien bestand aus dem sogenannten Oel eines Martyrers, d. h. aus dem oft mit Balsam vermischten Oel, das in einer Lampe neben seinem Grabe brannte. Oft steht ein runder, steinerner Pfeiler, drei Fuß oder darüber hoch und an der Spitze ausgehöhlt, neben

einem Monumente, wahrscheinlich, um die Lampe zu halten oder um zur Austheilung ihres Inhaltes zu dienen. Der heilige Gregor der Große schrieb an die Königin Theodolinda, daß er ihr eine Sammlung von den Oelen der Päpste schicke, welche Martyrer waren. Die Liste, welche diese Oele begleitete, wurde von Mabillon in der Schatzkammer von Monza abgeschrieben und von Ruinart wieder veröffentlicht*. Dieselbe existirt noch jetzt zugleich mit den Fläschchen, welche die Oele enthielten, und in metallnen Röhren versiegelt waren.

Diese fromme Scheu, die Ruhe der Heiligen zu stören, zeigt sich sehr schön an einem Vorfalle, den der heilige Gregor von Tours erzählt. Unter den hochverehrten Martyrern in der alten römischen Kirche befanden sich der heilige Chrysanthus und Daria; ihre Gräber wurden wegen Heilungen so berühmt, daß die Christen über denselben ein Gemach mit einem Gewölbe von herrlicher Arbeit bauten, d. h. aushöhlten, wo Schaaren von Andächtigen sich versammelten. Dieß wurde von den Heiden entdeckt, und der Kaiser schloß die Betenden darin ein, indem er den Eingang vermauern ließ, und von oben herab, wahrscheinlich durch das luminare oder Luftloch, fiel ein Hagel von Erde und Steinen, und begrub die Versammlung lebendig, ein Schicksal, das die beiden heiligen Martyrer vor ihnen gehabt hatten. Der Platz war zur Zeit, da die Kirche den Frieden erhielt, unbekannt, bis eine göttliche Offenbarung ihn entdeckte; allein anstatt die Erlaubniß zum Wiedereintritt in diesen geheiligten Raum zu gestatten, durften die Pilger nur durch ein in der Wand angebrachtes Fenster hineinschauen, so daß sie nicht nur die Gräber der Martyrer, sondern auch die Leiber derjenigen erblicken konnten, welche lebendig bei ihren Särgen begraben worden waren, und

* Acta Martyrum, tom. III.

da die fürchterliche Unthat stattfand, während eben die Vorbereitungen zum Opfer der heiligen Eucharistie gemacht wurden, so konnte man noch die silbernen Kännchen herumliegen sehen, in welchen der Wein zu dem heiligen Opfer dargebracht wurde *.

Es ist klar, daß Pilger, welche nach Rom wallfahrteten, ein Handbuch für die Kirchhöfe brauchten, um zu wissen, was sie zu besuchen hatten. Es ist gleichfalls natürlich, daß sie bei ihrer Heimkunft gesucht haben werden, ihre nicht so glücklichen Nachbarn durch Erstattung eines Berichtes über das, was sie gesehen, zu erbauen. Demgemäß gibt es noch verschiedene Berichte dieser Art, welche für uns nicht minder interessant sind, als für die nicht gereisten Bekannten der Verfasser. Den ersten Platz unter denselben nehmen ein paar Kataloge ein, die im vierten Jahrhundert verfaßt wurden; einer über die Begräbnißplätze der römischen Päpste, der andere über die der Martyrer †. Nach diesen kamen drei verschiedene Führer zu den Katakomben, die um so interessanter sind, weil sie von verschiedenen Punkten ausgehen, und dennoch in ihrem Berichte wunderbar zusammenstimmen.

Um den Werth dieser Documente zu zeigen, und die Veränderungen zu beschreiben, welche in den Katakomben in der zweiten Periode ihrer Geschichte stattfanden, wollen wir eine kurze Erzählung von einer Entdeckung in dem Kirchhofe geben, wo wir unsere kleine Gesellschaft gelassen haben. Unter dem Schutte, nahe bei dem Eingange einer Katakombe, deren Name noch zweifelhaft war, und die man für die des Prätextatus genommen hat, fand sich ein Fragment einer Marmorplatte, die von der Rechten zur Linken schräg durchbrochen war, mit folgenden Buchstaben:

* S. Greg. Turon. de Gloria Mart. lib. I. c. 28. ap. Marchi, p. 81. — Man könnte ein Epigramm des heiligen Damasus auf diese Martyrer auf diesen Fall anwenden, Carm. XXVIII. — † Veröffentlicht von Bucherius im Jahr 1634.



*

Der junge Ritter v. Rossi erklärte sogleich, daß dieß ein Theil der Grabinschrift des heiligen Papstes Cornelius sei, daß sich sein Grab vermuthlich darunter in einer ausgezeichneten Form finden würde, und daß, da alle oben erwähnten Wegweiser es einstimmig in den Kirchhof des Callistus versetzten, dieser und nicht der des heiligen Sebastian, einige hundert Schritte weiter davon, die Ehre dieses Namens ansprechen dürfe. Er ging weiter und sagte voraus, daß, da diese Werke behaupteten, der heilige Cyprian sei nahe bei dem Cornelius begraben, sich an dem Grabe etwas finden würde, was dieser Ansicht entspreche; denn es war bekannt, daß sein Leib in Afrika ruhte. Es dauerte nicht lange und alle diese Voraussagen gingen in Erfüllung. Man fand, daß die große Treppe, die entdeckt wurde †, sogleich in einen weitern Raum führte, welcher durch Ziegelmauern aus der Friedenszeit sorgfältig verwahrt, und mit Licht und Luft von oben versehen war. Links lag ein Grab, wie andere in den Felsen gehauen, ohne einen äußern Bogen darüber. Es war jedoch groß und geräumig, und außer einem sehr hohen darüber waren keine andern Gräber, weder unten, noch oben, oder an den Seiten. Der übrige Theil der Platte fand sich innerhalb; das erste Stück wurde aus dem Kircher'schen Museum herbeigebracht, wo es niedergelegt war, und paßte genau dazu, und beide bedeckten das Grab in folgender Gestalt:

* „Von . . . . nelius, dem Martyrer." — † Die Gruft wurde vermuthlich vor der Treppe entdeckt.



*

Darunter, von dem untern Rande dieses Steines bis zum Boden reichend, befand sich eine mit einer Inschrift bedeckte Marmorplatte, von welcher nur das linke Ende übrig, das Uebrige zerbrochen und verloren war. Ueber dem Grabe war eine andere Platte in den Sandstein gelegt, von welcher das rechte Ende noch vorhanden ist, und einige weitere Fragmente im Schutte wieder gefunden wurden, welche nicht hinlänglich sind, die Linien auszufüllen, aber doch deutlich zeigen, daß es eine Inschrift in Versen von dem Papste Damasus war. Wie läßt sich diese Autorschaft nachweisen? Sehr leicht. Wir wissen nicht nur, daß dieser heilige, bereits erwähnte Papst ein Vergnügen daran fand, Verse, die er gern schrieb, auf die Gräber der Martyrer zu setzen †, sondern viele noch jetzt von ihm vorhandene Inschriften zeigen auch eine besondere, sehr elegante Form der Buchstaben, die bei den Alterthumsforschern unter dem Namen der Damasischen bekannt ist. Die Fragmente dieser Marmorplatte tragen Theile von Versen in diesem Charakter.

Ferner: An der Wand rechts vom Grabe und auf derselben Fläche waren zwei Figuren in Lebensgröße gemalt mit priesterlichen Gewändern und mit einer Glorie um das Haupt, offenbar ein Werk byzantinischer Kunst aus dem siebenten Jahrhundert. An der Mauer abwärts, links von jeder Figur, standen Buchstabe unter Buchstabe ihre Namen,

* „Von Cornelius, dem Martyrer und Bischof." — † Diese bilden den Hauptinhalt seiner noch vorhandenen Werke in Versen.

einige Buchstaben waren ausgelöscht, die wir in italischer Schrift, wie folgt, ergänzen:

SCI÷ CORN*E*L*I* P̄P̄ SCI÷ *C*IPRI*AN*I. *

Wir sehen hier, wie ein Fremder, der diese zwei Inschriften neben den Gemälden las, und wußte, daß die Kirche das Andenken der beiden Martyrer an demselben Tage feiert, leicht zu der Vermuthung geführt werden mochte, daß sie hier miteinander beigesetzt seien. Endlich rechter Hand von dem Grabe steht eine verstümmelte, ungefähr drei Fuß hohe Säule, die oben ausgehöhlt ist, wie vorhin beschrieben, und zur Bestätigung des Gebrauches, wozu sie, wie wir sagten, aufgestellt sein mochte, hat der heilige Gregor in seinem Verzeichnisse der Oele, die er der lombardischen Königin schickte, auch das Oleum S. Cornelii, das Oel des heiligen Cornelius.

Wir sehen also, wie in der zweiten Periode neue Zierathen sowol, als größere Bequemlichkeiten zu den ursprünglichen, einfachen Formen der Kirchhöfe hinzukamen. Allein wir dürfen uns deßhalb nicht einbilden, daß wir

* „(Das Gemälde) des heiligen Cornelius, Papst, und des heiligen Cyprian." Auf der andern Seite, an einer schmalen Mauer, die rechtwinkelig vorspringt, befinden sich zwei ähnliche Porträte, aber nur Ein Name kann entziffert werden, der des heiligen Sixtus, oder wie er hier und sonst auch heißt, Sustus. Auf den Gemälden der Hauptheiligen kann man noch im Mörtel eingekritzelt und mit Buchstaben aus dem siebenten Jahrhundert die Namen von Besuchern am Grabe lesen. Die von zwei Priestern sind so:

+LEO P̄R̄B̄ IOANNIS P̄R̄B̄.

Im alten römischen Kalender heißt es vom heiligen Cyprian:

„xviii. Kal. Oct. Cypriani Africae: Romae celebratur in Callisti." „Am 14. September (die Beisetzung) Cyprian's in Afrika; zu Rom wird sie gefeiert in (dem Kirchhof) des Callistus."

irgend Gefahr laufen, diese späteren Verschönerungen für Producte früherer Zeiten zu nehmen. Der Unterschied ist so auffallend, daß wir eben so leicht einen Rubens für einen Beato Angelico nehmen, als eine byzantinische Figur für ein Product der zwei ersten Jahrhunderte halten könnten.

Wir kommen nun zu der dritten Periode dieser heiligen Kirchhöfe, zu der traurigen Zeit ihrer Verödung. Als die Lombarden und später die Saracenen die Nachbarschaft Roms zu zerstören begannen, und die Katakomben der Entweihung ausgesetzt waren, entfernten die Päpste die Leiber der berühmtesten Martyrer, und versetzten sie in die Basiliken der Stadt. Dieß ging so fort bis zum achten oder neunten Jahrhundert. Da lesen wir noch von Reparaturen, welche die Päpste in den Kirchhöfen vornahmen. Die Katakomben hörten auf, so viel als Andachtsorte zu sein, und die Kirchen, die über ihren Eingängen standen, wurden zerstört, oder fielen in Trümmer; nur die blieben übrig, welche befestigt waren und vertheidigt werden konnten. Dergleichen waren die außerhalb der Mauern befindlichen Basiliken des heiligen Paulus am ostianischen Wege, die des heiligen Sebastian an der appischen Straße, des heiligen Laurentius an der tiburtinischen, oder im Ager Veranus, der heiligen Agnes an der nomentanischen Straße, des heiligen Pancratius an der aurelischen, und die größte von allen, die des heiligen Petrus auf dem Vatican. Die erste und letzte waren von besondern Burgen oder Städten umgeben, und der Wanderer kann noch Ueberbleibsel von starken Mauern in der Nähe von einigen der andern erkennen.

Auffallend ist es jedoch, daß der junge Alterthumsforscher, den wir schon öfters mit Ehre genannt haben, zwei der Basiliken über dem Eingange zum Kirchhofe des Callistus beinahe noch ganz erhalten wieder aufgefunden hat, von denen die eine ein Stall- und Backhaus, die andere

eine Wein-Niederlage ist. Die eine ist höchst wahrscheinlich die von dem so oft erwähnten Papste Damasus erbaute. Die durch Luftlöcher hinabgespülte Erde, die Jahrhunderte lang von Personen ausgeübte Beraubung, welche durch unbewachte Eingänge von den Weinbergen aus hereinkamen, die verwüstende Wirkung von Zeit und Wetter haben uns nur Trümmer von den alten Katakomben gelassen. Es ist jedoch noch Manches da, wofür wir dankbar sein müssen. Es ist noch genug übrig, um die uns aus bessern Zeiten hinterlassenen Berichte zu bestätigen, und diese können uns zum Wiederaufbau der Ruinen behilflich sein. Der gegenwärtige Papst hat in wenig Jahren für diese geheiligten Stätten mehr gethan, als in Jahrhunderten geschehen ist. Die gemischte Commission, die er aufstellte, hat Wunder gethan. Mit sehr beschränkten Mitteln geht sie systematisch zu Werke. Nichts wird von der Stelle genommen, wo man es findet, sondern Alles so viel als möglich nach seinem ursprünglichen Zustande wieder hergestellt. Es werden genaue Zeichnungen von allen Gemälden entworfen, und die Pläne jedes einzelnen Theiles geprüft. Um diese glücklichen Erfolge zu sichern, hat der Papst aus eigenen Mitteln Weingärten und Felder angekauft, namentlich zu Tor Marancia, wo der Kirchhof des heiligen Nereus und Achilleus liegt, und über dem des Callistus. Der französische Kaiser hat ebenfalls Künstler nach Rom gesendet, die ein höchst prachtvolles, vielleicht etwas überladenes Werk über die Katakomben geschaffen haben, ein wahrhaft kaiserliches Unternehmen.

Es ist jedoch Zeit, daß wir wieder zu unserer Gesellschaft hinabsteigen, und unsern Besuch dieser wunderbaren Stätte abgeschiedener Heiligen unter der Leitung unserer Freunde, der Todtengräber, vollenden.

Viertes Kapitel.

Was Diogenes über die Katakomben erzählte.

Alles, was wir den Lesern über die erste Periode aus der Geschichte des unterirdischen Roms, wie kirchliche Alterthumsforscher die Katakomben gerne nennen, erzählt haben, ist ohne Zweifel von Diogenes seinen jugendlichen Zuhörern besser berichtet worden, als sie, mit der Wachskerze in der Hand, langsamen Schrittes durch eine lange, geradeaus führende, von vielen andern durchkreuzte Gallerie wandelten, allerdings unter mancherlei Pausen und Erklärungen von Seite des alten Meisters Diogenes, die ungefähr enthielten, was wir in unserm prosaischen zweiten Kapitel zusammengestellt haben.

Endlich wandte sich Diogenes rechts, und Torquatus schaute ängstlich um sich. „Ich wundere mich," sagte er, „an wie vielen Gängen wir vorbeigekommen sind, ehe wir diese Hauptgallerie verließen."

„An sehr vielen," antwortete Severus trocken.

„Wie viele meinst du, zehn oder zwanzig?"

„Gerade so viele, denk' ich; ich habe sie nie gezählt." Torquatus hatte es zwar gethan, aber er wünschte, seiner Sache sicher zu sein. Er fuhr also nach einer Pause fort: „Wie unterscheidest du denn den rechten Weg? Ach, was ist das?" und damit that er, als ob er eine kleine Nische in der Ecke näher betrachten wollte; aber Severus behielt ihn scharf im Auge, und sah, daß er ein Zeichen in den Sand zu machen im Begriffe stand.

„Komm, komm mit," sagte er, „oder wir verlieren die Andern aus dem Gesichte, und sehen nicht, welchen Weg sie einschlagen. Diese kleine Nische ist dazu bestimmt, eine Lampe zu halten; du wirst an jeder Ecke eine finden. Wir

selber kennen jeden Gang und jede Wendung hier unten so gut, als ihr die in der Stadt droben."

Torquatus wurde bei Erwähnung der Lampen wieder etwas beruhigt. Es sind dieß jene irdenen, offenbar für die Katakomben verfertigten Lampen, von denen man so viele daselbst findet. Allein nicht damit zufrieden, zählte er so gut als möglich die Wendungen, während sie fortgingen, und hielt beständig bald unter dieser, bald unter einer andern Ausrede an, um einzelne Plätze und Winkel genau zu erforschen; aber Severus hatte ein Luchsauge auf ihn, und nichts entging seiner Aufmerksamkeit.

Endlich betraten sie einen Thorweg, und befanden sich in einer viereckigen, reich mit Gemälden verzierten Kammer.

„Wie heißt ihr das?" fragte Tiburtius.

„Es ist dieß eine von den vielen Grüften oder cubicula, wie es in unsern Kirchhöfen im Ueberflusse gibt," versetzte Diogenes; „manchmal sind es bloße Familienbegräbnisse, aber gewöhnlich enthalten sie das Grab eines Martyrers, an dessen Jahrestag wir uns hier versammeln. Seht das Grab uns gegenüber, das, wenn gleich dicht an der Mauer liegend, überwölbt ist. Dieß wird bei solchen Gelegenheiten der Altar, auf welchem die heiligen Mysterien gefeiert werden. Ihr kennet natürlich die Sitte, dieselben so zu feiern."

„Vielleicht mögen meine erst kürzlich getauften Freunde," entgegnete Pancratius, „nichts davon gehört haben, allein ich weiß es wohl. Es ist gewiß eines von den glorreichen Vorrechten des Martyrers, des Herrn geheiligten Leib und kostbares Blut auf seiner Asche dargebracht zu sehen, und so gerade unter den Füßen Gottes * zu ruhen. Doch wir

* „Sic venerarier ossa libet,
Ossibus altar et impositum;
Illa Dei sita sub pedibus,
Prospicit haec, populosque suos
Carmine propitiata fovet."

Prudentius, περι στεφ. III. 43.

wollen die Gemälde über dieser Gruft nach einander betrachten."

„Gerade deßhalb habe ich euch in diese Kammer gebracht und ihr vor so vielen andern in dem Kirchhofe den Vorzug gegeben. Es ist eine der ältesten, und enthält eine höchst vollständige Reihe von Gemälden von den fernsten Zeiten bis auf die Arbeiten meines Sohnes herab."

„Wohlan denn, Diogenes, erkläret sie der Reihe nach meinen Freunden," sagte Pancratius. „Ich denke, ich kenne die meisten von ihnen, aber nicht alle, und es soll mich freuen, sie von euch beschrieben zu hören."

„Ich bin kein Gelehrter," versetzte der Alte bescheiden; „aber wenn man so sechzig Jahre als Mann und Knabe unter den Dingen da unten gelebt hat, so lernt man sie besser kennen, als Andere, weil man sie auch mehr liebt. Es sind doch Alle hier vollständig eingeweiht, vermuthlich?" setzte er hinzu, und schwieg eine Weile.

„Alle," antwortete Tiburtius; „obgleich nicht so vollständig unterrichtet, als es Bekehrte gewöhnlich sind. Torquatus und ich haben das heilige Mahl empfangen."

„Nun denn," nahm der Todtengräber das Wort, „die Decke ist der älteste Theil des Gemäldes, natürlich, denn die wurde gemacht, als man die Gruft aushöhlte, während die Wände verziert wurden, als man die Gräber machte. Ihr seht, die Decke hat eine Art von Gitterwerk mit Trauben übermalt, vielleicht um unsern wahren Weinstock vorzustellen, von dem wir die Zweige sind. Hier seht Ihr

„So zu verehren geziemt's ihr Gebein,
So den Altar, der sich drüber erhebt.
Sie zu des Ewigen Füßen erschaut
Liebreich die Gaben und, hold dem Gesang,
Schirmet die liebenden Völker sie mild."

Der Ausdruck, daß der Martyrer zu Gottes Füßen liegt, ist eine Anspielung auf die wirkliche Gegenwart im heiligen Abendmahle.

den Orpheus sitzen und lieblich musicieren, nicht blos vor seiner eigenen Heerde, sondern auch vor den wilden Thieren der Wüste, die wie bezaubert ihn umstehen."

„Ei, dieß ist ja ein heidnisches Gemälde," unterbrach ihn Torquatus verdrießlich und mit Hohn; „was hat dieß mit dem Christenthum zu schaffen?"

„Es ist eine Allegorie, Torquatus," erwiederte Pancratius freundlich, „und zwar eine sehr beliebte. Der Gebrauch heidnischer Bilder, wenn an sich selbst harmlos, ist zugelassen worden. Ihr seht z. B. Masken und andere heidnische Zierathen an dieser Wölbung, und sie gehören im Allgemeinen einer sehr alten Zeit an. So wurde auch unser Herr unter dem Sinnbilde des Orpheus dargestellt, um seine geheiligte Abbildung vor heidnischer Gotteslästerung und Entheiligung zu verbergen. Betrachtet jetzt jenen Bogen, da habt Ihr eine neuere Darstellung desselben Gegenstandes."

„Ich sehe," sagte Torquatus, „einen Hirten mit einem Schaf auf den Schultern — es ist der gute Hirte, das kann ich verstehen. Ich erinnere mich der Parabel."

„Aber warum ist dieß Bild ein so beliebtes?" fragte Tiburtius, „ich habe es auch in andern Kirchhöfen bemerkt."

„Wenn Ihr das arcosolium * betrachten wollt," antwortete Severus, „so werdet Ihr eine vollkommene Darstellung der Scene erblicken; aber ich denke, es ist besser, wir fahren zuerst an dem Begonnenen fort, damit wir mit der Wölbung fertig werden. Ihr seht jene Figur zur Rechten?"

* So hießen die gewölbten Gräber, welche mit einem drei Fuß hohen Herde mit einem Bogen darüber verglichen werden könnten; die Gemälde wären dann innerhalb über dem Herde, die Titelvignette stellt ein verziertes arcosolium dar.

„Ja," entgegnete Tiburtius, „es ist offenbar ein Mann in einem Kasten und eine Taube fliegt auf ihn zu; soll dieß die Sündfluth vorstellen?"

„Es ist," sagte Severus, „das Sinnbild der Wiedergeburt durch das Wasser und den heiligen Geist und der Welterlösung. So ist unser Anfang, und hier ist unser Ende: Jonas aus dem Schiffe geworfen und von dem Wallfisch verschlungen, und dann freudig unter seinem Kürbis sitzend; die Auferstehung mit unserm Herrn und die ewige Ruhe als Frucht derselben."

„Wie natürlich ist diese Vorstellung an solch einem Platze!" bemerkte Pancratius, indem er auf die andere Seite zeigte, „und hier haben wir ein anderes Bild derselben tröstlichen Lehre."

„Wo?" fragte Torquatus gelangweilt, „ich sehe nichts als eine ganz in Binden eingewickelte Figur, die aufrecht dasteht, sie gleicht fast einem ungeheuren Wickelkinde und eine andere Person steht ihr gegenüber."

„Ganz recht," sagte Severus; „dieß ist die Weise, wie wir immer die Auferstehung des Lazarus darstellen. Schau hieher, da ist ein rührender Ausdruck der Hoffnungen unserer Väter in der Verfolgung: die drei babylonischen Jünglinge im Feuerofen."

„Nun denk' ich," sagte Torquatus, „werden wir an das Arcosolium kommen, und mit diesem Zimmer fertig sein. Was sind denn das für Gemälde ringsum?"

„Hier links sieht man die Vermehrung der Brode und Fische; der Fisch ist, wie Ihr wißt, das Sinnbild Christi"*.

„Wie so?" fragte Torquatus, etwas ungeduldig. Severus wandte sich an Pancratius, welcher darauf besser antworten könne.

* Das Wort wird gewöhnlich griechisch gegeben, und Christus heißt der ἰχθύς.

„Es gibt zwei Meinungen über den Ursprung dieses Symbols," ließ sich der Jüngling vernehmen; „die Einen finden die Bedeutung in dem Wort selbst, indem die Buchstaben desselben den Anfang folgender Wörter bilden: Jesus Christus, Sohn Gottes, Erlöser *. Andere setzen die Bedeutung in das Symbol; gleichwie nämlich der Fisch im Wasser geboren wird und lebt, so wird der Christ aus dem Wasser geboren, und mit Christus darin begraben durch die Taufe. Daher sahen wir, als wir hereinkamen, das Bild eines Fisches so oft auf Gräbern angebracht oder den Namen desselben darauf eingegraben. Nun fahre fort, Severus."

„Die Vereinigung der Brode und der Fische bei dem Wunder der Vermehrung zeigt uns ferner, wie Christus in der Eucharistie die Speise Aller wird **. Gegenüber ist Moses, wie er auf den Felsen schlägt, aus welchem Alle tranken, und welcher Christus ist, unser Trank und unsere Speise" †.

„Nun sind wir endlich," sagte Torquatus, „an den guten Hirten gekommen."

„Ja," fuhr Severus fort, „Ihr seht ihn hier in der Mitte des Arcosolium in seiner einfachen Tunica und Bein-

* Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ. Dieß ist die Erklärung des heiligen Optatus (adv. Parm. lib. III.) und des heiligen Augustin (de C. D. lib. 18, c. 23). — ** In demselben Kirchhof ist ein anderes interessantes Gemälde. Auf einem Tische liegt ein Brod und ein Fisch; ein Priester streckt gerade seine Hände über sie aus und gegenüber ist eine weibliche Gestalt in anbetender Stellung. Der Priester ist derselbe, wie er in einem Gemälde nebenan die Taufe spendend dargestellt wird. In einer andern, soeben erst geräumten Kammer befinden sich sehr alte Verzierungen, z. B. Masken rc., und Fische, mit Brodkörben auf dem Rücken, schwimmen daher. — † Das Vorbild der Figur ist der heilige Petrus, wie er uns in den Katakomben vorgestellt wird. Auf einem Glase mit einem Gemälde dieser Scene hat die Person, welche auf den Felsen schlägt, über dem Haupte das Wort PETRVS geschrieben.

bekleidung, mit dem verlornen Schaf auf den Schultern, das er wiedergefunden hat. Zwei andere stehen ihm zur Seite; der träge Widder zu seiner Rechten, das sanfte Schaf zu seiner Linken, das reumüthige auf dem Ehrenplatz. Ihr seht auch auf jeder Seite eine Person, die offenbar von ihm gesendet ist, zu predigen. Beide sind vorwärts gebeugt, und richten ihre Reden an Schafe, die nicht zum Schafstalle gehören. Eines auf jeder Seite gibt augenscheinlich ihren Worten kein Gehör, sondern grast ruhig weiter, während ein anderes Kopf und Augen emporstreckt, und mit Begierde zuhorcht. Der Regen fällt in Fülle auf sie herab, dieß ist die Gnade Gottes. Es ist nicht schwer, dieß Bild zu deuten."

„Aber, was macht dieß Sinnbild zu einem so beliebten?" fragte Tiburtius.

„Wir betrachten dieß und ähnliche Gemälde als hauptsächlich der Zeit angehörig, da die novatianische Irrlehre die Kirche so schwer heimsuchte," versetzte Severus.

„Ei, was ist denn das für eine Irrlehre?" warf Torquatus nachlässig hin, denn er dachte, er verliere Zeit.

„Es war und ist die Irrlehre," antwortete Pancratius, „welche behauptet, daß es Sünden gibt, die zu vergeben die Kirche keine Macht hat, und welche zu groß sind, als daß Gott sie verzeihen könnte." Pancratius wurde die Wirkung seiner Worte nicht gewahr, aber Severus, welcher nie den Blick von Torquatus abwandte, sah, wie das Blut ihm heftig in das Gesicht schoß.

„Ist dieß eine Irrlehre?" fragte der Verräther verlegen.

„Gewiß eine schreckliche," versetzte Pancratius, „die Gnade und Barmherzigkeit Desjenigen zu beschränken, welcher gekommen ist, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen. Die katholische Kirche hat immer behauptet, daß ein Sünder, so schwarz auch die

Farbe, und so ungeheuer die Masse seiner Verbrechen sein mag, wenn er wahrhaft Reue fühlt, durch die Bußmittel, die sie in der Hand hat, Vergebung erhalten kann; und deßhalb hat sie das Bild des guten Hirten immer so sehr geliebt, welcher bereit ist, in die Wildniß zu gehen, um ein verlornes Schaf zurückzubringen."

„Aber angenommen," sagte Torquatus sichtlich bewegt, „daß Einer, der ein Christ geworden und das heilige Mahl empfangen, abfiele, und sich in's Laster stürzte, und — und — (seine Stimme bebte) seine Brüder sogar verriethe, würde die Kirche einen solchen nicht hoffnungslos von sich weisen?"

„Nein," antwortete der Jüngling, „dieß sind gerade die Verbrechen, deren die Novatianer die Katholiken beschuldigen, weil sie die Vergebung zulassen. Die Kirche ist eine Mutter, mit immer offenen Armen ihre irrenden Kinder zu umfangen."

Eine Thräne zitterte im Auge des Torquatus, seine Lippen bebten bei dem Bekenntniß seiner Schuld, das sich einen Augenblick aus seinem Herzen stehlen wollte, aber sogleich nahm sein Blick wieder einen harten, starren Ausdruck an, er biß sich auf die Lippen und sagte mit affectirter Kälte: „Es ist allerdings eine tröstliche Lehre für Solche, die sie brauchen."

Severus allein hatte diesen Augenblick der Gnade, welcher verscherzt worden war, bemerkt, und daß ein Gedanke der Verzweiflung den Schimmer von Hoffnung im Herzen dieses Mannes ausgelöscht hatte. Diogenes und Majus, die sich entfernt hatten, um nach einem neuen Platze zur Oeffnung eines Ganges in der Nähe zu schauen, waren nun zurückgekommen.

„Wir haben nun," redete Torquatus den alten Gräber an, „die Gallerien und Kammern gesehen, ich möchte auch die Kirche besuchen, in welcher wir uns versammeln sollen."

Der arglose Todtengräber wollte eben den Weg weisen, als sein Sohn mit den Worten dazwischen trat: „Ich denke, Vater, es ist zu spät für heute; Ihr wißt, wir haben noch zu thun. Diese jungen Freunde werden uns entschuldigen, besonders da sie die Kirche bald und auch in besserer Ordnung sehen werden, da der heilige Vater beabsichtigt, darin Gottesdienst zu halten."

Es war Allen recht, und als sie an den Punkt kamen, wo sie von der ersten gerade auslaufenden Gallerie abgelenkt hatten, um das mit Gemälden gezierte Gemach zu besuchen, hielt Diogenes die Gesellschaft an, ging einige Schritte einen gegenüber liegenden Gang entlang und sagte: „Wenn Ihr diesen Gang verfolgt, und euch rechts wendet, so kommt Ihr zur Kirche. Ich habe euch nur hieher gebracht, um euch ein Arcosolium zu zeigen, mit einem herrlichen Gemälde. Ihr seht hier die jungfräuliche Mutter mit dem göttlichen Kind in den Armen, während die Weisen aus dem Morgenlande, die hier als vier abgebildet sind, obwol wir gewöhnlich nur drei rechnen, dasselbe anbeten" *.

Alle bewunderten das Gemälde, aber der arme Severus ärgerte sich sehr, da er sah, wie sein guter Vater unwissentlich die von Torquatus gewünschte Auskunft ertheilte, und ihm einen sichern Faden zu dem gewünschten Gange in die Hand gab, indem er seine Aufmerksamkeit auf ein so auffallendes Gemälde lenkte.

Als die Fremden fort waren, theilte er seinem Bruder alle seine Beobachtungen mit und bemerkte: „Dieser Mann wird uns noch zu schaffen machen. Ich habe ihn arg im Verdachte."

* Dieß Gemälde, welches mehrere Male in den Katakomben vorkommt, wurde unlängst, wenn wir uns recht erinnern, in dem Kirchhof des Nereus und Achilleus gefunden, die Titelvignette enthält eine Zeichnung davon. Es ist viel älter als das Concil von Chalcedon, woher diese Art, Unsern Herrn darzustellen, gewöhnlich datirt wird.

In kurzer Zeit hatten sie jedes Merkzeichen entfernt, das Torquatus bei den Wendungen in den Gängen angebracht hatte. Allein dieß bot noch keine hinreichende Sicherheit, und sie beschloßen daher, den Weg nach der Kirche zu verändern, indem sie den gegenwärtigen versperren und ihn nach einer andern Richtung ablenken wollten. Zu diesem Zwecke brachten sie den Sand von neuen Aushöhlungen an das Ende einer Gallerie, welche den Hauptgang da, wo dieser niedrig war, kreuzte, und ließen ihn hier aufgehäuft liegen, bis die Gläubigen von der beabsichtigten Aenderung unterrichtet werden könnten.

Fünftes Kapitel.

Ueber der Erde.

Damit sich der Leser von seinem langen unterirdischen Ausflug erholen kann, wollen wir ihn zu einem andern Besuche nach dem glücklichen oder gesegneten Campanien * mitnehmen, wie ein alter Schriftsteller sich hätte ausdrücken können. Wir verließen hier Fabiola über einige Sentenzen sinnend, die sie gefunden hatte. Sie däuchten ihr wie ein Brief aus einer andern Welt, dessen Charaktere sie nicht recht zu entziffern wußte. Sie wünschte mehr darüber zu erfahren, aber sie durfte kaum fragen. Viele Besuche sprachen am nächsten und mehrere Tage nachher ein, und sie dachte oft, einem oder dem andern der Besuchenden diese geheimnißvollen Sprüche vorzulegen, aber sie konnte es immer nicht über sich bringen.

Eine Dame, deren Leben, wie ihr eigenes, streng philosophisch geregelt und tugendhaft war, kam auch auf Besuch, und sie plauderten mit einander über die herrschenden Meinungen des Tages. Fabiola zog ihr Pergamentblatt

* Campania felix, wie Arabia felix.

heraus, um sie zu überraschen, aber sie schrack davor zurück, es ihr einzuhändigen, sie glaubte es dadurch zu entweihen. Ein gelehrter Mann, in allen Zweigen der Wissenschaft und Literatur wohl belesen, stattete ihr einen langen Besuch ab, und sprach sehr schön über die erhabenern Ansichten der ältern Schulen. Sie war versucht, ihn über ihre Entdeckung zu befragen, aber sie schien ihr etwas Höheres zu enthalten, als er begreifen konnte. Sonderbar, daß die hochgeborne, stolze Römerin, wenn sie nun Aufschluß oder Trost suchte, endlich unwillkürlich sich an ihre christliche Sklavin wenden mußte. Und so auch jetzt; sobald sie nach mancherlei Gesellschaften und Besuchen allein waren, zog Fabiola ihr Pergament heraus und legte es vor Syra hin. Eine Bewegung, ihrer Herrin nicht bemerkbar, flog über ihr Gesicht, aber sie war vollkommen ruhig, als sie vom Lesen aufsah.

„Diese Schrift," sagte ihre Herrin, „habe ich auf der Villa des Chromatius bekommen, vermuthlich aus Versehen. Es will mir nicht aus dem Sinn, ich bin ganz verwirrt davon."

„Wie so, edle Herrin? Der Sinn derselben scheint ganz einfach."

„Ja, und gerade diese Einfachheit macht mir Unruhe. Mein natürliches Gefühl empört sich gegen diese Gesinnung; ich denke, ich müßte einen Mann verachten, welcher eine Beleidigung nicht rächt, und Haß nicht wieder mit Haß vergilt. Schon das Vergeben würde viel sein; aber Böses mit Gutem vergelten, scheint mir eine unnatürliche Forderung von der menschlichen Natur zu sein. Und während ich all dieß fühle, bin ich mir bewußt, daß ich dazu gebracht wurde, dich zu achten, gerade wegen des entgegengesetzten Betragens, das ich naturgemäß von dir erwarten sollte."

„O sprecht nicht von mir, theure Herrin! schaut nur den einfachen Grundsatz an, Ihr ehrt ihn ja auch in Andern. Verachtet oder achtet Ihr den Aristides, weil er, von einem

ungebildeten Feinde darum gebeten, seinen eigenen Namen auf die Scherbe schrieb, die ihn verbannen sollte? Verachtet oder verehret Ihr als eine Römerin den Namen des Coriolan wegen seiner edelmüthigen Schonung gegen euere Stadt?"

„Ich verehre Beide, ganz gewiß, Syra; aber du weißt ja, dieß waren Heroen und nicht Alltagsleute."

„Und warum sollten wir nicht Alle Heroen sein?" fragte Syra lachend.

„Um der Götter willen, liebes Kind, in welcher Welt würden wir leben, wenn es so wäre? Es ist allerdings sehr unterhaltend, von den Thaten so wunderbarer Leute zu lesen, aber es wäre sehr unangenehm, dieselben jeden Tag von gewöhnlichen Menschen verrichtet zu sehen."

„Wie so?" fragte die Dienerin.

„Wie so? Welche Amme möchte auch gerne ein kleines Kind in der Wiege mit Schlangen spielen oder sie würgen sehen wie Herkules? Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ein Herr, den ich zum Essen eingeladen, mir kaltblütig erzählen würde, er habe diesen Morgen einen Minotaurus getödtet, oder eine Hydra erdrosselt, oder wenn sich ein Freund erbieten würde, die Tiber durch meine Ställe zu leiten, um sie zu reinigen. Die Götter mögen uns vor einer Generation von Helden dieser Art bewahren, das ist meine Meinung." Und Fabiola lachte herzlich bei dem Gedanken.

In derselben heitern Stimmung fuhr Syra fort: „Aber gesetzt, wir hätten das Mißgeschick, in einem Lande zu leben, wo solche Ungeheuer existiren, Centauren und Minotauren, Hydern und Drachen. Wäre es nicht besser, wenn gewöhnliche Leute solche Helden wären, sie zu besiegen, als wenn wir um einen Theseus oder Herkules nach der andern Welt schicken müßten, um sie zu vernichten? In der That, in diesem Falle würde ein Mann, wenn er sie bekämpfte, kein größerer Held sein, als ein Löwentödter in meiner Heimath."

„Ganz recht, Syra; aber ich sehe die Anwendung deiner Idee nicht.“

„Ich meine so: Zorn, Haß, Rache, Ehrsucht, Geiz sind nach meiner Ansicht eben solche Ungeheuer, wie Schlangen oder Drachen, und sie greifen gemeine Leute eben so gut an, als die Großen. Warum sollte ich nicht versuchen, sie eben so besiegen zu können, als ein Aristides, Coriolan oder Cincinnatus? Warum sollten wir nur Heroen überlassen, was wir eben so gut können?“

„Und nimmst du wirklich dieß als ein gewöhnliches Sittengesetz an? Wenn, so fürchte ich, du wirst dich zu hoch versteigen.“

„Nein, theures Fräulein! Ihr waret bestürzt, als ich zu behaupten wagte, daß die innere, unsichtbare Tugend eben so nothwendig sei, als die äußere, sichtbare; ich fürchte, ich muß euch noch mehr überraschen.“

„Fahre fort und scheue dich nicht, mir Alles zu sagen.“

„Nun denn, der Grundsatz des Systems, zu welchem ich mich bekenne, ist folgender: wir müssen als alltägliche und gewöhnliche Tugend, ja sogar als einfache Pflicht üben, was jedes andere Gesetzbuch, so rein und erhaben es sein mag, als heroisch und als einen Beweis idealer Tugend ansieht.“

„Dieß ist allerdings ein erhabener Maßstab sittlicher Hohheit, aber vergiß nicht den Unterschied zwischen den beiden Fällen. Der Held wird von dem Lobe der Welt getragen, seine Handlung wird aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert, wenn er seine Leidenschaften bezähmt und eine edle That verrichtet; aber wer sieht, wer beachtet oder belohnt den armen Unbekannten, der in niedriger Stille sein Betragen nachahmt?“

Syra erhob mit feierlichem, Ehrfurcht gebietendem Ausdruck Auge und Hand zum Himmel, und sprach langsam die Worte: „Sein Vater, der im Himmel ist, der seine

Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen über Gerechte und Ungerechte."

Fabiola schwieg eine Weile, wie von Furcht ergriffen; dann sprach sie:

„Syra, du hast meine Philosophie wieder überwunden. Deine Weisheit ist eben so stark, als erhaben. Eine heroische Tugend, selbst wenn sie nicht gesehen wird, stellst du als die gewöhnliche, tägliche Tugend jedes Menschen auf. Die Menschen müßten in der That höhere Wesen werden, um dieß zu versuchen, als wir uns die Götter dachten; aber schon der Gedanke wiegt eine ganze Philosophie auf. Kannst du mich noch höher führen?"

„O, noch weit höher!"

„Und wo würdest du mich endlich ruhen lassen?"

„Wo das Herz euch sagen würde, daß es den Frieden gefunden hat."

Sechstes Kapitel.

Berathungen.

Die Verfolgung hatte nun schon geraume Zeit im Morgenlande unter Diocletian und Galerius gewüthet, und das Decret, dieselbe auch durch das ganze Abendland zu entflammen, war Maximian zugekommen; aber man hatte beschlossen, diese Verfolgung zu einem Werk nicht der Unterdrückung, sondern der Ausrottung des christlichen Namens zu machen, und Niemand zu schonen, sondern die Häupter der Religion zuerst wegzuräumen, und dann zur Schlächterei der ärmsten Volksklassen in Masse fortzuschreiten. Deßhalb war es nothwendig, die Maßregeln zu besprechen, damit die verschiedenen Werkzeuge der Zerstörung in grausamer Harmonie zusammenwirken und alle möglichen Mittel angewandt werden könnten, um dem Unternehmen einen vollständigen Erfolg zu sichern; auch

sollte die Majestät des kaiserlichen Befehles den vernichtenden Schlag mit seinem Schrecken begleiten.

In dieser Absicht hatte der Kaiser, wiewol ungeduldig, sein blutiges Werk zu beginnen, sich der Meinung seiner Räthe gefügt, daß das Edict geheim gehalten werden solle, bis es gleichzeitig in allen Provinzen des abendländischen Reichs verkündigt werden könnte. Die gewitterschwangere Wolke sollte so eine Zeit lang unbemerkt über den bestimmten Opfern schweben, und dann, plötzlich losbrechend, über ihren Häuptern „Feuer, Hagel, Schnee, Eis und brausenden Sturm" entladen *.

Es war im Monat November, als Maximian Herculius die Versammlung berief, in welcher seine Plane endgiltig festgestellt werden sollten. Dazu waren die Oberbeamten seines Hofes und des Staates geladen. Einer der Ersten, der Präfect der Stadt, hatte seinen Sohn Corvinus mitgebracht, den er zum Hauptmann einer Schaar Bewaffneter vorgeschlagen hatte, welche wegen ihres wilden Christenhasses ausgesucht waren, und dieselben mit rastloser Thätigkeit verfolgen sollten. Die Statthalter von Sicilien, Italien, Spanien und Gallien waren anwesend, um die Befehle zu empfangen, außer diesen mehrere Gelehrte, Philosophen und Redner, unter welchen auch unser alter Bekannter Calpurnius, und viele Priester, die sich aus verschiedenen Theilen des Reiches eingefunden hatten, und um eine nachdrucksamere Verfolgung bitten wollten, hatten Befehl erhalten, anzuwohnen.

Die gewöhnliche Residenz der Kaiser lag, wie wir schon wissen, auf dem palatinischen Berg; es war jedoch noch eine andere sehr von ihnen geschätzt, welche Maximian Herculius insbesondere vorzog. Unter der Regierung Nero's wurde der reiche Senator Plautius Lateranus der Ver-

* Ps. 148, 8.

schwörung angeklagt, und natürlich mit dem Tode bestraft. Sein ungeheures Besitzthum wurde von dem Kaiser eingezogen, und ein Theil desselben war sein von Juvenal und Andern als ungewöhnlich groß und prachtvoll beschriebenes Haus. Es hatte eine herrliche Lage auf dem cölischen Hügel und am südlichen Rande der Stadt, so daß die Aussicht von da selbst in der Nachbarschaft Roms nicht ihresgleichen hatte. Ueber die wellenförmige Campagna hinschweifend, hier von colossalen Wasserleitungen und Straßenlinien mit ihren Rändern marmorner Gräber durchzogen, und überall mit schimmernden Landhäusern bestreut, die wie Edelsteine aus dem Dunkelgrün des Lorbeers und der Cypresse hervorglänzten, reichte das Auge bis zu den fernen Hügeln, auf welchen, wie auf einem Lager, Alba und Tusculum üppig ausgestreckt lag mit „ihren Töchtern", wie der Morgenländer sich ausdrücken würde, sich im Glanze der Abendsonne wärmend. Die rauhe Kette der Sabinerberge zur Linken, und die goldglänzende See zur Rechten des Beschauers, bildeten den Rahmen dieser herrlichen Landschaft.

Wir würden Maximian eine Eigenschaft zuschreiben, welche er nicht besaß, wenn wir glauben würden, er habe eine so herrlich gelegene Residenz aus Geschmack am Schönen geliebt. Die Pracht der Gebäude, die er noch mehr ausschmückte, oder vielleicht auch die Leichtigkeit, zur Eber- und Wolfsjagd aus der Stadt zu ziehen, war der Grund dieses Vorzugs. Aus Sirmium in Slavonien gebürtig, daher für einen Barbaren gehalten, von der niedersten Abkunft, ein reiner Glücksritter, ohne Erziehung, mit wenig mehr als mit viehischer Stärke begabt, die seinen Beinamen Herculius als ganz passend erscheinen ließ, war er durch einen eben so rohen Barbaren Diocles, als Kaiser unter dem Namen Diocletian bekannt, zu dem Purpur erhoben worden. Wie dieser bis zur Gemeinheit habgierig, und

dabei im höchsten Grade verschwenderisch, denselben niedrigen Lastern und abscheulichen Verbrechen ergeben, welche die Feder eines Christen nicht niederschreiben mag, ohne Zügel irgend einer Leidenschaft, ohne Sinn für Gerechtigkeit oder Gefühl der Menschlichkeit, hatte dieß Ungeheuer nie aufgehört, Alles, was ihm im Wege stand, zu unterdrücken, zu verfolgen und niederzuschlagen. Ihm erschien die kommende Verfolgung wie ein herannahendes Festessen einem Schlemmer, welcher nach dem Reiz einer neuen Schwelgerei verlangt, um die Einförmigkeit der täglichen Ausschweifungen zu unterbrechen. Von gigantischer Gestalt, mit den wohlbekannten Zügen seiner Race, mit röthlich-gelbem Haar, das zottig und rauh wie Strohbüschel Haupt und Gesicht umhüllte, mit rastlos rollenden Augen, in welchen sich ein Gemisch von Argwohn, Liederlichkeit und Wildheit abspiegelte, erfüllte dieser beinahe letzte unter den Tyrannen Roms das Herz jedes Beschauers mit Schrecken, nur keinen Christen. War es zu verwundern, daß er dieß Geschlecht und seinen Namen haßte?

In der großen Basilika oder Halle, damals die Aedes Lateranae *, hielt Maximian seine buntscheckige Versammlung, wo Todesstrafe das Geheimniß sicherte. In der halbkreisförmigen Rundung am obern Ende der Halle saß der Kaiser auf einem elfenbeinernen, reich verzierten Thron, und vor ihm standen in der Reihe seine dienstwilligen und fast zitternden Rathgeber. Eine auserlesene Mannschaft Garden hielt den Eingang besetzt, und der commandirende Offizier, Sebastian, lehnte sich nachlässig an den innern Thürpfosten, ohne jedoch ein Wort, das gesprochen wurde, seiner Aufmerksamkeit zu entziehen.

Der Kaiser dachte nicht entfernt daran, daß die Halle, in welcher er saß, und die er später nebst dem anstoßenden

* Das lateranische Haus oder Pallast.

Pallaste dem Constantin als einen Theil der Mitgift seiner Tochter Fausta gab, von diesem dem Haupte der Religion, die er auszurotten im Schilde führte, übergeben, und unter dem Namen der lateranischen Basilika die Cathedrale Roms werden würde, „von allen Kirchen der Stadt und der Welt die Mutter und das Haupt" *. Er ließ es sich nicht träumen, daß an der Stelle, wo sein Thron stand, sich ein Stuhl erheben würde, von wo aus durch ein unsterbliches Geschlecht geistlicher und weltlicher Herrscher Befehle ausgehen sollten, um zu Ländern zu dringen, die der Römermacht unbekannt waren.

Der Vorrang gebührte aus religiösem Anstande den Priestern, und Jeder hatte seine Geschichte zu erzählen. Hier hatte ein Fluß seine Ufer überfluthet, und der benachbarten Ebene großen Schaden zugefügt; dort ein Erdbeben eine Stadt zum Theil verschüttet; an den nördlichen Gränzen drohten die Barbaren mit einem Einfall; im Süden wüthete die Pest unter der frommen Bevölkerung. Jedesmal hatten die Orakel erklärt, daß man all dieß den Christen zu verdanken habe, deren Duldung die Götter erzürne, und deren böse Zauberkünste Unheil über das Reich brächten. Ja Einige hatten ihre andächtigen Besucher durch die offene Erklärung betrübt, daß sie kein Wort mehr sprechen würden, bis die verhaßten Nazarener vertilgt wären, und das große delphische Orakel sprach es unumwunden aus, daß der „Gerechte" den Göttern nicht erlaube, zu reden.

Zunächst kamen die Philosophen und Redner, Jeder von ihnen mit einer lang gewundenen Rede. Während ihres Vortrags gab Maximian unzweideutige Zeichen von Langweile; da aber die Kaiser im Oriente eine ähnliche Versammlung gehalten hatten, so hielt er es für seine

* „Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput," heißt die Inschrift auf der Vorderseite und den Schaumünzen der lateranischen Basilika.

Pflicht, diese Plage über sich ergehen zu lassen. Die gewöhnlichen Verläumdungen wurden vor einer Beifall klatschenden Versammlung zum zehntausendsten Mal wiederholt: die Geschichten, daß die Christen Kinder morden und essen, abscheuliche Verbrechen begehen, die Leiber der Martyrer verehren, einen Eselskopf anbeten, und, inconsequent genug, an keinen Gott glauben. Dergleichen Mährchen wurden alle fest geglaubt, obgleich wahrscheinlich ihre Erzähler ganz gut wußten, daß es nur wohl ersonnene heidnische Lügen waren, um den Abscheu vor dem Christenthum zu unterhalten.

Endlich erhob sich der Mann, welcher dafür galt, die Lehren des Feindes am tiefsten studirt zu haben, und ihre gefährliche Tactik am besten zu kennen. Man nahm an, er habe ihre eigenen Bücher gelesen, und gehe wirklich damit um, eine Widerlegung ihrer Irrthümer zu verfassen, welche dieselben leicht vernichten würde. Ja, so groß war sein Gewicht bei seiner Partei, daß, hätte er von den Christen irgend einen monströsen Grundsatz behauptet, und ihr oberster Bischof persönlich widersprochen, Jedermann schon bei dem Gedanken gelacht haben würde, sein Wort für seinen eigenen Glauben gegen die Behauptung des Calpurnius anzunehmen.

Er schlug einen andern Ton an, und seine Gelehrsamkeit setzte seine Collegen in tiefes Erstaunen. Er hatte, wie er sagte, die Originalschriften nicht nur der Christen selbst, sondern auch ihrer Vorfahren, der Juden, gelesen: diese waren unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus nach Aegypten gekommen, um einer Hungersnoth in ihrem eigenen Lande auszuweichen, und hatten durch die Künste ihres Anführers Joseph alles Korn daselbst aufgekauft und heimgeschickt. Darauf ließ Ptolemäus sie verhaften, und erklärte ihnen, da sie alles Korn aufgegessen hätten, so müßten sie jetzt von Stroh leben, und dabei für

den Bau einer großen Stadt Ziegel machen. Als dann Demetrius Phalerius von ihnen mancherlei seltsame Geschichten ihrer Vorfahren hörte, sperrte er Moses und Aaron, ihre gelehrtesten Männer, in einen Thurm, und ließ ihnen den Bart halb abscheeren, bis sie alle ihre Erinnerungen auf Griechisch niederschreiben würden. Diese seltenen Bücher hatte Calpurnius gesehen, und wollte nur einige Thatsachen daraus anführen. Dieß jüdische oder christliche Volk führe Krieg gegen alle Könige und Völker, die ihm in den Weg kämen, und vernichte sie alle. Es sei ihr Grundsatz, wenn sie eine Stadt einnähmen, Alles über die Klinge springen zu lassen, und dieß geschehe Alles deßhalb, weil sie unter der Regierung ihrer ehrgeizigen Priester ständen, so daß, als ein gewisser König Saul, auch Paul genannt, einen armen gefangenen Fürsten, der Agag hieß, schonte, die Priester ihn hinausführen und in Stücke hauen ließen.

„Nun," fuhr er fort, „sind diese Christen noch immer unter der Herrschaft derselben Priesterschaft, und noch heute ganz eben so bereit, unter ihrer Leitung das große römische Reich über den Haufen zu werfen, uns Alle auf dem Forum zu verbrennen, und sogar die geweihten und ehrwürdigen Häupter unserer göttlichen Kaiser höchst freventlich anzugreifen."

Ein Schrei des Entsetzens durchlief die Versammlung bei diesem Berichte; doch plötzlich wurde es stille, als der Kaiser den Mund öffnete, und so zu sprechen begann: „Ich für meinen Theil habe einen andern und stärkern Grund meines Abscheus gegen diese Christen. Sie haben es gewagt, im Herzen des Reichs, und selbst in dieser unserer Stadt, eine bisher unbekannte, höchst religiöse Autorität aufzustellen, unabhängig von der Staatsregierung, und eben so mächtig über ihre Gemüther, als diese. Früher erkannten Alle den Kaiser als den höchsten Regenten in religiösen, wie in bürgerlichen Dingen an; daher führt er

noch den Titel eines Pontifex Maximus; allein diese Menschen haben eine damit im Widerspruch stehende Macht aufgerichtet, und folglich ist ihre Loyalität nur eine getheilte. Ich hasse deßhalb als eine Usurpation in meinem Gebiete diese priesterliche Gewalt über meine Unterthanen, und erkläre, daß ich lieber von einem neuen Rivalen um meine Krone hören würde, als von der Wahl eines dieser Priester in Rom" *.

Diese Worte, mit rauher, krächzender Stimme, und in einem gemeinen, fremden Accent gesprochen, wurden mit ungeheuerm Beifall aufgenommen, und man entwarf Pläne, um das Edict durch das ganze Abendland gleichzeitig veröffentlichen und in seiner ganzen Schärfe vollziehen zu lassen.

Dann sich rasch zu Tertullus wendend, sagte der Kaiser: „Präfect, Ihr sagtet, Ihr habt Jemand vorzuschlagen, um diese Anordnungen zu leiten, und mit diesen Verräthern schonungslos zu verfahren."

„Hier ist er, Majestät, mein Sohn Corvinus." Und Tertullus führte den jugendlichen Candidaten an der Hand zum Fußschemel des grimmigen Tyrannen, wo er niederkniete. Maximian blickte ihn durchdringend an, brach in ein häßliches Gelächter aus, und sprach: „Auf mein Wort, ich denke, der wird's thun. Ei, Präfect, ich hatte keine Idee, daß Ihr einen so häßlichen Sohn habt; ich denke, er ist gerade der Rechte; jeder Zug eines vollendeten Bruder Liederlich ist seinem Gesichte aufgeprägt."

* Eben dieß sind die Worte des Decius bei der Erhebung des heiligen Cornelius auf den Stuhl des heiligen Petrus: »Cum multo patientius audiret levari adversum se aemulum principem, quam constitui Romae Dei sacerdotem.« S. Cypr. Epist. l. II. ad Antonianum, p. 69. ed. Maur. Könnte es einen stärkern Beweis geben, daß selbst unter der heidnischen Herrschaft die päpstliche Macht eine äußere Bedeutung hatte, so daß sie sogar die Eifersucht der Kaiser erregte?

Dann zu Corvinus gewendet, welcher scharlachroth wurde vor Wuth, Schrecken und Scham, sagte er: „Merke, Bursche, es muß säuberlich dabei zugehen, kein Hacken und Hauen, kein blindes Dareinfahren. Ich bezahle gut, wenn ich gut bedient werde, aber ich lasse auch tüchtig aufmessen, wenn man mir schlecht dient. So, nun geh', und vergiß nicht, daß, wenn dein Rücken für ein kleines Vergehen einstehen kann, dein Kopf für ein größeres herhalten muß. Die Fasces der Lictoren enthalten nicht blos Ruthen, sondern auch ein Beil." Der Kaiser erhob sich zum Abgang, als sein Blick auf Fulvius fiel, welcher als bezahlter Hofspion eingeladen war, aber sich so sehr als möglich im Hintergrunde hielt. „He, da her, mein werther Morgenländer," rief er ihm zu, „tritt näher!"

Fulvius gehorchte scheinbar mit Vergnügen, aber in der That mit Widerwillen, ungefähr so, wie wenn er eingeladen worden wäre, einem Tiger nahe zu kommen, über dessen Kette er nicht ganz sicher war. Er hatte gleich anfangs bemerkt, daß seine Ankunft zu Rom Maximian nicht angenehm war, wiewol er den Grund nicht recht wußte. Es kam nicht blos daher, daß der Tyrann selbst genug Favoriten zu bereichern und Spione zu besolden hatte, ohne daß ihm Diocletian noch weitere aus Asien zu senden brauchte, obschon dieser Umstand in's Gewicht fiel, es war etwas Anderes. Er war in seinem Innern überzeugt, daß Fulvius besonders dazu gesendet sei, um den Spion bei ihm zu spielen, und die Vorgänge an seinem Hofe nach Nikomedien zu berichten. Während er deßhalb ihn dulden und verwenden mußte, mißtraute er ihm und konnte ihn nicht leiden, was bei ihm mit Haß gleichbedeutend war. Es lag daher für Corvinus eine Art Trost darin, als er seinen gebildetern Bundesgenossen in folgenden Worten eben so rauh anreden hörte: „Nichts von deiner Fuchsschwänzerei steht mir an; ich brauche Thaten, kein süßliches Geschmunzel.

Du kamst hierher als ein famoser Complottjäger, als eine Art Wiesel, um die Verschwörer aus ihren Nestern aufzustöbern oder ihre Eier für mich auszusaugen. Ich habe bis jetzt nichts davon gesehen, und doch hast du Geld genug erhalten, um dich an's Geschäft zu machen. Diese Christen werden dir Wildpret in Menge liefern, mach' dich also fertig und laß uns sehen, was du thun kannst. Du kennst mich, du wirst daher gut daran thun, scharf um dich zu blicken, oder du wirst vielleicht auf etwas sehr Scharfes vor dir hinschauen müssen. Das Eigenthum der Verurtheilten wird zwischen den Anklägern und dem Schatze getheilt, wenn ich nicht besondere Gründe habe, das Ganze für mich zu nehmen. Jetzt kannst du gehen."

Die Meisten dachten, diese besondern Gründe würden wahrscheinlich die gewöhnlichen sein.

Siebentes Kapitel.

Finsterer Tod.

Einige Tage nach Fabiola's Rückkehr vom Lande hielt es Sebastian für seine Pflicht, ihr aufzuwarten, um so viel von dem Gespräch zwischen Corvinus und ihrer schwarzen Sklavin mitzutheilen, als er konnte, ohne unnöthigerweise Jemand zu schaden. Wir haben bereits bemerkt, daß von den vielen adeligen Jünglingen, welche Fabiola in ihres Vaters Haus traf, keiner ihre Bewunderung und Achtung in so hohem Grade erregte, als Sebastian. So frei, so großmüthig, so tapfer und doch so bescheiden; so sanft und freundlich in Wort und That, so uneigennützig und so besorgt für Andere, Adel des Herzens und Einfalt, hohe Weisheit und praktischen Verstand vollkommen in sich vereinigend, erschien er ihr als das vollendetste Ideal männlicher Tugend, einer solchen, wie sie nicht leicht durch

die Zeit leiden, noch durch vertrauten Umgang langweilen würde.

Als man ihr daher meldete, daß der Offizier Sebastian mit ihr allein in einer der Hallen drunten zu sprechen wünsche, schlug ihr das Herz bei der ungewöhnlichen Nachricht, und beschwor tausenderlei sonderbare Einbildungen herauf über die möglichen Ursachen seines Besuchs. Diese Unruhe verminderte sich nicht, als er, nachdem er sich wegen seiner anscheinenden Zudringlichkeit entschuldigt, lächelnd bemerkte, daß es ihm, wohl wissend, wie sie durch die vielen Candidaten um ihre Hand bereits genug geplagt sei, schwer ankomme, noch einen andern, bis jetzt unerklärten ihrer Liste zufügen zu müssen. Wenn sie dieser zweideutige Eingang überraschte und vielleicht stolz machte, so fühlte sie sich bald wieder gedemüthigt, als ihr gesagt wurde, es sei der gemeine, einfältige Corvinus; denn ihr Vater, so wenig er Charaktere zu unterscheiden verstand, hatte bei seinem letzten Bankette genug von ihm gesehen, um ihn seiner Tochter mit diesen Prädicaten zu schildern.

Sebastian, welcher eher die physische, als die moralische Wirkung der Tropfen Afra's fürchtete, hielt es für angemessen, sie von der Verabredung, welche sie mit Corvinus getroffen, zu unterrichten; er fügte aber bei, es scheine hauptsächlich darauf abgesehen, dem Corvinus Geld abzulocken. Er sagte natürlich nichts davon, was in jenem Gespräche die Christen berührte. Er warnte Fabiola, und sie versprach, die nächtlichen Ausflüge ihrer Sklavin zu verhindern. Sie glaubte keinen Augenblick daran, daß es Afra's Absicht sei, das zu versuchen, wozu sie sich anheischig gemacht hatte, ebensowenig fürchtete sie Künste, welche sie von Grund aus verachtete. In der That schien Afra's letztes Selbstgespräch hinlänglich zu beweisen, daß sie Corvinus nur hintergehen wolle; allein sie fühlte sich empört,

von zwei so niederträchtigen Charakteren gleichsam verhandelt, und als ein habsüchtiges, geiziges Weib dargestellt zu sein, die um Gold zu gewinnen sei.

„Ich fühle," sprach sie endlich zu Sebastian, „wie freundlich es von euch ist, daß Ihr gekommen seid, mich zu warnen, und ich bewundere ebenso die Feinheit, womit Ihr einen so unerquicklichen Gegenstand erledigt, als die Zartheit, mit welcher Ihr alle dabei Betheiligten behandelt habt."

„Ich habe in diesem Falle," versetzte der Krieger, „blos gethan, was ich für jedes menschliche Wesen gethan hätte, — es wo möglich vor Leiden oder Gefahr zu bewahren."

„Ihr meint hoffentlich eure Freunde," sagte Fabiola lächelnd, „sonst fürchte ich, euer ganzes Leben würde mit Werken unbelohnten Wohlwollens verstreichen."

„Und so möge es auch sein, es könnte nicht besser angewendet werden."

„Gewiß, es ist euch nicht Ernst, Sebastian. Wenn Ihr Einen, der euch immer haßte und euren Untergang suchte, von einem Unglück bedroht sähet, das ihn unschädlich machte, würdet Ihr die Hand ausstrecken, ihn zu retten oder ihm zu helfen?"

„Gewiß, ich würde es. Während Gott seinen Sonnenschein und Regen über seine Freunde wie über seine Feinde herabsendet, sollte der schwache Mensch sich einen andern Maßstab der Gerechtigkeit bilden?"

Fabiola wunderte sich über diese Worte; sie glichen so sehr denen auf ihrem geheimnißvollen Pergament, und stimmten genau mit den sittlichen Ansichten ihrer Sklavin zusammen.

„Ihr seid im Orient gewesen, glaube ich, Sebastian?" fragte sie ihn etwas unerwartet. „Habt Ihr dort diese Grundsätze kennen gelernt? Ich habe nämlich eine Person in meiner Nähe, die noch aus eigener Wahl Sklavin ist,

ein Weib von seltenen sittlichen Begriffen, die mir die nämlichen Ideen aufstellte, und sie ist eine Asiatin."

„Ich habe diese Grundsätze nicht in einem fernen Lande gelernt, hier sog ich sie mit der Muttermilch ein, wiewol sie ursprünglich allerdings aus dem Oriente kamen."

„Sie sind in der Theorie gewiß schön," bemerkte Fabiola; „aber der Tod würde uns überfallen, ehe wir sie zur Hälfte ausführen könnten, wenn wir sie zur Richtschnur unsers Betragens machen wollten."

„Und wie könnte der Tod uns besser finden, doch nicht überraschen, als indem wir so unsere Pflicht thun, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfang?"

„Ich für meinen Theil," versetzte die Dame, „bin der Ansicht der alten epikuräischen Dichter. Diese Welt ist ein Bankett, von welchem ich bereit bin, aufzustehen, wenn ich satt bin — ut conviva satur * — und erst dann. Ich wünschte das Buch des Lebens durchzulesen und es ruhig zuzumachen, erst wenn ich die letzte Seite desselben vollendet habe."

Sebastian schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: „Die letzte Seite von dem Buche dieser Welt kommt erst in der Mitte des Bandes, wo das Wort Tod geschrieben steht, aber auf der nächsten Seite beginnt dann das Buch eines neuen Lebens, ohne ein letztes Blatt."

„Ich verstehe euch," erwiederte Fabiola in guter Laune, „Ihr seid ein tapferer Krieger und sprecht als solcher. Ihr müßt immer bereit seyn auf den Tod aus tausenderlei Anlässen; wir sehen ihn selten plötzlich nahen, er kommt gnädiger und mehr herangeschlichen zu den Schwachen. Ihr denkt ohne Zweifel an ein glänzenderes Loos, in der Schlacht dem Feinde gegenüber vorne auf der Brust ganze Bündel Pfeile zu empfangen, und mit Ehre bedeckt zu

* Als ein gesättigter Gast.

fallen. Ihr seht des Kriegers Scheiterhaufen mit Trophäen darüber, euch öffnet nach dem Tode das Buch des Ruhms seine glänzenden Blätter."

„Nein, nein, gütiges Fräulein!" rief Sebastian mit Nachdruck aus, „ich meine nicht so. Ich kümmere mich nicht um den Ruhm, der nur in der Einbildung zum voraus genossen werden kann; ich spreche vom gemeinen Tod, wie er mich ebenso treffen kann, wie den ärmsten Sklaven, indem er mich entweder durch ein hitziges Fieber verzehrt oder durch eine schleichende Auszehrung oder durch langsam fressende Geschwüre hinwegrafft, ja, wenn Ihr wollt, auch durch die noch grausamern Schläge menschlicher Wuth. Mag er kommen, in welcher Gestalt er will, er kommt von einer Hand, die ich liebe."

„Und glaubt Ihr wirklich, der Tod, so betrachtet, würde euch willkommen sein?"

„Wie sich der Schwelger freut, wenn die Thüren der Bankethalle weit offen stehen, und er darin die hellleuchtenden Lampen erblickt und die glänzende Tafel mit den köstlichsten Speisen, mit den aufwartenden schöngegürteten und mit Rosen bekränzten Dienern; wie die Braut in Wonne bebt, wenn der Bräutigam angekündigt wird und mit reichen Gaben erscheint, um sie in ihre neue Heimath zu führen, so wird mein Herz aufjauchzen, wenn der Tod, unter was immer für einer Gestalt, die Thore öffnet, eisern auf dieser, aber golden auf der andern Seite, die zu einem neuen, ewigdauernden Leben führen. Ich bekümmere mich nicht, wie grimmig auch der Bote aussehen mag, der die Ankunft Desjenigen verkündet, welcher himmlisch schön ist."

„Und wer ist Dieser?" fragte Fabiola begierig, „kann man ihn nicht anders sehen, als nach dem Tode?"

„Nein," erwiederte Sebastian; „denn Er ist es, welcher uns belohnen muß, nicht blos für unser Leben, sondern auch für unsern Tod. Glücklich diejenigen, die ihr innerstes

Herz, in welchem Er immer gelesen hat, rein und unschuldig bewahrt haben, und deren Thaten tugendhaft gewesen sind. Ihnen erscheint die glänzende Gestalt Desjenigen, dessen wahrer Lohn erst dann beginnt."

„Wie ähnlich den Lehren Syra's!" dachte Fabiola; aber ehe sie wieder sprechen konnte, um zu fragen, woher dieselben kämen, trat ein Sklave ein, blieb auf der Schwelle stehen, und sagte ehrerbietig: „Ein Eilbote, gnädiges Fräulein, ist soeben von Bajä * angekommen."

„Um Verzeihung, Sebastian!" rief sie aus, „laßt ihn sogleich hereinkommen." Der Bote kam herein, mit Staub bedeckt und abgemattet, nachdem er sein müdes Pferd am Thore gelassen hatte, und bot ihr ein versiegeltes Packet dar. Ihre Hand zitterte, als sie es nahm, und während sie die Bande desselben löste, fragte sie zögernd: „Von meinem Vater?"

„In Betreff seiner wenigstens," war die ominöse Antwort. Sie öffnete das Blatt, warf einen Blick darauf, stieß einen Schrei aus, und war im Begriff, zu fallen; Sebastian fing sie noch in den Armen auf, ehe sie den Boden erreichte, führte sie auf einen Sitz und überließ sie den Händen ihrer Dienstmägde, die auf den Schrei hereingestürzt waren.

Ein einziger Blick in den Brief hatte ihr Alles gesagt. Ihr Vater war todt.

Achtes Kapitel.

Noch finsterer.

Als Sebastian in den Hof kam, fand er eine kleine Schaar Diener um den Boten versammelt, welche begierig

* Ein besuchter Badeplatz bei Neapel.

auf die ausführliche Erzählung vom Tode ihres Herrn horchten.

Der Brief, dessen Ueberbringer Torquatus an ihn war, hatte die gewünschte Wirkung hervorgebracht. Er machte auf seinem Wege nach Asien einen Abstecher nach seiner Villa, und brachte einige Tage mit seiner Tochter zu. Er zeigte sich zärtlicher, als gewöhnlich, und als sie von einander Abschied nahmen, schienen beide, Vater und Tochter, eine traurige Ahnung zu haben, daß sie sich nicht mehr sehen würden. Bald jedoch gewann er wieder seine heitere Laune zu Bajä, wo ihn eine Gesellschaft von Lebemännern sehnlichst erwartete, und wo er verweilen zu müssen glaubte, während man seine Galeere ausrüstete, und zu seiner Reise mit den besten Weinen und Lebensmitteln, welche Campanien lieferte, versah. Er gab sich indessen zu Bajä seinen üppigen Liebhabereien im Uebermaße hin, und als er nach einem tüchtigen Abendessen aus dem Bade kam, wurde er von einem Schlage getroffen und war in vierundzwanzig Stunden eine Leiche. Sein ganzes Vermögen hinterließ er seinem einzigen Kinde. Der Leichnam wurde eben einbalsamirt, als der Eilbote abreiste, und sollte mit seiner Galeere nach Ostia gebracht werden.

Als Sebastian diese traurige Geschichte hörte, that es ihm fast leid, daß er vom Tode gesprochen hatte, und er verließ das Haus mit traurigen Gedanken.

Fabiola's Sturz in den finstern Abgrund des Schmerzes war tief und schmerzlich bis zur Bewußtlosigkeit gewesen; die Schwungkraft der Jugend und des Geistes brachte sie allmählig wieder herauf zur Oberfläche; da erschien ihr das Leben wie ein unendlicher Ocean schwarzer, aufwallender Fluthen, auf welchen kein lebendes Wesen schwebte, als sie selbst. Ihr Weh' kam ihr unermeßlich vor, schaudernd schloß sie die Augen, und versank wieder in Bewußtlosigkeit, bis ihr Geist wieder aus seinem Schlafe aufgeweckt wurde.

So wogte sie auf und ab zwischen Tod und Leben, während ihre Diener für die Ohnmachten und Krämpfe (für dieß hielten sie es) die geeigneten Mittel anzuwenden suchten. Endlich setzte sie sich auf, blaß, mit stieren, thränenlosen Augen, und schob die Hand, die ihr Herzstärkungen reichen wollte, sanft bei Seite. Lange blieb sie in diesem Zustand; eine tödtliche Erstarrung schien sie befallen zu haben; die Augen waren fast unempfindlich für das Licht, und man flüsterte sich die Besorgniß zu, ihr Gehirn könnte darunter gelitten haben. Der Arzt, welchen man gerufen hatte, rief ihr mit klarer, starker Stimme die Frage in's Ohr: „Fabiola, wißt Ihr, daß euer Vater todt ist?" Sie fuhr zusammen, fiel auf ihr Lager zurück und eine Thränenfluth erleichterte ihr Herz und Kopf. Sie sprach von ihrem Vater, rief nach ihm unter ihren Schluchzern, sprach wild und unzusammenhängend, aber zärtlich von ihm und mit ihm. Zuweilen schien sie ihn noch am Leben zu glauben, dann erinnerte sie sich wieder, daß er todt war, und so weinte und ächzte sie, bis der Schlaf an die Stelle der Thränen trat, und ihren erschütterten Geist und Leib erquickte.

Euphrosyne und Syra wachten allein bei ihr. Jene nahm von Zeit zu Zeit ihre Zuflucht zu den Gemeinplätzen heidnischen Trostes, sie erinnerte sie daran, was für ein gütiger Herr, was für ein ehrbarer Mann, was für ein liebender Vater Fabius gewesen: aber die Christin saß schweigend da, wenn sie nicht sanfte und begütigende Worte an ihre Herrin richtete, und bediente sie mit einer Sorgfalt, welche selbst damals nicht unbemerkt blieb. Was konnte sie mehr thun, als beten, was Anderes hoffen, als daß eine neue Gnade wie eine Blume in dieser Trübsal sich entfalten, und daß ein Engel des Lichtes über der finstern Wolke schweben möchte, die ihre gebeugte Herrin beschattete!

Wenn ihr Kummer etwas nachließ, so konnte sie wieder denken, aber dieser Gedanke kam in düsterer, drückender Gestalt. Was war aus ihrem Vater geworden? Wohin war er gegangen? Existirte er noch, oder war er ein Nichts? War sein Leben von jenem verborgenen Auge durchforscht worden, welches das Unsichtbare sieht? Hatte er die Probe jener Prüfung bestanden, die Sebastian und Syra beschrieben? Unmöglich! Und was war dann aus ihm geworden? Sie schauderte bei dem Gedanken, und suchte sich denselben aus dem Sinne zu schlagen.

Ach, nur einen Strahl von einem unbekannten Lichte, das in's Grab dringen und ihr zeigen könnte, was es sei! Die Poesie hatte versucht, es zu beleuchten, und es sogar zu verherrlichen; aber sie war in der That nur an der Thüre stehen geblieben, wie ein Genius mit gesenktem Haupte und umgewandter Fackel. Die Wissenschaft hatte hineingeschaut, und kam mit beschmutzten Schwingen heraus; ihre Lampe war in der stinkenden Luft ausgelöscht, denn sie hatte nur ein Beinhaus entdeckt. Die Philosophie hatte blos gewagt, in der Nähe umherzuirren und mit Schrecken einen Blick hineinzuwerfen, und fuhr dann zurück, plauderte davon, und gestand unter Achselzucken, daß das Problem noch nicht gelöst, der Schleier noch nicht gelüftet sei. Ach, nur irgend etwas, nur irgend Jemand, der besser, als all' dieß, die finstere Unruhe entfernen könnte!

Während diese düstern Gedanken auf dem Herzen Fabiola's lasteten, sah ihre Sklavin eine lichtvolle Erscheinung, in sterbliche Gestalt gekleidet, durchsichtig und strahlend vom Grabe sich erheben, in welchem die gröbern Eigenschaften der Materie geblieben waren, ohne das Wesen ihrer Natur zu verschlechtern. Vergeistigt und frei, lieblich und glorreich erhebt sie sich — selbst von dem modernden Bette der Verwesung. Gestalten kommen von Land und Meer, vom stillen Kirchhofe und unter dem geweihten Altare hervor, von

dichtem Gebüsche, wo einsam der Mord vollbracht wurde an dem Gerechten, und von den Feldern alter Schlachten, von Israel für Gott gekämpft; wie krystallene Quellen springen sie in die Luft, wie glänzende Signallichter fahren sie von der Erde zum Himmel auf, bis ein Heer von Millionen aneinandergereiht die Schöpfung mit freudevollem, unsterblichen Leben wieder bevölkert. Und woher weiß sie das? Weil Einer, größer und besser, als ein Dichter, Weltweiser oder Sophist, den Versuch gemacht hatte, zuerst in die dunkle Gruft des Todes hinabgestiegen war, sie segnete, wie Er die Wiege und die Kindheit weihte, und auch den Tod zu etwas Heiligem und seine Stätte zu einem Heiligthume machte. Er ging hinein im Dunkel des Abends, und kam hervor im Glanze des Morgens; Er lag hier in Specereien eingewickelt, und kam hervor, gekleidet in den Glanz der Unverweslichkeit. Und von diesem Tage an hat das Grab aufgehört, ein Gegenstand des Schreckens für die Christenseele zu sein; denn es blieb, was Er daraus gemacht hat — die Furche, in welche der Same der Unsterblichkeit geworfen werden muß.

Die Zeit war noch nicht gekommen, von solchen Dingen mit Fabiola zu sprechen. Sie trauerte noch, wie die trauern müssen, welche keine Hoffnung haben. Ein Tag verstrich um den andern in finsterm Sinnen über das Geheimniß des Todes, bis andere Sorgen sie aus diesen Gedanken weckten. Der Todte kam nun; es folgte eine Leiche, wie Rom sie selten gesehen. Prozessionen bei Fackelschein, wobei die wächsernen Bilder der Ahnen getragen wurden, ein gewaltiger Scheiterhaufen, aufgebaut aus wohlriechenden Hölzern, mit den reichsten Specereien Arabiens angezündet — all' dieß endigte damit, daß sie einige Hände voll verkohlter Gebeine sammelte, welche in eine alabasterne Urne gelegt und in eine Nische des Familienbegräbnisses beigesetzt wurden, mit der Namensinschrift ihres frühern Besitzers.

Calpurnius sprach die Leichenrede, worin er, gemäß den modischen Ideen des Tages, die Tugenden des gastfreien und thätigen Bürgers der falschen Moralität jener Menschen gegenüber stellte, die man Christen nannte, welche alle Tage fasteten und beteten, ihre gefährlichen Grundsätze in jede edle Familie einführten, und die Untreue gegen den Kaiser und Sittenlosigkeit unter allen Klassen des Volkes verbreiteten. Fabius, er könne daran nicht zweifeln, wenn es eine künftige Existenz gebe, worüber die Philosophen verschiedener Meinung seien, sonne sich nun auf einer grünen Rasenbank im Elysium, und schlürfe Nectar aus vollen Zügen. „Und ach," so schloß der alte, jammernde Heuchler, dem es leid gewesen wäre, einen Becher Falernerweins um eine Amphora * jenes Trankes vertauschen zu müssen, „ach, daß die Götter den Tag beschleunigen möchten, da ich, sein unterthäniger Client, mich mit ihm vereinigen werde in seiner schattigen Ruhe und bei seinem elysischen Mahle!" Diese edle Gesinnung ärndtete ungeheuern Beifall.

Auf diese Sorge folgte eine andere. Fabiola mußte die verwickelten Geschäfte ihres Vaters untersuchen und zum Abschlusse bringen. Wie oft war es ihr peinlich, etwas, was ihr Ungerechtigkeit, Betrug, Uebervortheilung und Unterdrückung schien, in den Geschäften eines Mannes zu entdecken, welchen die Welt als den ehrenhaftesten und freigebigsten gepriesen hatte!

Einige Wochen später ging Fabiola im schwarzen Trauergewande aus, um ihre Freunde zu besuchen, und der erste dieser Besuche galt ihrer Base Agnes.

* Ein großes irdenes Gefäß, worin Wein im Keller aufbewahrt wurde.

Neuntes Kapitel.

Der falsche Bruder.

Wir müssen nun den Leser einige Schritte in der Geschichte des Torquatus zurückbegleiten. Am Morgen nach seinem Falle fand er beim Erwachen Fulvius neben seinem Bette; es war der Falkner, welcher, nachdem er einen guten Falken gefangen, gekommen war, ihn zu zähmen, und ihn abrichten wollte, auf die Taube zu stoßen, als Gegendienst für eine gut gefütterte Sklaverei. Mit der ganzen Kälte einer geübten Hand führte er jeden Umstand der Schwelgerei in der vorigen Nacht in sein Gedächtniß zurück, seinen gänzlichen Ruin und das einzige Mittel der Rettung. Mit fühlloser Genauigkeit befestigte er jeden Faden vom Gewebe des vorigen Abends, und fügte noch manche Masche hinzu.

Torquatus' Lage war so: machte er einen Schritt gegen die Christen hin, was, wie ihn Fulvius versicherte, nutzlos wäre, so sollte er sogleich dem Richter überliefert und grausam mit dem Tode gestraft werden; blieb er seinem verrätherischen Vertrage treu, so sollte es ihm an nichts fehlen.

„Du hast Fieberhitze," schloß endlich Fulvius seine Rede; „ein Morgenspaziergang in frischer Luft wird dir gut thun."

Der Arme stimmte bei, und kaum hatten sie das Forum erreicht, als Corvinus wie durch Zufall ihnen begegnete. Nach den gegenseitigen Begrüßungen sagte er: „Es freut mich, euch getroffen zu haben; ich möchte euch gerne mitnehmen, und euch meines Vaters Werkstätte zeigen."

„Werkstätte?" fragte Torquatus erstaunt.

„Ja, wo er seine Geräthe aufbewahrt; dieselbe ist eben erst prächtig eingerichtet worden. Hier ist sie, und da, der alte, grimmige Aufseher Catulus öffnet gerade die Thore."

Sie traten nun in einen geräumigen Hof ringsum mit

einem großen Schoppen, welcher mit Marterwerkzeugen jeglicher Art angefüllt war. Torquatus fuhr erschrocken zurück.

„Nur herein, meine Herren, dürft euch nicht fürchten," sagte der alte Scherge. „Es ist noch kein Feuer angelegt, und Niemand wird euch etwas zu leid thun, es wäre denn, daß Ihr zu den verruchten Christen gehörtet. Für sie haben wir erst kürzlich Alles so aufgeputzt."

„Nun, Catulus," sagte Corvinus, „sag' diesem Herrn, einem Fremden, den Gebrauch der hübschen Spielsachen, die du da hast."

Catulus führte sie bereitwillig in seinem fürchterlichen Museum herum, und erklärte ihnen Alles mit solcher Freude und mit ununterbrochenen Späßen, die sich nicht wohl anführen lassen, daß er in seinem Eifer dem Torquatus beinahe eine praktische Beleuchtung dessen gab, was er beschrieb, indem er einmal sein Ohr fast in einer scharfen Zange fing, und ein andersmal nur einen Zoll von seinen Zähnen einen Hammer niederfallen ließ.

Die Folter, ein großer Rost, ein eiserner Stuhl mit einer Vorrichtung, um ihn zu heizen, gewaltige Kessel zu Bädern in siedendem Oele oder Wasser, Löffel, um darin Blei flüssig zu machen und es in den Mund zu gießen, Zangen, Hacken und eiserne Kämme von mannigfacher Gestalt, um die Rippen bloßzulegen, sogenannte Obelisken, d. h. Werkzeuge, womit man das Fleisch am Leibe oder an den Gliedern verbrannte; Scorpionen oder Peitschen mit eisernen oder bleiernen Knoten, eiserne Halsbänder, Hand- und Fußfesseln von der grausamsten Erfindung, endlich Schwerter, Messer und Beile in geschmackvoller Abwechslung — Alles wurde mit wahrer Lust und einem Vorgenusse der Freude erklärt, diese Werkzeuge an den hartköpfigen und dickhäutigen Christen bald angewendet zu sehen *.

* Diese Werkzeuge der Grausamkeit werden in den Acten der Martyrer und bei Kirchengeschichtschreibern erwähnt.

Torquatus war von diesem Anblicke ganz erschüttert. Er wurde zu den Bädern des Antoninus mitgenommen, wo er die Aufmerksamkeit des alten Cucumio, des capsarius, oder Aufsehers über die Garderobe der Badenden, und seines Weibes Victoria auf sich zog, die ihn in der Kirche gesehen hatten. Nach einem guten Mahle führte man ihn nach der Spielhalle in den Thermen, wo er natürlich verlor. Fulvius lieh ihm Geld, aber für jeden Pfenning verlangte er eine Handschrift. Auf diese Weise war er in wenigen Tagen vollkommen in seiner Gewalt.

Ihre Zusammenkünfte fanden früh Morgens und spät Abends statt, unter Tags ließ man ihn frei, damit er nicht den Christen verdächtig werden und so seinen Werth verlieren möchte. Corvinus hatte beschlossen, einen furchtbaren Schlag gegen sie auszuführen, sobald das Edict herausgekommen wäre; er verlangte deßhalb von Torquatus, daß er den Kirchhof, wo der Oberhirte Gottesdienst zu halten beabsichtigte, genau studiren sollte. Darüber war Torquatus bald im Reinen, und in dieser Absicht hatte er den Kirchhof des Callistus besucht. Als jener Kampf zwischen der Gnade und Sünde in seiner Seele stattfand, welchen Severus bemerkte, war es das Bild des Catulus mit seinen hundert Martern und das des Fulvius mit seinen vielen Handschriften, welches machte, daß die Wage zu seinem Verderben sich neigte. Nachdem Corvinus seinen Bericht erhalten hatte, entwarf er sich einen rohen Umriß des Kirchhofs, und beschloß, in aller Frühe gleich den Tag nach der Verkündigung des Decretes darauf einen Angriff zu machen.

Fulvius ergriff ein anderes Mittel. Er wollte mit der ersten Geistlichkeit und den vornehmsten Christen Roms persönlich bekannt werden; einmal im Besitz dieser Kenntniß, glaubte er fest, daß keine Verkleidung dieselben vor seinen durchdringenden Blicken verbergen, und daß er einen

nach dem andern leicht herausfischen würde. Er bestand deßhalb darauf, daß Torquatus ihn bei der ersten großen Feierlichkeit, welche viele Priester und Diakone um den Papst versammeln würde, als Begleiter mitnehmen sollte. Er überwand jede Gegenvorstellung, und vertrieb alle Furcht, indem er Torquatus versicherte, daß, wenn er einmal durch seine Parole drinnen sei, er sich vollkommen wie ein Christ benehmen werde. Torquatus benachrichtigte ihn bald, daß es bei der kommenden Ordination im Monat December eine herrliche Gelegenheit dazu gebe.

Zehntes Kapitel.

Die Ordination im December.

Wer die Geschichte der ersten Päpste gelesen hat, wird mit der fast bei jedem erwähnten Thatsache vertraut geworden sein, daß er im Monat December gewisse Weihungen ertheilte, wodurch so und so viele Priester und Diakone, und für verschiedene Plätze so und so viele Bischöfe ernannt wurden. Die ersten zwei Weihen wurden übertragen, um die Geistlichkeit für die Stadt zu ergänzen; die dritte war offenbar dazu bestimmt, andern Diöcesen Oberhirten zu verschaffen. In spätern Zeiten waren es die Quatembertage im December, die sich nach dem Feste des heiligen Lucius richteten, an welchen der Oberhirte seine Consistorien hielt, wo er seine Cardinalpriester und Diakone ernannte und die Bischöfe für alle Theile der Welt präconisirte, und wiewol diese Function jetzt nicht mehr mit den Perioden der Weihe zusammenfällt, so wird sie doch noch wesentlich zu demselben Zwecke beibehalten.

Marcellinus, unter dessen Pontificat unsere Erzählung fällt, soll zwei Weihungen in diesem Monate gehalten haben,

natürlich in verschiedenen Jahren, und eine von diesen sollte nun demnächst stattfinden.

Wo diese feierliche Handlung vor sich gehen sollte, war Fulvius' erste Frage, und wir müssen glauben, daß die Antwort dem christlichen Alterthumsforscher interessant sein wird; auch kann unsere Bekanntschaft mit der alten römischen Kirche nicht vollständig sein, wenn wir nicht den Lieblingsort kennen, wo ein Papst um den andern predigte, die heiligen Mysterien feierte und seine Versammlungen hielt, oder jene glorreichen Ordinationen ertheilte, wodurch nicht nur Bischöfe, sondern auch Martyrer ausgesandt wurden, um andere Kirchen zu regieren, und wo ein heiliger Laurentius sein Diakonat, oder der heilige Novatus, oder der heilige Timotheus seine priesterliche Würde erhielt. Auch besuchte hier ein Polycarp oder Irenäus den Nachfolger des heiligen Petrus, und von hier aus erhielten die Apostel, welche den König Lucius zum Glauben bekehrten, ihren Auftrag.

Das Haus, welches die römischen Päpste bewohnten, und die Kirche, worin sie Gottesdienst hielten, bis ihnen Constantin den Pallast und die Basilika vom Lateran einräumte, 300 Jahre lang die Residenz und Cathedrale einer berühmten Reihe von Päpsten und Martyrern, kann kein gleichgiltiger Ort sein, und damit wir, indem wir denselben zu bestimmen suchen, nicht von nationalem oder persönlichem Vorurtheile geleitet werden, wollen wir einem gelehrten, noch lebenden Alterthumsforscher folgen, welcher, mit einer andern Untersuchung beschäftigt, zufällig alle die für unsern Zweck erforderlichen Data zusammengestellt hat *.

Wir haben das Haus der Eltern Agnesens als in dem vicus patricius oder der Patrizierstraße gelegen, beschrieben;

* „Sopra l'antichissimo altare di legno, rinchiuso nell' altare papale etc.“ „Ueber den uralten hölzernen Altar, der in dem päpstlichen Altar der lateranischen Basilika eingeschlossen ist.“ Von Bartolini, Rom 1852.

dieselbe hatte noch einen Namen, denn sie hieß auch die Straße der Cornelier (vicus Corneliorum), weil die erlauchte Familie dieses Namens darin wohnte. Der Centurio, welchen der heilige Petrus bekehrte*, gehörte dieser Familie an, und es ist möglich, daß ihm der Apostel seine Einführung bei dem Haupte seines Hauses, Cornelius Pudens, in Rom verdankte. Dieser Senator heirathete Claudia, eine edle Brittin, und es ist auffallend, wie der unkeusche Dichter Martial mit den reinsten Schriftstellern wetteifert, wenn er den Hochzeitgesang dieser beiden tugendhaften Gatten singt.

In ihrem Hause wohnte der heilige Petrus, und sein Mitapostel, der heilige Paulus, zählt dieselben unter seine vertrauten Freunde, wenn er sagt: „Eubulus und Pudens, und Linus und Claudia, und alle Brüder grüßen dich" **. Von diesem Hause also gingen die Bischöfe aus, welche der Apostelfürst nach allen Richtungen ausschickte, um den Glauben Christi zu verbreiten, und für ihn zu sterben. Nach dem Tode des Pudens wurde das Haus Eigenthum seiner Kinder oder Enkel †, zweier Söhne und zweier Töchter. Diese sind besser bekannt, weil sie in dem allgemeinen Kalender der Kirche einen Platz fanden, und ihren Namen zweien der berühmtesten Kirchen Roms gaben, nemlich St. Praxedes und St. Pudentiana; die letztere nennt Alban Butler die älteste Kirche in der Welt ††, und sie bezeichnet zugleich den vicus patricius und das Haus des Pudens.

Wie in jeder andern Stadt, so wurde in Rom das Opfer der Eucharistie ursprünglich nur an Einem Platze von dem Bischofe dargebracht, und selbst nachdem mehrere Kirchen errichtet waren, und die Gläubigen sich darin versammelten, brachten ihnen die Diakone das Abendmahl von dem Einen Altar und die Priester vertheilten es. Der Papst Evaristus, der

* Apostelg. 10. — ** 2. Timoth. 4, 21. — † Es wird von einem zweiten oder jüngern Pudens gesprochen. — †† Den 19. Mai.

vierte Nachfolger des heiligen Petrus, vervielfältigte die Kirchen Roms unter besonders interessanten Umständen. Dieser Papst nämlich that zweierlei: erstens bestimmte er, daß hinfort keine Altäre errichtet werden sollten, als von Stein, und daß sie gesegnet sein sollten; und zweitens vertheilte er die Titel, d. h. er theilte Rom in Pfarreien, deren Kirchen er den Namen Titel gab. Der Zusammenhang dieser zwei Acte erhellt, wenn wir einen Blick in das 28ste Kapitel der Genesis werfen *. Nachdem Jacob sich der Erscheinung der Engel erfreut hatte, während er mit einem Steine unter dem Haupte schlief, heißt es daselbst: „Er erschrack und sprach: Wie furchtbar ist dieser Ort! hier ist nichts anders, denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Also stand Jacob des Morgens auf, und nahm den Stein und richtete ihn zu einem Zeichen (titulus) auf und goß Oel darauf."

Die Kirche oder das Oratorium, wo die heiligen Mysterien gefeiert wurden, war für den Christen wahrhaftig Gottes Haus, und der darin aufgestellte Altar von Stein ward geweiht, indem man Oel darauf goß, wie es noch bis auf den heutigen Tag geschieht (denn das ganze Gesetz des Evaristus besteht noch in voller Kraft), und so wurde er ein Titel oder Denkmal †.

Zwei interessante Thatsachen ergeben sich aus dieser Erzählung: einmal, daß zu jener Zeit nur Eine Kirche mit Einem Altar in Rom war, und es hat sich nie ein Zweifel erhoben, daß dieß die später und noch jetzt unter dem Namen St. Pudentiana bekannte Kirche war; zweitens, daß der einzige bisher bestehende Altar nicht aus Stein war. Es war in der That der hölzerne, von St. Petrus gebrauchte Altar, der in dieser Kirche blieb, bis ihn der hei-

* V. 17. 18. — † Es ist unnöthig, in die klassischen Bedeutungen des Wortes „Titulus" einzugehen.

lige Sylvester nach der lateranischen Basilika übertragen ließ, wo er den Hochaltar bildet *. Wir schließen weiter daraus, daß das Gesetz keine rückwirkende Kraft hatte, und daß der hölzerne Altar der Päpste in jener Kirche aufbewahrt wurde, wo er zuerst errichtet ward, wiewol er von Zeit zu Zeit weggebracht und anderswo verwendet worden sein mochte.

Die Kirche in dem vicus patricius also, welche vor der Errichtung der Titel existirte, war nicht selbst ein Titel, sondern blieb die bischöfliche, oder vielmehr die päpstliche Kirche Roms. Das Pontificat Pius' I. vom Jahre 142—157 bildet eine interessante Periode in ihrer Geschichte, und zwar aus zwei Gründen: 1) Weil dieser Papst, ohne den Charakter der Kirche selbst zu verändern, derselben ein Oratorium beifügte, welches er zu einem Titel ** machte, und da er denselben seinem Bruder Pastor übertrug, so hieß er der titulus Pastoris und war lange Zeit die Bezeichnung der mit der Kirche verbundenen Cardinalswürde. Dieß beweist, daß die Kirche selbst mehr als ein Titel war.

2) Kam unter diesem Pontificate der heilige und gelehrte Apologet Justin zum zweiten Male nach Rom, und erlitt daselbst den Martertod. Wenn wir seine Schriften mit seinen Acten † vergleichen, so kommen wir in Betreff des christlichen Gottesdienstes zur Zeit der Verfolgung auf einige interessante Schlüsse.

„An welchem Platze versammeln sich die Christen?" fragte ihn der Richter.

* Nur der Papst kann dort Messe lesen, oder ein durch eine besondere Bulle dazu ermächtigter Cardinal. Dieser Hochaltar wurde erst kürzlich prächtig verziert. Ein Brett von dem hölzernen Altar wurde immer in St. Peters Altar zu St. Pudentiana aufbewahrt. Man verglich dasselbe unlängst mit dem Holz des lateranischen Altars und fand es identisch. — ** Die Stelle desselben wird nun von der Cajetans-Kapelle eingenommen. — † Sie sind der Mauriner-Ausgabe seiner Werke vorangestellt, und finden sich bei Ruinart I.

„Glaubst du," erwiederte er, „daß wir uns Alle an Einem Platze versammeln? Es ist nicht so." Aber als man ihn fragte, wo er wohne und wo er mit seinen Schülern Versammlungen halte, gab er zur Antwort: „Ich habe bisher neben dem Hause eines gewissen Martin gewohnt, bei dem sogenannten timotinischen Bade; ich kam zum zweiten Male nach Rom, und kenne keinen andern Platz, als den einzigen, eben erwähnten." Die timotinischen oder timotheischen Bäder bildeten einen Theil von dem Hause der Familie Pudens, und sind dieselben, wo, wie wir schon sagten, Fulvius und Corvinus an einem Morgen in der Frühe zusammen kamen. Novatus und Timotheus waren Brüder der heiligen Jungfrauen Praxedes und Pudentiana, und daher hießen die Bäder die novatianischen und timotinischen, da sie von einem Bruder auf den andern übergingen.

Der heilige Justin lebte also an diesem Orte, und da er keinen andern in Rom kannte, wohnte er daselbst dem Gottesdienst an. Schon die Ansprüche der Gastfreundschaft könnten auf diesen Gedanken führen. Wenn er in seiner Apologie die christliche Liturgie beschreibt, natürlich wie er sie sah, so spricht er von dem fungirenden Priester in Ausdrücken, welche den Bischof oder obersten Hirten des Ortes deutlich erkennen lassen, indem er ihm nicht nur einen Titel gibt, wie man ihn im Alterthume den Bischöfen ertheilte *, sondern er beschreibt ihn auch als die Person, welche die Sorge für Wittwen und Waisen hat, und den Kranken, Dürftigen, Gefangenen, Fremden, die als Gäste kommen, zu Hilfe kommt, der, mit Einem Worte, die Sorge für alle in Nöthen Befindlichen übernimmt. Dieß konnte kein Anderer sein, als der Bischof oder Papst selbst.

Wir müssen ferner bemerken, daß von dem heiligen

* *Ὁ προεστώς*, praepositus, vgl. Hebr. 13, 17. *Ὁ τῶν Ῥωμαίων προεστὼς Βίκτωρ*, Victor, Bischof der Römer, sagt Eusebius H. E. l. V. 24.

Pius berichtet wird, er habe in dieser Kirche einen bleibenden Taufstein errichtet, ein anderes Vorrecht der Cathedrale, welches mit dem päpstlichen Altare auf den Lateran übertragen wurde. Man erzählt, daß der heilige Papst Stephan (im Jahre Christi 257) den Tribunen Nemesius und seine Familie nebst vielen Andern in dem Titel des Pastor taufte, und hier war es auch, wo der gottselige Diakon Laurentius die reichen Gefäße der Kirche an die Armen vertheilte.

Mit der Zeit wich der Name „Titel des Pastor" einem andern „Titel von St. Pudentiana"; allein der Platz ist derselbe, und es kann kein Zweifel sein, daß die Kirche der heiligen Pudentiana in den ersten drei Jahrhunderten die bescheidene Cathedrale von Rom war.

Dahin nun willigte Torquatus ein, den Fulvius zu führen, damit er Zeuge der December-Ordination sein möchte. Wir finden sowol auf Grabschriften und in Martyrologien, als auch in der Kirchengeschichte häufig Spuren von allen Weihen, wie sie noch in der katholischen Kirche übertragen werden. Die Inschriften erwähnen vielleicht gewöhnlicher die eines Lectors oder Vorlesers, und eines Exorcisten; wir wollen von jeder ein interessantes Beispiel geben. Von einem Lector:

CINNAMIVS OPAS LECTOR TITVLI FASCIOLE AMICVS PAVPERVM QVI VIXIT ANN. XLVI. MENS. VII. D. VIII. DEPOSIT IN PACE X. KAL. MART. *

Von einem Exorcisten:

MACEDONIVS
EXORCISTA DE KATOLICA. †

* „Cinnamius Opas Lector, des Titels Fasciola (jetzt der heilige Nereus und Achilleus), der Freund der Armen, welcher 46 Jahre 7 Monate und 8 Tage lebte. Beerdigt im Frieden den 10. Tag vor den Kalenden des März." Aus St. Pauls Kirchhof. — † „Macedonius, ein Exorcist der katholischen Kirche." Aus dem Kirchhof des heiligen Thraso und Saturnin, am salarischen Weg.

Es war jedoch ein Unterschied von der jetzigen Praxis, daß nämlich eine Weihe nicht nothwendig ein Uebergang oder eine Stufe zu einer andern war, sondern manche blieben oft ihr Leben lang in einer dieser niedern Ordnungen. Es fand daher nicht jene häufige Verleihung derselben statt, auch ist es nicht wahrscheinlich, daß dieselbe öffentlich mit den höhern Weihen ertheilt wurde.

Da Torquatus die nothwendige Parole hatte, so konnte er, von Fulvius begleitet, leicht eintreten, welcher sich bald eben so zu benehmen wußte, wie die Andern in seiner Nähe. Die nicht zahlreiche Versammlung wurde in einer Halle des Hauses gehalten, die in eine Kirche oder Oratorium verwandelt war, und hauptsächlich von dem Klerus und den Candidaten für die Weihen eingenommen wurde. Unter diesen befanden sich die Zwillingsbrüder und Mitbekehrten des Torquatus, Marcus und Marcellianus, welche die Würde eines Diakon erhielten, und ihr Vater Tranquillinus, der zum Priester geweiht wurde. Von diesen prägte Fulvius die Züge und Gestalt tief seinem Gedächtniß ein, und noch größere Aufmerksamkeit schenkte er dem hier versammelten höchsten Klerus von Rom; aber auf Einen richtete er mehr als auf die Uebrigen sein durchbohrendes Auge, und studirte jede seiner Geberden und Mienen. Es war dieß der Oberhirte, welcher die erhabene Handlung vollzog. Marcellinus hatte die Kirche bereits sechs Jahre regiert, und war ein ehrwürdiger Greis. Sein Angesicht, gütig und mild, verrieth kaum jene Nervenkraft, welche das Martyrthum erforderte, und die er bei seinem Tode für Christus beurkundete. In jenen Tagen wurde jedes äußere Abzeichen, das den obersten Hirten den Wölfen verrathen konnte, sorgfältig vermieden. Der gewöhnliche einfache Anzug eines ehrbaren Mannes wurde vom Priester getragen; allein es ist kein Zweifel, daß beim Gottesdienste am Altar ein ausgezeichnetes Gewand, der Vorläufer der weiten

Casel, über der gewöhnlichen Kleidung angelegt wurde. Dazu fügte der Bischof eine Krone oder infula, aus welcher später die Mitra hervorging, während er in der Hand den Krummstab hielt, das Sinnbild seines Hirtenamtes und seiner Gewalt.

Auf ihn, welcher nun mit seinem Angesicht gegen die Versammlung gerichtet stand, vor dem geweihten Altar Petri, welcher sich zwischen ihm und dem Volke befand, richtete der morgenländische Spion seinen durchdringenden Blick. Er maß genau mit dem Auge seine Höhe, merkte sich die Farbe seines Haares und Gesichtes, beobachtete jede Wendung seines Hauptes, seinen Gang, seine Action, seine Stimme, bis er zu sich selbst sagte: „Wenn der herauskommt, er mag verkleidet sein, wie er will, so ist er meine Beute, und ich kenne seinen Werth."

Elftes Kapitel.

PRIE IVN PAVSA
BET PRAETIOSA
ANNORVM PVLLA
VIRGO XII TANTVM
ANCILLA DEI ET XPI
FL . VINCENTIO ET
FRAVITO . VC . CONSS *

Hätte der gelehrte Thomassin diese kürzlich entdeckte Inschrift damals gekannt, als er mit solchem Aufwand von

* „Pridie (Kal.) Jun. pausavit Praetiosa, annorum puella virgo XII tantum, ancilla Dei et Christi, Fl. Vincentio et Fravito, viro consulari, consulibus." „Den Tag vor dem 1. Juni starb Prätiosa, eine Jungfrau, erst zwölf Jahre alt, die Magd Gottes und Christi.

Gelehrsamkeit bewies, daß in der ersten Kirche im Alter von zwölf Jahren das Gelübde der Virginität abgelegt werden konnte, so würde er gewiß dieselbe angeführt haben *; denn können wir zweifeln, daß das Mädchen eine nur zwölf Jahre alte Jungfrau, eine Magd Gottes und Christi, wirklich durch eigentliche Weihe eine solche war? Sonst wäre ja ihr Stand der Jungfräulichkeit um so weniger auffallend, je zarter ihr Alter. Allein wenn gleich die Kirche in diesem Alter, das nach dem römischen Gesetz mannbar war, eine solche Aufopferung der Jungfräulichkeit an Gott gestattete, so behielt sie doch jene mehr feierliche Einweihung, wenn der jungfräuliche Schleier vom Bischof gewöhnlich am Ostersonntag ertheilt wurde, einer reifern Periode vor. Jener erste Act bestand vermuthlich aus nichts weiter, als daß das Kind aus der Hand der Eltern ein einfaches schwarzes Kleid empfing; allein wenn Gefahr drohte, so kürzte die Kirche diese Zeit oft um viele Jahre ab, und stärkte die Bräute Christi in ihrem heiligen Vorsatz durch ihren mehr feierlichen Segen †.

Eine Verfolgung der grausamsten Art war auf dem Punkte, auszubrechen, die selbst die zartesten der Heerde nicht schonen wollte, und es war kein Wunder, daß die, welche sich in ihrem Herzen dem Lamme als seine keuschen Bräute für ewig verlobt hatten, noch vor dem Tode zu seinem Hochzeitsmahle zu kommen wünschten. Sie sehnten sich natürlich, die Lilie in ihrer ganzen Pracht um die Palme gewunden zu tragen, wenn diese ihr Loos sein sollte.

Agnes hatte von Kindheit an sich diesen heiligsten Stand erkoren. Die übermenschliche Weisheit, die sich

Unter dem Consulat des Flavius Vincentius und Fravitus, eines Consularen." Die Inschrift ist vom Kirchhof des Callistus.

* Vetus et Nova Ecclesiae Disciplina circa Beneficia. Pars I. lib. III. (Luc. 1727.) — † Thomass. p. 792.

immer in ihren Worten und Handlungen zeigte, so anmuthig mit der Einfalt eines unschuldigen, arglosen Kindes vereinigt, machte sie über ihr Alter für jedes Maß des Nachlasses an den gesetzlichen Jahren reif, welches den Herzen gewährt werden konnte, die dieser Stunde ihrer keuschen Vermählung sehnlich entgegenschlugen. Eifrig ergriff sie den Anspruch, den die kommende Gefahr ihr auf eine mehr als gewöhnliche Milderung jenes Gesetzes gab, das bis zur Erfüllung ihres Wunsches einen Aufschub von mehr als zehn Jahren vorschrieb. Eine andere Postulantin vereinigte sich mit ihr in dieser Bitte.

Wir können uns leicht denken, daß eine heilige Freundschaft zwischen ihr und Syra sich von der ersten Unterredung an gebildet hatte, die wir zwischen ihnen beschrieben haben. Dieß Gefühl war durch all das gewachsen, was Agnes zum Preise ihrer Lieblingsdienerin hatte Fabiola sagen hören. Durch dieß und durch die mehr bescheidenen Berichte der Sklavin war sie überzeugt, daß das Werk, dem sie sich gewidmet hatte, ihre Herrin zu bekehren, ganz in ihrer Hand gelassen werden müsse. Es schritt offenbar glücklich voran, Dank der Klugheit und Gnade, womit es geführt wurde. In ihren häufigen Besuchen bei Fabiola begnügte sich Agnes damit, zu bewundern und zu billigen, was ihre Base von Syra's Unterredungen ihr erzählte; allein sie vermied sorgfältig jeden Ausdruck, der den Verdacht erregen konnte, als ob sie mit einander einverstanden wären.

Syra, als Dienerin, und Agnes, als Verwandte, hatten bei Fabius' Tod Trauer angelegt, und daher konnte keine Aenderung in der Kleidung bei seiner Tochter Verdacht erregen, als ob sie einen geheimen oder mit einander verabredeten Schritt unternommen hätten. Insofern konnten sie sicher um die Erlaubniß bitten, sogleich die feierliche Weihe der ewigen Jungfrauschaft zu empfangen. Ihre

Bitte wurde gewährt, allein aus einleuchtenden Gründen sorgfältig geheim gehalten. Nur ein Paar Tage vor der glücklichen Stunde ihrer geistlichen Hochzeit sagte es Syra ihrer blinden Freundin als ein großes Geheimniß.

„So?" sagte diese und stellte sich mißvergnügt, „du willst alle guten Dinge für dich selbst behalten, ist dieß auch barmherzig?"

„Mein liebes Kind," sagte Syra besänftigend, „sei nicht böse, es war nothwendig, es ganz geheim zu halten."

„Und deßhalb darf ich Arme vermuthlich nicht einmal gegenwärtig sein?"

„O ja, Cäcilia, du darfst, und darfst Alles sehen, was du kannst!" erwiederte Syra lachend.

„Laß es gut sein mit dem Sehen; aber sag' mir, wie wirst du angezogen sein? Was hast du in Bereitschaft dazu?"

Syra gab ihr eine genaue Beschreibung von dem Kleide und Schleier, ihrer Farbe und Gestalt.

„Wie interessant!" sagte sie. „Und was habt Ihr zu thun?"

Syra, die sich an ihrer ungewöhnlichen Neugierde ergötzte, beschrieb ihr die kurze Ceremonie genau.

„Nun noch eine Frage," fuhr das blinde Mädchen fort, „wann und wo soll dieß alles geschehen? Du sagtest, ich dürfe kommen, und so muß ich auch die Zeit und den Ort wissen."

Syra eröffnete ihr, daß die heilige Handlung in dem Titel des Pastor bei Tagesanbruch am dritten Tage von heute an stattfinden werde. „Aber was hat dich so neugierig gemacht, Liebste? Ich sah dich nie vorher so, und ich fürchte fast, du wirst ganz weltlich."

„Ei was," versetzte Cäcilia, „wenn die Leute ihre Geheimnisse für sich haben wollen, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht auch einige für mich behalten sollte."

Syra lachte über ihren verstellten Aerger, denn sie kannte wohl die demüthige Herzenseinfalt des armen Kindes. Sie umarmten sich herzlich und trennten sich. Cäcilia ging stracks zu der gütigen Lucina, denn sie war ein Liebling in jedem Hause. Kaum war sie bei dieser frommen Matrone vorgelassen, als sie auf sie zuflog, ihr an die Brust fiel, und in Thränen ausbrach. Lucina besänftigte und liebkoste sie, und sie war bald wieder beruhigt. In einigen Minuten war sie wieder heiter und fröhlich, und offenbar mit der gütigen Dame über etwas tief in eine Verschwörung verwickelt, was derselben Freude machte. Beim Abschiede war sie lauter Vergnügen, und ging in das Haus der Agnes, in dessen Hospital der gute Priester Dionysius wohnte. Sie fand ihn daheim, warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte so inbrünstig zu ihm, daß er zu Thränen gerührt wurde, und freundlich und tröstend zu ihr sprach. Das Te Deum war noch nicht niedergeschrieben, aber etwas Aehnliches klang im Herzen des blinden Mädchens, als sie nach ihrer bescheidenen Wohnung ging.

Endlich kam der glückliche Morgen an; vor Tagesanbruch war der feierlichere Gottesdienst gehalten, und die Masse der Gläubigen hatte sich zerstreut. Nur die blieben zurück, welche an der heiligen Handlung besonders Theil zu nehmen hatten, oder namentlich als Zeugen gebeten waren. Dieß waren Lucina und ihr Sohn, die bejahrten Eltern der Agnes und Sebastian. Allein Syra schaute sich vergebens nach ihrer blinden Freundin um, sie hatte sich augenscheinlich mit der Menge entfernt, und die gute Sklavin besorgte, sie möchte sie bei ihrer letzten Unterredung verletzt haben.

Die Halle war noch in das Dunkel eines winterlichen Zwielichts gehüllt, wiewol der glühende Osten draußen einen herrlichen Decembertag verkündigte. Auf dem Altare brannten wohlriechende Kerzen, und rings herum standen

goldene und silberne Lampen von großem Werthe, die einen milden Strahlenschimmer auf das Heiligthum warfen. Dem Altar gegenüber stand der nicht minder ehrwürdige, jetzt im Vatican befindliche Stuhl des heiligen Petrus. Darauf saß der ehrwürdige Papst, mit dem Stab in der Hand und der Krone auf dem Haupte, und um ihn standen seine Diener, kaum weniger ehrwürdig, als er selbst.

Aus dem Dunkel der Kapelle erschollen zuerst die Töne lieblicher Stimmen, wie Engelsaccorde, die in sanften Cadenzen eine Hymne sangen, welche die Gefühle bezeichnete, die später in dem schönen Liede:

»Jesu corona virginum« *

ihren Ausdruck fanden.

Dann tauchte in das Licht des Heiligthums die Prozession der bereits Gott geweihten Jungfrauen auf, geführt von den Priestern und Diakonen, welche die Aufsicht über sie hatten. Und in der Mitte derselben erschienen zwei, deren glänzend weiße Gewänder unter den schwarzen Kleidern der Andern desto heller hervorleuchteten. Es waren dieß die zwei neuen Postulanten, welche, während die Uebrigen vorbeizogen, und auf beiden Seiten eine Reihe bildeten, jede von zwei Professen geführt, an den Fuß des Altars geleitet wurden, wo sie zu den Füßen des Papstes niederknieten. Ihre Brautjungfern standen daneben, um bei der heiligen Handlung zu assistiren. Jede wurde feierlich gefragt, was sie wünsche, und drückte ihren Wunsch aus, den Schleier zu empfangen, und die Pflichten desselben unter der Obhut dieser erwählten Führer zu üben; denn wenn gleich die Gott geweihten Jungfrauen schon vor dieser Periode angefangen hatten, in Gemeinschaft zu leben, so pflegten doch Viele daheim zu wohnen, und die Verfolgung

* „Jesu, Du der Jungfrau'n Krone.“

hinderte die Klausur. Doch war ein eigener Platz in der Kirche für die geweihten Jungfrauen bestimmt, und sie kamen oft für sich zusammen zu besonderm Unterrichte und Andachtsübungen.

Nun hielt der Bischof an die jungen Aspiranten eine rührende Anrede. Er sagte ihnen, was für ein hoher Beruf es sei, auf Erden das Leben von Engeln zu führen, die weder ehelichen, noch zur Ehe geben, denselben keuschen Pfad zum Himmel zu betreten, welchen das menschgewordene Wort für seine eigene Mutter erwählte, und, dort angekommen, in die reinen Reihen jener auserwählten Schaar aufgenommen zu werden, die dem Lamme folgt, wohin es immer geht. Er verbreitete sich über die Lehre des heiligen Paulus, wenn er über den Vorrang der Virginität über jeden andern Stand an die Corinther schreibt, und er schilderte ihnen mit tiefem Gefühle das Glück, keine Liebe zu haben auf Erden, als nur Eine, welche anstatt zu verschwinden, sich in der Unsterblichkeit im Himmel ganz erschließt; denn die Seligkeit, bemerkte er, ist nur die aufgegangene Blume, welche die göttliche Liebe auf Erden trägt.

Nach dieser kurzen Anrede und der Prüfung der Candidaten zu dieser hohen Ehre schritt der heilige Oberhirte zur Segnung der verschiedenen Theile ihrer religiösen Kleidung, indem er dabei Gebete verrichtete, die mit den jetzt üblichen wahrscheinlich ganz gleich lauteten; die Kleider wurden ihnen von ihren beistehenden Brautjungfern angezogen. Die neuen Religiosen legten sodann ihr Haupt auf den Altar nieder, zum Zeichen ihrer Selbstaufopferung. Im Abendlande wurde aber das Haar nicht abgeschnitten, wie im Oriente. Dann wurde Jeder ein Blumenkranz auf das Haupt gesetzt, und obschon es Winter war, so hatte doch die gutgewartete Terrasse Fabiola's herrliche, wohlriechende Blumen genug geliefert.

Alles schien geendigt, und Agnes, am Fuße des Altars knieend, war regungslos in einer ihrer Verzückungen, unverwandt aufwärts blickend, während Syra, neben ihr niedergebeugt und in die Tiefe ihrer Demuth versunken, sich wunderte, wie sie einer so großen Gnade würdig befunden werden konnte. So waren beide in ihre Danksagung vertieft, daß sie die leise Bewegung in der Versammlung nicht bemerkten, wie wenn eben etwas Unerwartetes vor sich ginge.

Durch die wiederholte Frage des Papstes: „Meine Tochter, was suchst du?" kamen sie zu sich, und ehe sie um sich schauen konnten, fühlte Jede eine Hand ergriffen, und hörte in einer Beiden so lieben Stimme die Antwort: „Heiliger Vater, den Schleier zu empfangen, der mich Jesu Christo weiht, meiner einzigen Liebe auf Erden, unter der Obhut dieser zwei heiligen Jungfrauen, die bereits seine glücklichen Bräute sind."

Sie waren von freudiger Rührung überwältigt, denn es war die arme, blinde Cäcilia. Als sie von dem Glücke hörte, das Syra erwartete, war sie, wie wir schon gesehen haben, zu der freundlichen Lucina geeilt, welche sie bald tröstete, indem sie ihr den Gedanken eingab, es könnte doch möglich sein, eine ähnliche Gunst zu erlangen. Sie versprach, alles Nothwendige herbeizuschaffen; nur Cäcilia bestand darauf, daß ihr Kleid gering sein sollte, wie es sich für ein armes Bettelkind gezieme. Der Priester Dionysius brachte ihre Bitte vor den Oberhirten, und erhielt ihre Gewährung, und da sie ihre beiden Freundinnen zu Brautjungfern wünschte, so wurde es ausgemacht, daß er sie nach ihrer Einweihung zum Altare führen sollte. Cäcilia bewahrte jedoch ihr Geheimniß.

Der Segen war gesprochen, und Kleid und Schleier angelegt, als man sie fragte, ob sie keinen Blumenkranz

mitgebracht habe. Schüchtern zog sie unter ihrem Kleide die Krone hervor, womit sie sich versehen hatte, einen nackten Dornenzweig, in einen Kreis gewunden, und bot ihn mit den Worten dar: „Ich habe meinem Bräutigam keine Blumen darzubringen, auch trug Er keine Blumen für mich; ich bin ein armes Mädchen, und glaubet Ihr, mein Herr werde sich beleidigt fühlen, wenn ich Ihn bitte, mich zu krönen, wie Er selber gekrönt sein wollte? Auch stellen die Blumen in denen, die sie tragen, Tugenden vor, aber mein unfruchtbares Herz hat nichts Besseres hervorgebracht, als diese Dornen.“

Sie sah mit ihren blinden Augen nicht, wie ihre beiden Begleiterinnen die Kränze vom Haupte nahmen, um sie ihr aufzusetzen, aber ein Zeichen von dem Oberhirten hinderte sie daran, und inmitten thränenfeuchter Augen wurde sie voll Freude in ihrer Dornenkrone fortgeführt, ein Sinnbild dessen, was die Kirche allzeit gelehrt hat, daß die wahre Königin der Tugenden die von Leiden gekrönte Unschuld ist.

Zwölftes Kapitel.

Die nomentanische Villa.

Die nomentanische Straße führt von Rom östlich, und zwischen ihr und der salarischen liegt eine tiefe Schlucht, jenseits welcher auf der Seite des nomentanischen Wegs eine anmuthige, wellenförmige Fläche sich ausdehnt. Inmitten derselben ist ein runder Tempel malerisch gelegen und daneben eine schöne Basilika, der heiligen Agnes geweiht. Hier war die Villa, die ihr gehörte, ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt, und hieher, so war es ausgemacht, sollten die zwei, jetzt die drei Neugeweihten sich begeben, um den Tag in Zurückgezogenheit und stiller

Freude zuzubringen. Vielleicht sollten ihnen wenige solche Tage mehr vergönnt sein.

Wir brauchen diesen ländlichen Aufenthalt nicht weiter zu beschreiben; es genügt, wenn wir sagen, daß hier Alles Glück und Zufriedenheit athmete. Es war einer jener heitern Tage, die ein römischer Winter bietet. Die rauhen Apenninen waren mit Schnee leicht bedeckt, die Atmosphäre durchsichtig, die Sonne warm und der Himmel wolkenlos. Einige grauliche Wirbel zerfließenden Rauches, der sich von den ländlichen Hütten erhob, und die blätterlosen Weinreben verkündeten allein, daß es Winter war. Alle lebenden Wesen schienen die sanfte Herrin des Ortes zu kennen und zu lieben. Die Tauben kamen und setzten sich auf ihre Schulter oder Hand, die Lämmer im Gehege hüpften und liefen auf sie zu, sobald sie sich näherte, und nahmen die grünen, duftenden Kräuter, die sie ihnen brachte, mit augenscheinlichem Vergnügen, aber keines erkannte ihre kindliche Herrschaft so sehr an, als der alte Molossus, der gewaltige Haushund. Neben das Thor angekettet, war er so wild, daß Niemand, als ein Paar besonders begünstigte Diener, ihm nahe zu kommen wagten; aber kaum wurde er Agnes gewahr, als er sich niederlegte, mit seinem buschigen Schweif wedelte und winselte, bis er losgelassen war; denn nun konnte ihm ein Kind nahen. Nie wich er seiner Gebieterin von der Seite, er folgte ihr wie ein Lamm, und wenn sie niedersaß, so pflegte er zu ihren Füßen zu liegen und ihr in's Gesicht zu schauen, hocherfreut, die Liebkosungen ihrer zarten Hand auf seinen gewaltigen Kopf zu empfangen.

Es war in der That ein friedevoller Tag, zuweilen still und ruhig, sanft und lieblich, wenn die drei von dem Glücke des Morgens mit einander sprachen, und von dem glücklichern Morgen, dessen Unterpfand er war, jenseits über dem blauen Himmel; zuweilen heiter und sogar lustig,

wenn die Beiden Cäcilia wegen des Streiches aufzogen, den sie ihnen gespielt hatte. Sie lachte herzlich, wie immer, und sagte ihnen, sie habe noch etwas Besseres mit ihnen vor, sie wolle sie schon ausstechen, wenn jener nächste Morgen komme, denn sie beabsichtige dabei die Erste zu sein und nicht die Letzte.

Fabiola war unterdessen nach der Villa gekommen, um Agnes nach dem Tode ihres Vaters den ersten Besuch abzustatten und ihr für ihre Theilnahme zu danken. Sie hielt aber plötzlich inne, als sie dem Orte nahe kam, wo diese glückliche Gruppe versammelt war; denn da sie die Beiden erblickte, welche die äußere Herrlichkeit des Himmels betrachten konnten, wie sie über diejenige sich hinneigten, welche den ganzen Glanz desselben in ihrer Seele zu halten schien, so sah sie auf einmal in dieser Scene die Wahrheit ihres Traums; weil sie jedoch sich nicht unerwartet bei ihnen eindrängen und Agnes allein und nicht mit ihrer Sklavin und einem blinden Mädchen beisammen finden wollte, so wandte sie sich auf die Seite, ehe sie bemerkt wurde, und ging nach einem entfernten Theile des Parks; sie konnte jedoch nicht umhin, sich selbst zu fragen, warum sie nicht ebenso heiter und glücklich sein könne wie diese, warum eine Schlucht zwischen ihnen sei?

Der Tag sollte indessen nicht ohne Wolken vorübergehen, er wäre zu selig gewesen für die Erde. Außer Fabiola war noch eine Person von Rom abgereist, um Agnes einen minder angenehmen Besuch zu machen. Es war dieß Fulvius, welcher die Versicherungen des Fabius nie vergessen hatte, daß sein bezauberndes Benehmen und sein glänzender Schmuck den schwachen Kopf der Agnes verrückt habe. Er hatte die ersten Tage der Trauer abgewartet und hatte Respect vor dem Hause, wo er einmal eine so üble Aufnahme gefunden, oder vielmehr so summarisch hinausgeworfen worden war. Nachdem er gewiß

wußte, daß Agnes zum ersten Male ohne ihre Eltern oder irgend eine männliche Dienerschaft nach ihrer Villa in der Nähe der Stadt gegangen war, hielt er es für eine gute Gelegenheit, seine Bewerbung zu fördern. Er ritt zum nomentanischen Thore hinaus, und befand sich bald bei der Villa. Er stieg ab, sagte, er wünsche Agnes wegen wichtigen Geschäften zu sprechen, und wurde nach einiger Zudringlichkeit von dem Thürsteher zugelassen. Man wies ihn nach einem Gange, an dessen Ende er sie treffen werde. Die Sonne war eben im Abnehmen begriffen und ihre Begleiterinnen hatten sich etwas entfernt; sie saß allein an einem heitern, sonnigen Plätzchen mit dem alten Molossus zu ihren Füßen. Ein ganz leises Knurren desselben, sonst selten, wenn er bei ihr war, machte, daß sie von ihrem Geschäft aufschaute, welches darin bestand, aus den Winterblumen, die die Andern ihr brachten, einen Kranz zu flechten, während sie mit erhobenem Finger diesen Ausdruck instinctmässigen Widerwillens unterdrückte.

Fulvius kam näher mit ehrerbietigem, aber freierm Benehmen als gewöhnlich, wie Einer, der seiner Sache bereits versichert ist.

„Ich bin gekommen, Fräulein Agnes," sagte er, „euch den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung zu erneuern, und ich konnte keinen bessern Tag wählen; denn einen schönern oder freundlichern hätte kaum die Sommersonne uns schenken können."

„Schön und freundlich ist er allerdings für mich gewesen," versetzte Agnes, in der Erinnerung an die Scene des Morgens, „und nie in meinem Leben hat die Sonne mir einen schönern Tag gebracht — sie kann mir nur einen noch schönern bringen."

Fulvius fühlte sich geschmeichelt, als ob das Compliment sich auf seine Gegenwart beziehe, und antwortete:

„Ihr meint ohne Zweifel den Tag eurer Vermählung mit Einem, der euer Herz gewonnen haben mag."

„Dieß ist wirklich schon geschehen," erwiederte sie wie unbewußt, „und dieß ist eben sein köstlicher Tag."

„Und wurde dieser Schleier mit dem Kranze auf euer Haupt gesetzt im Vorgefühle dieser glücklichen Stunde?"

„Ja, er hat ein Zeichen meinem Angesichte eingeprägt, damit ich keinen andern Liebhaber außer ihm erkennen soll"*.

„Und wer ist der Glückliche? Ich war nicht ohne Hoffnung, daß ich einen Platz in euern Gedanken, vielleicht in euerm Herzen habe, und will derselben noch nicht entsagen."

Agnes schien seine Worte kaum zu hören; in ihrem ganzen Aeußern zeigte sich keine Spur von Schüchternheit oder Furchtsamkeit, nicht einmal Verlegenheit.

„Fleckenlos außen und unschuldig innen,
Fürchtete sie keine Gefahr, denn sie kannte keine Sünde."

Ihr kindliches Angesicht blieb heiter, offen und arglos; ihre Augen, mild strahlend, blickten Fulvius mit einer ernsten Einfalt gerade in's Gesicht, so daß er seinen Blick fast vor ihr niederschlug. Sie stand nun mit anmuthiger Würde auf und erwiederte: „Honig und Milch habe ich aus seinem Munde empfangen, und sein Blut hat meine Wangen geziert" †.

Sie ist verrückt, wollte Fulvius eben denken, als der begeisterte Ausdruck ihres Gesichtes und die leuchtende Klarheit ihres Auges, womit sie nach einem von ihr allein gesehenen Gegenstande hinschaute, ihn erschreckte und überwältigte. Sie kam im Augenblick wieder zu sich, und er

* »Posuit signum in faciem meam, ut nullum praeter eum amatorem admittam.« Officium der heiligen Agnes. — † »Mel et lac ex ejus ore suscepi, et sanguis ejus ornavit genas meas.« Ebendaselbst.

faßte wieder Muth, fest entschlossen, sogleich seine Werbung weiter zu verfolgen.

„Mein Fräulein,“ fing er an, „Ihr spottet eines Mannes, welcher euch aufrichtig bewundert und liebt. Ich weiß aus dem glaubwürdigsten Munde, aus dem Munde eines gemeinsamen, nun von uns geschiedenen Freundes, daß es euch gefallen hat, günstig von mir zu denken, und euch zu äußern, daß Ihr meiner Bewerbung um eure Hand nicht entgegen wäret. Ich halte nun in allem Ernste darum an; es mag etwas plötzlich und nicht in der gehörigen Form erscheinen, aber ich fühle aufrichtig und herzlich.“

„Weiche von mir, du Speise des Todes; denn ich habe mein Herz schon einem andern Liebhaber geweiht. Ihm allein bleib' ich ewig treu; Ihm allein weih' ich mich zum Eigenthum mit völliger Hingabe, Ihm, bei dessen Liebe ich meine Keuschheit bewahre, bei dessen Vermählung ich meine Jungfräulichkeit nicht verliere“ *.

Fulvius, welcher sich am Schlusse seiner Anrede auf die Kniee niedergelassen, und so diese strenge Zurückweisung veranlaßt hatte, stand mit Aerger und Wuth erfüllt auf, als er sich so vollkommen getäuscht sah. „Es ist nicht genug, zurückgewiesen zu werden,“ sprach er, „nachdem man mich ermuthigt hat, muß man auch noch Schimpf und Schande auf mich häufen, und mir in's Angesicht sagen, daß heute ein Anderer vor mir dagewesen ist? — Sebastian vermuthlich wieder —“

„Wer seid Ihr,“ rief eine erzürnte Stimme hinter ihm aus, „daß Ihr es wagt, mit Verachtung den Namen eines

* »Discede a me, pabulum mortis, quia jam ab alio amatore praeventa sum.« »Ipsi soli servo fidem, ipsi me tota devotione committo.« »Quem cum amavero casta sum, cum tetigero munda sum, cum accepero virgo sum.« Ebendaselbst.

Mannes auszusprechen, dessen Ehre unbefleckt und dessen Tugend über allen Tadel erhaben ist, wie sein Muth?"

Er drehte sich um, und stand Fabiola gegenüber, welche, nachdem sie einige Zeit im Garten umher gegangen war, jetzt ihre Base wahrscheinlich unbeschäftigt und allein zu finden dachte. Sie hatte ihn plötzlich überrascht und seine letzten Worte noch gehört.

Fulvius schwieg beschämt still, während Fabiola mit edler Entrüstung fortfuhr: „Und wer seid Ihr, daß Ihr, nicht zufrieden, einmal in das Haus meiner Verwandtin eingedrungen zu sein, um sie zu beleidigen, jetzt so frech seid, in die Abgeschiedenheit ihres ländlichen Aufenthalts einzudringen?"

„Und wer seid Ihr," entgegnete Fulvius, „daß Ihr euch herausnehmt, in einem andern Hause die gebietende Herrin zu spielen?"

„Eine," versetzte die Dame, „welche bei eurer ersten Zusammenkunft mit meiner Base an ihrem Tische gleich eure Absichten auf ein unschuldiges Kind entdeckte, und sich bei Ehre und Gewissen verpflichtet fühlt, denselben entgegen zu treten, und sie davor zu bewahren." Mit diesen Worten nahm sie Agnes bei der Hand und führte sie weg, und Molossus brauchte, was er nie vorher erhalten zu haben sich erinnerte, aber freudig annahm, ein sanftes Pätschchen auf den Kopf, um ihn abzuhalten, mehr zu thun, als zu knurren, während Fulvius mit den Zähnen knirschend hörbar die Worte murmelte: „Stolze Römerin, du sollst diesen Tag und diese Stunde bitter bereuen; du sollst erfahren und fühlen, wie Asien sich rächen kann."

Dreizehntes Kapitel.

Das Edict.

Als endlich der Tag für die Veröffentlichung desselben in Rom gekommen war, fühlte Corvinus die ganze Wichtigkeit des ihm ertheilten Auftrags, das Edict der Ausrottung gegen die Christen oder vielmehr das Urtheil der Vernichtung selbst ihres Namens auf dem Forum an einem passenden Platze anzuheften. Die Nachricht war von Nikomedien eingelaufen, daß ein tapferer christlicher Soldat, Georg mit Namen, ein ähnliches kaiserliches Decret herabgerissen, und für seine Kühnheit mannhaft den Tod erlitten hatte. Corvinus war entschlossen, daß nichts Solches in Rom vorkommen solle, denn er fürchtete zu ernstlich die Folgen eines solchen Vorfalls für ihn selbst; er ergriff deßhalb jede mögliche Vorsicht. Das Edict war in großen Buchstaben auf aneinander geheftete Pergamentblätter geschrieben, und diese wurden an ein Brett genagelt, welches an einem Pfeiler befestigt wurde, nicht weit von dem Puteal Libonis, dem Richterstuhl auf dem Forum. Dieß geschah jedoch nicht eher, als bis das Forum menschenleer und die Nacht tief hereingebrochen war; so sollte das Edict den Bürgern früh am Morgen in die Augen fallen, und auf ihre Gemüther eine um so schrecklichere Wirkung hervorbringen.

Um der Möglichkeit eines nächtlichen Versuchs der Vernichtung des kostbaren Documentes vorzubeugen, erlangte Corvinus mit derselben listigen Vorsicht, welche die jüdischen Priester ergriffen, um die Auferstehung des Herrn zu verhindern, zur Nachtwache auf dem Forum eine Compagnie der pannonischen Cohorte, eines Corps von Soldaten, die zu den wildesten Völkerschaften des Nordens gehörten, Dacier, Pannonier, Sarmaten und Germanen, deren grobe

Gesichtszüge, wildes Aussehen, wirres, röthliches Haar und buschige, rothe Schnurrbärte ihnen in den Augen der Römer ein fürchterliches Ansehen gaben. Diese Männer konnten kaum lateinisch sprechen, wurden aber von Offizieren ihres eigenen Landes befehligt, und bildeten beim Verfall des Reichs die treuesten Leibgarden der regierenden Tyrannen, welche oft ihre Landsleute waren. Kein Exceß war ihnen zu abscheulich, den sie nicht vollführten, wenn sie von ihren Obern Befehl dazu erhielten.

Eine Anzahl dieser rohen und immer schlagbereiten Wilden war so vertheilt, daß sie jeden Zugang zum Forum bewachen sollten mit dem gemessenen Befehl, einen Jeden zu durchbohren oder niederzuhauen, der ohne die Parole oder das Symbolum zu passiren versuchen würde. Dieß wurde jede Nacht von dem commandirenden General durch seine Tribunen und Centurionen an alle Truppen ausgetheilt; allein um jede Möglichkeit zu verhindern, daß ein Christ diese Nacht davon Gebrauch machen könnte, wenn einer durch Zufall dasselbe entdecken würde, hatte der scharfsinnige Corvinus eines gewählt, das, wie er fest überzeugt war, kein Christ gebrauchen würde, nämlich numen imperatorum, „die Gottheit der Kaiser."

Das Letzte, was er that, war, daß er die Runde machte, und jeder Schildwache die strengsten Befehle gab, besonders dem Soldaten, den er neben das Edict gestellt hatte; diesen Mann hatte er wegen seiner rohen Körperkraft und gewaltigen Statur, und wegen der besondern Wildheit seines Aeußern und seines Charakters zu diesem Posten erwählt. Corvinus gab ihm die strengsten Instructionen, wie er Niemand schonen, sondern jedwede Annäherung zu dem geheiligten Edicte verhüten sollte. Er wiederholte ihm immer wieder die Parole, und verließ ihn von Sabaia* oder Bier

* „Est autem sabaia ex hordeo vel frumento in liquorem

halb benebelt in dem rein thierischen Bewußtsein, daß es sein eben nicht unliebes Geschäft sei, vor Tagesanbruch den Einen oder den Andern mit dem Speer zu durchbohren oder mit dem Säbel niederzuhauen. Die Nacht war rauh und stürmisch, zuweilen mit starken Regenschauern, und der Dacier, tief in seinen Mantel gewickelt, schritt auf und ab, indem er manchmal einen langen Zug aus einer verborgenen Flasche nahm, die eine Flüssigkeit enthielt, welche aus den wilden Beeren der thüringischen Wälder gebrannt sein sollte; in den Zwischenräumen dachte er verdrießlich, nicht an den Wald oder den Fluß, wo seine jungen Barbaren beim Spiele waren, sondern wie bald es wohl Zeit sein dürfte, dem gegenwärtigen Kaiser die Gurgel abzuschneiden und die Stadt zu plündern.

Während all' dieß vorging, waren der alte Diogenes und seine Söhne in ihrem ärmlichen Hause in der Suburra nicht weit davon, und machten eben Anstalten zu ihrer frugalen Mahlzeit; sie wurden aber durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen, worauf ein Druck auf die Thürklinke und der Eintritt zweier junger Männer folgte, welche Diogenes sogleich erkannte und bewillkommte.

„Nur herein, meine edlen jungen Herren; wie gütig von euch, daß ihr meine arme Wohnung so beehret! Ich darf euch kaum unser einfaches Mahl anbieten, aber wenn ihr Theil nehmen wollt, so werdet ihr uns in der That ein christliches Liebesfest bereiten."

„Danke freundlichst, Vater Diogenes," antwortete der Aeltere von den Beiden, Quadratus, Sebastian's nerviger Centurio; „Pancratius und ich sind ausdrücklich dazu gekommen, mit euch zu Nacht zu essen, aber jetzt noch nicht;

conversis paupertinus in Illyrico potus.« „Sabaia ist der Trunk der Armen in Illyrien, aus Gerste oder Korn gebraut." Ammian. Marcellinius, lib. 26. 8, p. 422, ed. Lips.

wir haben ein Geschäft in diesem Theil der Stadt, und nachher werden wir uns freuen, etwas zu essen."

„Inzwischen kann einer von euren Jungen ausgehen und für uns Proviant holen. Wir müssen etwas Gutes haben, und ich wünschte euch gern mit einem Becher edlen Weines zu erheitern."

Mit diesen Worten gab er seine Börse einem der Söhne, einige bessere Lebensmittel heim zu bringen, als, wie er wußte, die einfache Familie gewöhnlich genoß. Sie setzten sich nieder, und Pancratius, um etwas auf die Bahn zu bringen, redete den Alten so an: „Guter Diogenes, ich habe Sebastian sagen hören, daß Ihr euch noch an den glorreichen Tod des Diakon Laurentius erinnern könnt; erzählt mir etwas von ihm."

„Mit Vergnügen," versetzte der Alte. „Es ist jetzt beinahe fünfundvierzig Jahre, seit es geschah*, und da ich damals älter war, als Ihr jetzt seid, so könnt Ihr denken, daß ich mich an Alles noch ganz gut erinnere. Er war wirklich ein schöner Jüngling, wenn man ihn ansah; so mild und freundlich, so heiter und anmuthig, und seine Sprache war so sanft und gütig, besonders wenn er mit den Armen redete. Wie liebten sie ihn Alle! Ich folgte ihm überall hin, ich stand dabei, als der ehrwürdige Papst Sixtus zum Tode ging, und Laurentius ihm begegnete, und ihm so zärtlich vorwarf, gerade wie ein Sohn seinem Vater, daß er nicht sein Gefährte bei seiner eigenen Opferung sein dürfe, wie er ihm bei dem Opfer des heiligen Leibes und Blutes unseres Herrn gedient habe."

„Das waren herrliche Zeiten, Diogenes, nicht wahr?" fiel der Jüngling ein, „wie entartet sind wir jetzt! Was für ein ganz verschiedenes Geschlecht! Ist's nicht so, Quadratus?"

* A. D. 258.

Der rauhe Krieger lächelte über die edle Aufrichtigkeit seiner Klage, und bat Diogenes, fortzufahren.

„Ich sah ihn auch, wie er die reichen Geschirre der Kirche an die Armen vertheilte. Wir haben seitdem noch nie etwas so Schönes gehabt. Da waren goldene Lampen und Leuchter, Rauchfässer und Patenen*, nebst einer ungeheuern Menge geschmolzenen Silbers, und Alles wurde an die Lahmen, Blinden und Dürftigen vertheilt.“

„Aber sagt mir,“ fragte Pancratius, „wie hielt er seine letzte fürchterliche Qual aus? Es muß entsetzlich gewesen sein!“

„Ich sah Alles,“ gab der alte Gräber zur Antwort, „und an einem Andern hätte man das Gräßliche nicht mit ansehen können. Man hatte ihn zuerst auf die Folter gelegt und auf mancherlei Art gequält, ohne daß er einen Seufzer hören ließ, als der Richter das fürchterliche Bett oder den Rost herzurichten und zu heitzen befahl. Zu sehen, wie sein zartes Fleisch über dem Feuer knisterte und aufbrach, ganz mit rothen, brennenden Wunden bedeckt, die bis auf's Bein einschnitten, wo die eisernen Stangen durchgingen; den Dampf zu sehen, dick wie von einem Kessel, der von seinem Leib aufstieg, und das Feuer unter ihm zischen zu hören, wie er in demselben schmorte, und jeden Augenblick das zitternde Beben zu beobachten, das über die Oberfläche seiner Haut hinlief, die lebhafte Bewegung, welche der Todeskampf jeder einzelnen Muskel gab, und die heftigen, krampfhaften Zuckungen, die seine Glieder verzerrten und zusammenzogen — all' das, ich muß es gestehen, war das fürchterlichste Schauspiel, das ich je in meinem ganzen Leben erblickt habe; aber wenn man dann in sein Angesicht schaute, so vergaß man Alles wieder.

* Vgl. den Prudentius, in seiner Hymne auf den heiligen Laurentius.

Sein Haupt war von dem brennenden Leibe erhoben und ausgestreckt, wie auf die Betrachtung einer himmlischen Erscheinung gerichtet, gleich seinem Leidensgenossen, dem Diakon Stephanus. Sein Gesicht glühte zwar von der Hitze unten, und der Schweiß floß daran herab, aber das Licht, das vom Feuer aufwärts strahlte, und durch seine goldnen Locken zog, erzeugte eine Glorie um sein schönes Haupt und Angesicht, und er sah aus, wie wenn er schon im Himmel wäre. Jeder Zug desselben, heiter und lieblich wie immer, trug das Gepräge der innigsten Sehnsucht, welche sich auch in dem aufwärts gerichteten Blick des Auges aussprach, so daß man gerne mit ihm den Platz gewechselt hätte."

„Das wollte ich auch," fiel Pancratius wieder ein, „und sobald als es Gott beliebt. Ich darf nicht daran denken, daß ich so standhaft sein könnte wie er; denn er war ein edler, heldenmüthiger Levite, während ich noch ein unvollkommener, schwacher Knabe bin. Aber glaubt Ihr nicht, lieber Quadratus, daß uns in jener Stunde eine Kraft verliehen wird, die unserer Prüfung angemessen ist, wie sie auch immer beschaffen sein mag? Ihr, das weiß ich wohl, würdet Alles aushalten, denn Ihr seid ein herzhafter Kriegsmann, an Beschwerden und Wunden gewöhnt, aber ich, ich habe nur ein williges Herz zu geben; denkt Ihr, es sei dieß genug?"

„Ja wohl, mein lieber Knabe," rief der Centurio voll Rührung aus, indem er zärtlich den Jüngling ansah, welcher von seinem Sitze aufgestanden war, und seine Hände auf die Schultern des Offiziers gelegt hatte. „Gott wird dir Stärke geben, wie er dir bereits Muth verliehen hat. Aber wir dürfen unser Nachtgeschäft nicht vergessen. Hülle dich recht in deinen Mantel, und ziehe deine Toga ganz über den Kopf; so! es ist eine nasse und bitter kalte Nacht. Nun, guter Diogenes, legt mehr Holz auf's Feuer, und

laßt uns ein Essen fertig finden, wenn wir wieder kommen; wir werden nicht lange ausbleiben, laßt nur die Thüre angelegt."

„Geht, geht, meine Söhne," sagte der Alte, „und Gott geleite euch; was Ihr immer vorhaben möget, es ist gewiß etwas Preiswürdiges."

Quadratus zog die Chlamis oder den Soldatenmantel fest um sich, und die beiden jungen Leute verschwanden in den finstern Gäßchen der Suburra, und schlugen die Richtung nach dem Forum ein. Während ihrer Abwesenheit wurde die Thüre geöffnet mit dem wohlbekannten Gruße: „Gott sei Dank!" Sebastian trat ein, und fragte eifrig ob Diogenes etwas von den beiden jungen Leuten gesehen habe; denn er hatte von ihrem Vorhaben einen Wink erhalten. Sie würden in einigen Augenblicken erwartet, war die Antwort.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als man hastige Schritte herannahen hörte; die Thüre wurde aufgestoßen und dann hinter Quadratus und Pancratius fest verriegelt.

„Hier ist es," sagte dieser, indem er unter herzlichem Lachen einen Büschel zerknittertes Pergament hervorzog.

„Was?" fragten Alle begierig.

„Nun, das wichtige Decret natürlich," antwortete Pancratius mit knabenhafter Fröhlichkeit; „seht her: „Domini nostri Diocletianus et Maximianus, invicti, seniores Augusti, Patres Imperatorum et Caesarum" * u. s. w. Hier fliegt es!" und damit warf er es in das prasselnde Feuer, während die Söhne des Diogenes einen Reisigbüschel darauf warfen, um es nieder zu halten und sein Krachen zu ersticken. Da kräuselte und krümmte es sich nun, und krachte und schrumpfte zusammen; zuerst kam ein

* Unsere Herren Diocletian und Maximian, die unüberwindlichen, ältern Augusti, Väter der Kaiser und Cäsaren.

Buchstabe oder Wort herauf, dann ein anderes, zuerst ein Lob des Kaisers, und dann eine antichristliche Lästerung, bis Alles in eine schwarze Aschenmasse zusammensank.

Und was weiter sonst mochten wohl in wenigen Jahren die sein, welche dieß stolze Document herausgegeben hatten, wenn ihre Leiber auf einem Scheiterhaufen von Cedernholz und Specereien verbrannt, und ihre Asche zusammengerafft war, kaum genug, um eine vergoldete Urne zu füllen? Und was anders mochte ferner in wenigen weitern Jahren das Heidenthum sein, das man damit am Leben zu erhalten suchte, als höchstens ein todter Buchstabe und ein ebenso werthloser, ausgelöschter Haufe Asche, als auf diesem Herde lag? Und das Reich selbst, welches diese unbesiegten Auguste durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu stützen suchten, wie sollte es in einigen Jahrhunderten diesem vernichteten Decrete gleichen! Die Denkmäler seiner Größe sollten in Asche oder Trümmern liegen und laut verkünden, daß es keinen wahren Herrn gibt, als nur Einen, stärker als die Cäsaren, den Herrn der Herren, und daß weder menschlicher Rath, noch menschliche Kraft etwas gegen Ihn vermag!

Etwas Aehnliches dachte vielleicht Sebastian, als er in Gedanken versunken auf die ersterbende Asche des pomphaften, grausamen Edictes blickte, welches sie herabgerissen hatten, nicht aus eitlem Muthwillen, sondern weil es Lästerungen gegen Gott und seine heiligsten Wahrheiten enthielt. Sie wußten, daß, wenn sie entdeckt würden, zehnfältige Martern ihr Loos wären; aber die Christen in jenen Tagen stellten über diesen Punkt keine Berechnung an, wenn sie das Marterthum im Sinne hatten und sich darauf vorbereiteten: für Christus zu sterben, ob schnell und leicht oder langsam und schmerzhaft, war das Ziel, worauf sie schauten, und gleich braven Soldaten, die in die Schlacht gehen, dachten sie nicht darüber nach, wo ein Speer oder Schwert sie treffen möchte, oder ob ein tödtlicher Streich sie sogleich

aus dem Leben wegnehmen würde, oder ob sie sich Stunden lang auf dem Boden krümmen sollten, verstümmelt oder durchbohrt, um unbemerkt unter einem Haufen Erschlagener eines langsamen Todes zu sterben.

Sebastian kam bald wieder zu sich, und hatte kaum das Herz, die Vollbringer dieser That zu tadeln. Sie hatte allerdings ihre lächerliche Seite und er fühlte sich aufgelegt, über den Schrecken am Morgen zu lachen. Diese Ansicht hielt er freudig fest, denn er sah, wie Pancratius seine Blicke etwas schüchtern beobachtete, und sein Centurio ein wenig verlegen drein sah. So setzten sie sich nach einem herzlichen Lachen heiter zu ihrem Mahle nieder; denn es war noch nicht Mitternacht, und die Stunde zum Beginn des Fastens, welches auf den Empfang der heiligen Eucharistie vorbereitete, war noch nicht gekommen. Quadratus' Absehen bei dieser gemeinschaftlichen Mahlzeit war einmal, daß, wenn sie überrascht würden, ein scheinbarer Grund für ihre Anwesenheit vorhanden wäre, und dann wollte er auch die gute Laune seines jüngern Gefährten und der Leute des Diogenes aufrecht halten, wenn sie über die kühne, so eben vollbrachte That beunruhigt würden; allein es zeigte sich keine Spur von einem solchen Gefühl. Die Unterhaltung drehte sich bald um Erinnerungen aus Diogenes' Jugend und an die guten alten, glaubenseifrigen Zeiten, wie Pancratius dieselben nannte. Sebastian begleitete seinen Freund nach Hause, und nahm dann einen Umweg, um das Forum zu vermeiden, während er seine eigene Wohnung aufsuchte. Hätte Jemand in dieser Nacht Pancratius gesehen, als er allein in seinem Zimmer Anstalten machte, sich zur Ruhe zu begeben, so würde er bemerkt haben, wie er dann und wann ein Lachen über ein sonderbares, aber ergötzliches Abenteuer nicht unterdrücken konnte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Entdeckung.

Beim ersten Morgengrauen war Corvinus auf, und ging trotz der Düsterheit des Tages gerade auf das Forum zu. Er fand seine Außenposten ganz ungestört, und eilte zu dem Hauptgegenstande seiner Sorge. Es würde vergeblich sein, wenn wir versuchen wollten, sein Erstaunen und seine Wuth zu beschreiben, als er das leere Brett sah mit nur einigen Fetzen Pergament, die an den Nägeln hängen blieben, und daneben stand in unbewußter Einfalt seine dacische Schildwache.

Er wäre ihm gerne an die Kehle gesprungen, wie ein Tiger, wenn er nicht in dem blinzelnden Auge des Barbaren etwas von dem scheelen Blick der Hyäne bemerkt hätte, was ihm sagte, er lasse es lieber bleiben; aber sogleich brach er in den leidenschaftlichen Ausruf aus: „Schlingel, wie ist das Edict verschwunden? Sag' mir es gerade heraus!"

„Sachte, sachte, Herr Kornweiner!" antwortete der unverwüstliche Nordländer, „es ist da, wie Ihr es in meiner Obhut gelassen habt."

„Wo, du Pinsel? Komm und sieh her."

Der Dacier ging zu ihm hin und stand zum ersten Mal dem Brett gegenüber, und nachdem er es einige Augenblicke angeschaut hatte, rief er aus: „Gut, ist das nicht das Brett, das Ihr letzte Nacht aufgehängt habt?"

„Ja, du Dummkopf; aber es war etwas darauf geschrieben, was fort ist. Das ist's, was du zu bewachen hattest."

„Ei, schaut, Hauptmann, was das Schreiben anlangt, so seht, ich weiß nichts davon, bin nie in einer Schule

gewesen; aber da es die ganze Nacht regnerisch war, so kann es vielleicht weggewaschen worden sein."

„Und da der Wind wehte, so wird er vermuthlich das Pergament, worauf es geschrieben war, weggeblasen haben."

„Ohne Zweifel, Herr Kornweiner, Ihr habt ganz recht."

„Freund, dieß ist keine Sache zum Spassen. Sag' mir sogleich, wer kam letzte Nacht hieher?"

„Nun, zwei von ihnen kamen."

„Zwei von was?"

„Zwei Hexenmeister, oder Kobolde, oder etwas Schlimmeres."

„Keinen solchen Unsinn!" Des Daciers Auge blitzte wieder. „Nun sag' mir, Arminius, was für Leute es waren, und was sie thaten?"

„Ei, einer von ihnen war nur ein Aufschüßling, ein Bube, hochgewachsen und hager; der ging um den Pfeiler herum und muß vermuthlich weggenommen haben, was Ihr misset, während ich mit dem Andern beschäftigt war."

„Und was ist's mit dem? wem sah der gleich?"

Der Soldat sperrte Augen und Maul auf, und stierte Corvinus einige Augenblicke an, dann sagte er mit einer Art stupider Feierlichkeit: „Wem der gleich sah? nun, wenn er nicht Thor selbst war, so war er nicht weit davon; ich fühlte nie eine solche Stärke."

„Was that er, um sie zu zeigen?"

„Zuerst kam er heran und begann ganz freundlich zu plaudern, fragte mich, ob es nicht sehr kalt sei und dergleichen. Endlich fiel es mir ein, daß ich Jeden, der mir nahe käme, zu durchbohren hatte —"

„Ganz recht," unterbrach ihn Corvinus, „und warum thatest du das nicht?"

„Einfach, weil er es mich nicht thun ließ; ich sagte ihm, er solle sich fortmachen oder ich werde ihn durch-

spießen, und ging einige Schritte zurück und streckte meinen Wurfspieß aus, als er in der ruhigsten Manier, aber ich wußte nicht wie, mir denselben aus der Hand wand, über seinem Knie abbrach, als ob es ein hölzernes Schwert gewesen wäre, und das eisenbeschlagene Stück fest in den Boden schleuderte, wo Ihr es seht, fünfzig Ellen weit."

„Warum stürztest du denn nicht mit dem Schwerte auf ihn los, und machtest ihm sogleich den Garaus? Aber wo ist denn dein Schwert? es ist nicht in der Scheide."

Der Dacier deutete mit einfältigem Grinsen auf das Dach der nahen Basilika: „Dort, seht Ihr es nicht auf den Ziegeln im Morgenlicht glänzen?" Corvinus schaute hin und sah wirklich etwas, was einem solchen Gegenstande glich, aber er konnte kaum seinen Augen trauen.

„Wie kam es dorthin, du dummer Tölpel?" fragte er.

Der Soldat strich sich den Schnurrbart in ominöser Weise, was bewirkte, daß Corvinus wieder höflicher fragte, und gab dann zur Antwort:

„Er oder es, was es gewesen sein mag, wand mir, ohne scheinbare Kraftanstrengung, durch eine Art Zauberei, das Schwert aus der Hand, und schleuderte es dahin, wo Ihr es seht, so leicht, als ich eine Wurfscheibe zwölf Ellen weit werfen könnte."

„Und dann?"

„Und dann gingen er und der Bube, welcher von dem Pfeiler herumkam, in der Finsterniß davon."

„Was für eine sonderbare Geschichte!" murmelte Corvinus bei sich selbst; „und doch sind Beweise da für die Erzählung des Kerl. Nicht Jeder könnte diese kühne That verübt haben. Aber höre, Bursche, warum machtest du keinen Lärm, und muntertest die andern Wachen nicht zur Verfolgung auf?"

„Erstens, Meister Kornweiner, weil wir in meinem

Lande wohl mit lebendigen Männern fechten, aber Kobolde mögen wir nicht verfolgen; und zweitens, wozu? Ich sah das Brett, das Ihr mir zur Obhut gabet, ganz heil und gesund."

„Einfältiger Barbar!" brummte Corvinus zwischen den Zähnen; dann setzte er hinzu: „Dieß wird eine harte Nuß für dich werden, du weißt, es ist ein Capitalverbrechen."

„Was ist's?"

„Nun, daß du einen Mann auf dich zukommen und mit dir sprechen ließest, ohne daß er die Parole gab."

„Sachte, Hauptmann! wer sagt, daß er sie nicht gab? Ich sagte es nie."

„That er es, dann konnte es kein Christ sein."

„O ja, er kam heran und sagte ganz deutlich: Nomen Imperatorum" *.

„Was?" brüllte Corvinus.

„Nomen Imperatorum."

„Numen Imperatorum war die Losung!" schrie der Römer in Wuth.

„Nomen oder Numen, 's ist ganz gleich, meine ich; ein Buchstabe kann da keinen Unterschied machen. Ihr heißt mich Arminius und ich nenne mich Hermann, und das bedeutet dasselbe. Wie sollte ich auch eure feinen Sprachunterschiede kennen?"

Corvinus war auf sich selbst zornig, denn er sah nun ein, um wieviel besser er seinen Zweck erreicht hätte, wenn er einen schlauen, verständigen Prätorianer auf den Posten gestellt haben würde, anstatt eines einfältigen, wilden Ausländers. „Nun," sprach er in der schlimmsten Laune, „du wirst beim Kaiser all' dieß zu verantworten haben, und

* Der Name der Kaiser.

du weißt, er ist nicht gewohnt, über Beleidigungen weg zu gehen.“

„Seht, Herr Krummbeiner,“ versetzte der Soldat mit einem Blicke pfiffiger Einfalt, „was das anlangt, so fahren wir beide ganz hübsch in demselben Boote“ (Corvinus wurde blaß, denn er sah ein, daß dieß richtig war), „und Ihr müßt etwas ersinnen, um mich zu retten, wenn Ihr euch selbst retten wollt. Euch hat der Kaiser verantwortlich gemacht für das — wie heißt Ihr es denn? — dieses Brett.“

„Du hast Recht, mein Freund, ich muß es wahrscheinlich machen, daß ein starker Haufe dich angriff und dich auf deinem Posten tödtete. Schließ' dich deßhalb auf einige Tage in dein Quartier ein, und du sollst da Bier genug haben, bis das Ding verraucht ist.“

Der Soldat ging davon und verbarg sich. Einige Tage darauf wurde der todte Leib eines augenscheinlich ermordeten Daciers an die Ufer der Tiber gespült; man glaubte, er sei in der Trunkenheit hineingefallen, und bekümmerte sich weiter nicht darum. Die Thatsache verhielt sich allerdings so, aber Corvinus hätte den besten Aufschluß von dem Hergang geben können. Ehe er jedoch den schlimmen Platz auf dem Forum verließ, hatte er den Boden sorgfältig nach einer Spur der frechen That untersucht, und dicht unter dem Platze des Edicts ein Messer gefunden, das er ganz bestimmt in der Schule im Besitz eines seiner Kameraden gesehen zu haben glaubte. Er nahm es zu sich, und eilte, sich eine andere Abschrift des Decrets zu verschaffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Erklärungen.

Als der Morgen schön angebrochen war, strömten Schaaren von Leuten von allen Seiten nach dem Forum, begierig, das fürchterliche, so lange gedrohte Edict zu lesen; allein da sie nur ein leeres Brett fanden, gab es einen allgemeinen Aufruhr. Einige bewunderten den Muth der Christen, die man im Allgemeinen für so feig hielt, Andere waren empört über die Frechheit einer solchen Handlung; Einige spöttelten über die bei der Proclamation betheiligten öffentlichen Diener, Andere ärgerten sich, daß die erwartete Freude des Tags verschoben werden möchte.

In den ersten Morgenstunden waren die öffentlichen Vergnügungsorte in der Stadt alle mit demselben Thema beschäftigt. In den großen antoninischen Thermen unterhielt sich eben eine Gruppe regelmäßiger Besucher darüber. Es waren da Scaurus, der Advocat, und Proculus, und Fulvius und der Philosoph Calpurnius, welcher mit einigen muffigen Büchern sehr beschäftigt schien, und mehrere Andere.

„Was für eine seltsame Geschichte dieß ist mit dem Edict!" sagte Einer.

„Sagt lieber, was für ein hochverrätherischer Frevel gegen die göttlichen Kaiser," antwortete Fulvius.

„Wie geschah es denn?" fragte ein Dritter.

„Habt Ihr nicht gehört," sagte Proculus, „daß der dacische Gardist, welcher bei dem Puteal auf dem Posten stand, todt gefunden wurde, mit siebenundzwanzig Dolchwunden, von denen neunzehn tödtlich waren?"

„Nein, dieß ist ein ganz falsches Gerücht," unterbrach ihn Scaurus; „es geschah nicht durch Gewalt, sondern rein durch Zauberei. Zwei Weiber kamen auf den Soldaten zu,

welcher seine Lanze gegen eine stieß, und diese fuhr ganz durch sie durch und blieb auf der andern Seite im Boden stecken, ohne daß sie eine Wunde davon bekam. Er hieb dann mit seinem Schwert auf die andere ein, aber er hätte eben so gut auf Marmor schlagen können; sie streute eine Prise Pulver auf ihn und er flog in die Luft und man fand ihn eingeschlafen und unverletzt diesen Morgen auf dem Dach der ämilianischen Basilika. Ein Freund von mir, welcher früh ausgegangen war, sah die Leiter noch stehen, durch welche man ihn herabbrachte."

„Wunderbar!" riefen Viele aus, „was für außerordentliche Leute müssen diese Christen sein!"

„Ich glaube kein Wort davon," bemerkte Proculus; „es gibt keine solche Macht in der Magie, und in der That, ich sehe nicht ein, warum diese elenden Menschen dieselbe mehr besitzen sollten, als Leute, die besser sind als sie. Kommt, Calpurnius," fuhr er fort, „legt das alte Buch hin und antwortet auf diese Fragen. Ich erfuhr von euch eines Tags nach dem Essen mehr über diese Christen, als ich vorher in meinem ganzen Leben gehört hatte. Was für ein merkwürdiges Gedächtniß müßt Ihr haben, daß Ihr euch so genau an die Genealogie und Geschichte dieses barbarischen Volkes erinnern könnt! Ist, was uns Scaurus soeben sagte, möglich oder nicht?"

Calpurnius äußerte sich mit großem Bombaste wie folgt:

„Es ist kein Grund vorhanden, so etwas für unmöglich zu halten; denn die Macht der Magie hat keine Gränzen. Um ein Pulver zu präpariren, das einen Mann in die Luft fliegen machen würde, wäre es nur nöthig, einige Kräuter zu finden, in welchen die Luft über die andern drei Elemente prädominirt. Dergleichen sind z. B. Bohnen oder Linsen, wie Pythagoras lehrte. Diese gesammelt, wenn die Sonne in der Libra steht, deren Natur es ist,

selbst schwere Dinge in der Luft im Gleichgewicht zu halten, in dem Augenblick der Conjunction mit Mercur (einer geflügelten Macht, wie Ihr wißt), und von einem geschickten Magiker durch gewisse mysteriöse Worte gekräftigt, dann zu Pulver gestoßen in einem Mörser aus einem Aërolithen oder einem Stein, der in die Luft flog und wieder herabkam — das würde ohne Zweifel, wenn richtig angewendet, eine Person fähig machen oder zwingen, in die Luft zu fliegen. Es ist ja wohl bekannt, daß die thessalischen Hexen zum Vergnügen von Ort zu Ort durch die Wolken reiten, was durch solchen Zauber geschehen muß.

„Was dann die Christen betrifft, so werdet Ihr euch erinnern, fürtrefflicher Proculus, daß in dem Berichte, worauf anzuspielen Ihr mir die Ehre erwieset, was, wenn ich mich recht entsinne, an der Tafel des vergötterten Fabius der Fall war, ich erwähnt habe, die Secte sei ursprünglich aus Chaldäa gekommen, einem Lande, das durch seine geheimen Künste stets berufen war; allein wir haben über diesen Gegenstand einen höchst wichtigen Beweis aus der Geschichte. Es ist ganz ausgemacht, daß hier in Rom ein gewisser Simon, den man zuweilen Simon Petrus und zu andern Malen Simon Magus hieß, wirklich vor dem Publikum in die Luft flog; allein da ihm sein Zauber aus dem Gürtel entschlüpfte, so fiel er herab und brach beide Beine, aus welchem Grunde er mit dem Kopf abwärts gekreuzigt werden mußte.“

„Dann sind alle Christen nothwendig Zauberer?“ fragte Scaurus.

„Nothwendig; es ist ein Theil ihres Aberglaubens. Sie glauben, daß ihre Priester eine ganz außerordentliche Gewalt über die Natur haben. So z. B. meinen sie, dieselben können die Leiber der Leute im Wasser baden, und ihre Seelen erlangen dadurch wunderbare Kräfte, und wenn

sie gleich Sklaven sind, einen Vorrang über ihre Herren und die göttlichen Kaiser selbst."

„Schrecklich!" riefen Alle aus.

„Dann ferner," fuhr Calpurnius fort, „wissen wir Alle, was für ein fürchterliches Verbrechen einige von ihnen letzte Nacht begangen haben, indem sie ein erhabenes Decret der kaiserlichen Gottheiten herabrissen, und selbst angenommen (was die Götter verhüten mögen), daß sie ihren Verrath noch weiter trieben, und einen Angriff gegen ihr geweihtes Leben machten, so glauben sie, daß sie nur zu einem dieser Priester zu gehen brauchen, um das Verbrechen zu bekennen und um Verzeihung zu bitten, und wenn er sie ertheilt, so sehen sie sich als ganz schuldlos an."

„Fürchterlich!" rief die ganze Gesellschaft.

„Eine solche Lehre," sagte Scaurus, „ist unvereinbar mit der Sicherheit des Staates. Ein Mann, welcher denkt, er könne von einem Andern wegen jedes Verbrechens Verzeihung erhalten, ist fähig, jedes zu begehen."

„Und dieß," bemerkte Fulvius, „ist ohne Zweifel die Ursache dieses neuen, fürchterlichen Edicts gegen dieselben. Nach dem, was Calpurnius uns über diese verzweifelten Leute gesagt hat, kann nichts zu streng gegen sie sein."

Fulvius hatte Sebastian, welcher während der Unterhaltung eingetreten war, scharf in's Auge gefaßt, und redete ihn nun mit besonderm Nachdruck so an: „Und Ihr, Sebastian, denkt ohne Zweifel auch so, nicht wahr?"

„Ich meine," versetzte er gelassen, „daß, wenn die Christen so schändliche Zauberer sind, wie sie Calpurnius beschreibt, so verdienen sie vom Angesichte der Erde vertilgt zu werden; allein auch in diesem Falle möchte ich ihnen gerne noch eine Aussicht, davonzukommen, lassen."

„Und was ist dieß für eine?" fragte Fulvius höhnisch.

„Daß Niemand an ihrer Vernichtung sollte theilnehmen dürfen, der nicht beweisen könnte, daß er selbst freier von

Verbrechen ist, als sie. Ich möchte haben, daß keiner seine Hand gegen sie erheben dürfte, der nicht beweisen kann, daß er nie ein Ehebrecher, ein Erpresser, ein Betrüger, ein Trunkenbold, ein schlechter Ehemann oder Vater, ein Liederlicher oder ein Dieb gewesen ist; denn wegen dergleichen klagt Niemand die armen Christen an" *.

Fulvius schlug bei der Aufzählung dieser Laster, und noch mehr vor dem von edlem Zorne leuchtenden, aber heitern Blicke Sebastian's die Augen nieder; bei dem Worte „Dieb" fuhr er fast auf. Hatte der Krieger ihn die Schärpe im Hause des Fabius aufheben sehen? Mochte es sein oder nicht, der Widerwille, den er gegen Sebastian bei ihrer ersten Zusammenkunft gefaßt hatte, reifte bei ihrer zweiten Begegnung schnell zum Hasse, und in diesem Herzen konnte der Haß nur mit Blut gestillt werden.

Sebastian ging hinaus, und seine Gedanken machten sich in den gewöhnlichen Worten des Gebetes Luft. „Wie lange, o Herr! wie lange? Was können wir die Bekehrung Vieler zur Wahrheit, geschweige die Bekehrung dieses großen Reiches hoffen, so lange wir sogar ehrbare und gelehrte Männer finden, die sogleich jede gegen uns gesprochene Verläumdung glauben, und von Geschlecht zu Geschlecht jede Fabel und Dichtung über uns sorgfältig aufbewahren und sich sogar weigern, unsere Lehren zu untersuchen, weil sie es sich einmal in den Kopf gesetzt haben, daß dieselben falsch und verächtlich seien?"

Er sprach laut, weil er sich allein glaubte, als eine liebliche Stimme neben ihm zur Antwort gab: „Guter Jüngling, wer du auch sein magst, der so spricht, und mich dünkt, ich kenne deine Stimme, vergiß nicht, daß der Sohn

* Siehe Lucian's Anrede an den Richter bei Ptolemäus' Verurtheilung im Beginn der zweiten Apologie Justin's oder in Ruinart's Acta sincera, vol. I. p. 120.

Gottes dem finstern Auge des Leibes Licht gab, indem Er es mit Koth bestrich, was in des Menschen Hand den Sehenden nur geblindet haben würde. Wir müssen wie Staub unter seinen Füßen sein, wenn wir das Mittel in seiner Hand werden wollen, um die Augen der menschlichen Seelen zu erleuchten. Wir wollen uns noch eine Weile in Geduld mit Füßen treten lassen; vielleicht daß sogar aus unserer Asche der Funke kommt, der das Licht entzündet."

„Dank dir, Dank, Cäcilia," sagte Sebastian, „für deine gerechte und freundliche Zurechtweisung. Wohin trippelst du so munter an diesem ersten Tage der Gefahr?"

„Wißt Ihr nicht, daß ich zur Führerin in dem Kirchhofe des Callistus ernannt worden bin? Ich bin gerade im Begriff, davon Besitz zu nehmen. Betet, daß ich die erste Blume in diesem kommenden Frühlinge sein möge."

Und mit diesen Worten wollte sie fröhlich singend weiter gehen; aber Sebastian bat sie, einen Augenblick zu halten.

Sechzehntes Kapitel.

Der Wolf im Schafstall.

Nach den Abenteuern der Nacht hatten unsere Jünglinge nicht viel Zeit zur Ruhe. Lange vor Tagesanbruch sollten die Christen auf sein und sich in ihren verschiedenen Pfarrkirchen versammeln, so daß sie sich vor Tag wieder zerstreuen könnten. Es sollte ihre letzte Versammlung daselbst sein. Die Oratorien mußten geschlossen werden, und der Gottesdienst hatte von diesem Tage an in den unterirdischen Kirchen der Katakomben zu beginnen. Man konnte allerdings nicht erwarten, daß selbst an den Sonntagen Alle im Stande sein würden, mit Sicherheit einige Meilen weit über die Thore hinaus zu reisen *. In solchen unruhigen Zeiten wurde deßhalb den

* Es gab einen Kirchhof, ad sextum Philippi genannt, welcher

Gläubigen ein großes Vorrecht eingeräumt, die heilige Eucharistie in ihren Häusern aufzubewahren und für sich am Morgen zu communiciren, „ehe sie andere Speise zu sich nahmen,“ wie Tertullian sich ausdrückt *.

Die Gläubigen hatten das Gefühl, nicht wie Schafe, die zur Schlachtbank gehen, noch wie Verbrecher, die sich zur Hinrichtung vorbereiten, sondern wie Soldaten, welche sich zum Kampfe rüsten. Ihre Waffen, ihre Speise, ihre Stärke und ihren Muth — Alles fanden sie am Tische ihres Herrn. Selbst die Lauen und Furchtsamen schöpften aus dem Brode des Lebens frische Kraft. In den Kirchen waren, wie man noch jetzt in den Katakomben sehen kann, Stühle für die Bußpriester aufgestellt, vor welchen der Sünder kniete, seine Sünden beichtete und die Lossprechung empfing. In solchen Zeiten wurden die Satzungen der Buße gemildert und ihre Dauer abgekürzt, und die ganze Nacht war die eifrige Geistlichkeit beschäftigt, ihre Heerde auf die Communion vorzubereiten, die für Manche ihre letzte auf Erden sein sollte.

Wir brauchen den Leser nicht zu erinnern, daß die heilige Messe damals dem Wesen nach und in vielen Einzelheiten dieselbe war, wie wir sie noch jetzt am katholischen Altare täglich gefeiert sehen. Nicht nur sah man dieselbe wie jetzt als das Opfer des heiligen Leibes und Blutes unsers Herrn an, nicht nur war die Aufopferung, die Consecration, die Communion die gleiche, sondern viele Gebete waren ganz dieselben, so daß der Katholik, welcher sie vorlesen hört, und noch mehr der Priester, der sie in derselben Sprache vorliest, wie die römische Kirche in den Katakomben, sich in thätiger und lebendiger Gemeinschaft mit den

sechs Meilen von Rom entfernt gewesen sein soll; viele aber waren drei Meilen weit vom Innern der Stadt.

* Ad Uxorem, lib. II. c. 5.

Martyrern fühlen kann, welche diese erhabenen Mysterien feierten, und mit Jenen, die denselben anwohnten.

Wenn in solchen Fällen, wie wir einen beschreiben, der Augenblick zum Friedenskusse kam — eine aufrichtige Umarmung brüderlicher Liebe — so konnte man Schluchzen hören und heftiges Weinen, denn es war für Manche ein Abschiedskuß. Mancher Jüngling hing am Halse seines Vaters, ohne zu wissen, ob nicht dieser Tag sie trennen werde, bis sie mit einander ihre Palmen im Himmel trügen. Und wie mochten Mütter ihre Töchter an den Busen drücken in der Inbrunst jener neuen Liebe, welche die Furcht langer Trennung entzündete! Dann kam die Communion, feierlicher, als gewöhnlich, mit mehr Andacht und tieferer Stille. „Der Leib unsers Herrn Jesu Christi," sprach der Priester zu Jedem, als er ihm die heilige Speise darbot. „Amen," erwiederte der Empfänger mit dem innigsten Ausdrucke des Glaubens und der Liebe. Dann hielt er in seiner Hand ein orarium oder weißleinenes Tuch hin, und empfing darin einen Vorrath vom Brode des Lebens, das für ihn bis zu einem künftigen Liebesmahle hinreichen konnte. Dieß Tuch wurde höchst sorgfältig und ehrerbietig zusammengefaltet und in den Busen gelegt, oft in eine andere, kostbarere Hülle eingeschlagen, oder sogar in einem goldenen Kästchen aufbewahrt *. Jetzt bedauerte die arme Syra zum ersten Male den Verlust ihrer reich gestickten Schärpe, die sie schon längst den Armen gegeben haben würde, hätte sie dieselbe nicht für einen solchen Gebrauch und für eine solche Gelegenheit

* Als der vaticanische Kirchhof im Jahre 1571 untersucht wurde, fand man daselbst zwei kleine viereckige goldene Gefäße mit einem Ring oben am Deckel. Diese uralten heiligen Gefäße sollten nach der Meinung Bottari's dazu gedient haben, die heilige Eucharistie um den Hals zu tragen (Roma subterranea, tom. I. fig. 11), und Pelliccia bestätigt dieß durch viele Beweise (Christianae Eccl. Politia, tom. III. p. 20.).

absichtlich aufbewahrt. Auch hatte ihre Herrin sie nicht vermögen können, irgend einen Gegenstand von Werth anzunehmen, ohne die Bedingung, daß sie darüber verfügen könnte, wie sie wollte, d. h. zu milden Gaben.

Die verschiedenen Versammlungen waren aufgebrochen, ehe die Verletzung des Edicts bekannt war, oder sie waren vielmehr auf den Gottesdienst in den Katakomben verschoben. Die häufigen Zusammenkünfte des Torquatus mit seinen beiden heidnischen Bundesgenossen in den Bädern des Caracalla waren von dem Capsarius und seiner Frau, wie wir bereits bemerkten, genau beobachtet worden, und Victoria hatte von dem Complotte, am Tage nach der Publication des Edicts einen Einfall in dem Kirchhofe des Callistus zu machen, gehört. Die Christen glaubten sich deßhalb den ersten Tag sicherer, und benützten den Umstand dazu, die Kirchen in den Katakomben durch einen feierlichen Gottesdienst einzuweihen, welche, nachdem man sie Jahre lang nicht mehr gebraucht hatte, von den Fossores wieder gut hergestellt, frisch gemalt und mit allen Erfordernissen zum Gottesdienste versehen worden waren.

Nachdem Corvinus sich von seinem ersten Schrecken erholt, und so schnell als möglich eine andere, obwol nicht so große Abschrift des Edicts wieder angeheftet hatte, fing er an, die traurigen Wahrscheinlichkeiten ernster Folgen besser einzusehen, welche der Zorn seines kaiserlichen Gebieters für ihn haben könnte. Der Dacier hatte Recht, er mußte Rechenschaft wegen des verlorenen Edictes geben. Er hielt es für nothwendig, noch an demselben Tage etwas zu thun, was die Ungnade, in welche er gefallen war, verwischen könnte, ehe er dem Kaiser wieder unter die Augen trat. Er beschloß, den auf den folgenden Tag beabsichtigten Angriff des Kirchhofs jetzt gleich auszuführen.

Er begab sich deßhalb, während es noch früh am Morgen war, nach den Bädern, wo Fulvius, welcher den Torquatus

nie aus dem Auge verlor, ihn zu einer Berathung erwartete. Hier machte das würdige Kleeblatt seine Plane aus. Corvinus, von dem Apostaten geleitet, sollte an der Spitze einer auserwählten Schaar Soldaten, die zu seiner Verfügung standen, einen Einfall in den Kirchhof des Callistus machen, und von da den Klerus und die vornehmsten Christen heraustreiben oder herausschleppen, während Fulvius mit einer andern Abtheilung draußen dieselben abfangen, ihnen den Rückzug abschneiden und sich der wichtigsten Personen, namentlich des Papstes und der höhern Geistlichkeit versichern sollte, die er durch seinen Besuch bei der Ordination leicht wieder erkennen würde. Dieß war sein Plan. „Laß die Thoren," sprach er bei sich selbst, „die Rolle von Wieseln unter dem Boden spielen, ich will draußen der Jäger sein."

Inzwischen hörte Victoria in dem abgelegenen Zimmer, wo sie Berathung hielten, genug, um sich mit Abstäuben und Putzen zu thun zu machen, ohne sich den Anschein zu geben, als horche sie auf sie. Sie theilte Cucumio Alles mit, und dieser, nachdem er sich sehr am Kopfe gekratzt, heckte einen merkwürdigen Plan aus, die gemachte Entdeckung an den rechten Ort zu bringen.

Nachdem Sebastian in der Frühe dem Gottesdienste beigewohnt, war er, weil seine Dienste im Pallaste ihn mehr zu thun verhinderten, der fast allgemeinen Sitte gemäß nach den Bädern gegangen, um seine Glieder zu erfrischen und zu kräftigen, und auch um den Verdacht von sich zu entfernen, welchen seine Abwesenheit an diesem Morgen hätte erregen können. Während er im Bade war, schrieb der alte Capsararius, wie er sich selbst auf seiner Grabschrift genannt hatte, auf ein Stückchen Pergament Alles, was sein Weib über die Absicht eines augenblicklichen Angriffs, und davon gehört hatte, daß man sich der Person des Papstes bemächtigen wolle. Dieß befestigte er mit

einer Nadel inwendig an die Tunica Sebastian's, welche ihm übergeben war, weil er vor den Andern nicht mit ihm sprechen durfte.

Nach dem Bade ging der Offizier in die Halle, wo die Ereignisse des Morgens besprochen wurden, und wo Fulvius wartete, bis Corvinus ihm sagen würde, daß Alles bereit sei. Beim Hinausgehen fühlte er sich von etwas auf der Brust unangenehm gestochen; er untersuchte seine Kleider, und fand das Blatt. Es war ungefähr in eben so schönem Latein geschrieben, wie Cucumio's Grabschrift; allein er verstand genug daraus, um es für nothwendig zu halten, seine Schritte nach der appischen Straße, anstatt nach dem Palatinus zu richten, und den in dem Kirchhofe versammelten Christen die wichtige Nachricht mitzutheilen. Da er jedoch einen flinkern und mehr gesicherten Boten, als er selbst gewesen wäre, in dem armen, blinden Mädchen fand, welche nicht dieselbe Aufmerksamkeit erregen würde, so gab er ihr das Billet, dem er mit der Feder und Tinte, die er bei sich trug, einige Worte beifügte, und hieß sie dasselbe so schnell als möglich an den Ort seiner Bestimmung tragen; allein kaum hatte er die Bäder verlassen, als Fulvius Nachricht bekam, daß Corvinus und sein Trupp quer über die Felder nach dem bezeichneten Orte eilten, um Verdacht zu vermeiden. Er bestieg sogleich sein Pferd, und ritt längs der Hochstraße hin, während der christliche Krieger auf einem Nebenwege seinen blinden Boten unterrichtete.

Als wir Diogenes und seine Gesellschaft durch die Katakomben begleiteten, hielten wir bei der unterirdischen Kirche an, weil Severus dieselbe dem Torquatus nicht verrathen wollte. Darin war nun die christliche Gemeinde unter ihrem Oberhirten versammelt. Dieselbe war nach dem Systeme gebaut, welches allen solchen Aushöhlungen gemeinsam war; denn wir können sie kaum Gebäude nennen.

Der Leser denke sich zwei der eben beschriebenen cubicula oder Kammern, eine auf jeder Seite einer Gallerie oder eines Ganges, so daß ihre Thüren oder vielmehr weiten Eingänge einander gegenüber liegen. Am Ende der einen dieser Kammern findet sich ein arcosolium oder ein Altargrab, und die Vermuthung liegt nahe, daß in dieser Abtheilung die Männer unter der Aufsicht der Ostiarii *, und in der andern die Frauen unter den Diakonissinnen versammelt waren. Diese Abtheilung der Geschlechter beim Gottesdienste war in der ersten Kirche ein wichtiger Gegenstand der Disciplin.

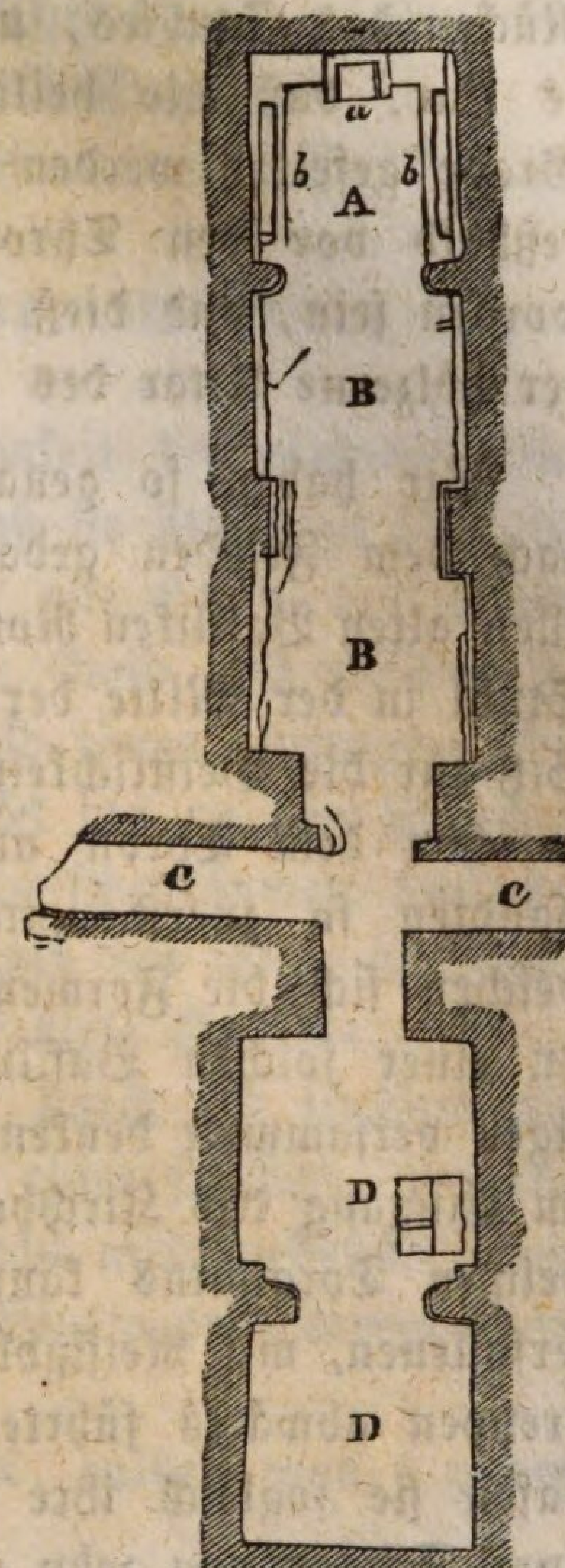
Oft waren diese unterirdischen Kirchen nicht ohne architektonischen Schmuck. Die Wände, besonders nahe am Altar, waren übertüncht und gemalt; und Halbsäulen, mit ihrem Fußgestelle und Knaufe nicht unschön aus Sandstein ausgehauen, trennten die verschiedenen Theile, oder zierten die Eingänge. In der Hauptbasilika, die jetzt in dem Kirchhofe des Callistus entdeckt ist, befindet sich eine Kammer ohne Altar, welche mit der Kirche durch eine trichterförmige Oeffnung in Verbindung steht. Diese durchdringt die hier etwa zwölf Fuß dicke, irdene Mauer, und geht in einer Höhe von fünf oder sechs Fuß schräg nach der niedriger liegenden Kammer, so daß von den in derselben Versammelten Alles, was in der Kirche gesprochen wurde, gehört, doch nichts, was da geschah, gesehen werden konnte. Die Vermuthung ist sehr natürlich, daß dieß der für die Klasse der öffentlichen Büßer, welche audientes oder Hörer hießen, und für die Katechumenen bestimmte Platz war, die durch die Taufe noch nicht eingeweiht waren.

Die Basilika, worin die Christen versammelt waren, als Sebastian seine Botschaft abschickte, glich derjenigen, die im Kirchhof der heiligen Agnes entdeckt worden ist.

* Thürhüter, eine niedere Ordnung der Kirchendiener.

Jede der beiden Abtheilungen war doppelt, das heißt, bestand aus zwei Kammern, welche durch Halbsäulen in die sogenannte Frauenkirche und durch flache Pfeiler in die der Männer getrennt waren; einer dieser Pfeiler hatte eine kleine Nische für ein Bild oder eine Lampe. Allein der merkwürdigste Charakterzug dieser Basilika ist eine Verlängerung derselben, so daß sie dadurch einen Chor oder ein Presbyterium erhielt. Dieses nimmt ungefähr die Hälfte von jeder der beiden andern Abtheilungen ein und wird davon durch zwei Säulen an der Wand, sowie durch seine geringere Höhe abgesondert.

Weil nämlich jeder Abschnitt der Abtheilungen ein hochgewölbtes Grab in seiner Mauer, und vier oder fünf Reihen von Gräbern darüber hat, so ist die Erhöhung des Chors nicht viel größer, als die jener arcosolia oder Altargräber. Am Ende des Chors, gegen die Mitte der Mauer, ist ein Stuhl mit Rücken und Armen aus festem Stein ausgehauen, und von beiden Seiten geht eine steinerne Bank aus, welche so das Ende und zwei Seiten des Chors einnimmt. Da die Fläche des arcosolium hinter dem Stuhl höher ist, als der



Plan der unterirdischen Kirche in der Katakombe der heil. Agnes.

A. Chor mit dem bischöflichen Stuhl (*a*) und Bänken für den Klerus (*bb*).

B. Abtheilung für die Männer, vom Chor durch zwei Säulen geschieden, welche einen Bogen tragen.

C. Corridor der Katakombe, welcher zu der Kirche führt.

D. Abtheilung für die Frauen, worin sich rechts ein Grab befindet.

Die beiden Abtheilungen werden durch Vorsprünge in den Wänden in je zwei kleinere Abtheilungen getheilt.

Rücken des Stuhles, und da dieser unbeweglich ist, so ist es klar, daß die heiligen Geheimnisse nicht auf diesem Grabe gefeiert werden konnten. Ein tragbarer Altar muß deßhalb vor den Thron mitten in das Chor hingestellt worden sein, und dieß war, wie uns die Tradition meldet, der hölzerne Altar des heiligen Petrus.

Wir haben so genau die Einrichtung, die sich in den nach dem Frieden gebauten Kirchen findet, und noch in allen alten Basiliken Roms zu sehen ist — den bischöflichen Stuhl in der Mitte der Apsis, das Presbyterium oder den Sitz für die Geistlichkeit auf beiden Seiten, und den Altar zwischen dem Thron und dem Volk. Die ersten Christen wandten so zuerst unterirdisch die Grundsätze an, nach welchen sich die Formen der kirchlichen Baukunst richteten. In einer solchen Basilika nun müssen wir uns die Gläubigen versammelt denken, als Corvinus und seine Gesellen am Eingang des Kirchhofs anlangten. Dieß war der Weg, welchen Torquatus kannte, und welcher von einem halb verfallenen, mit Reisigbüscheln verdeckten Gebäude aus auf Treppen abwärts führte. Da sie Alles sicher fanden, so trafen sie sogleich ihre Anstalten. Fulvius legte sich mit einer Schaar von zehn oder zwölf Mann am Eingang auf die Lauer, um Alle festzunehmen, die es versuchten, herauszukommen oder hineinzugehen, während Corvinus mit Torquatus und einer geringern Abtheilung von acht Mann sich zur Hinabfahrt rüstete.

„Ich liebe dieß unterirdische Geschäft nicht,“ sagte ein alter, graubärtiger Legionssoldat. „Ich bin ein Soldat und kein Rattenfänger. Bringt mir meinen Mann an's Licht des Tages, und ich will mit ihm fechten Hand gegen Hand, und Fuß gegen Fuß, aber wie eine Maus im Loche mag ich nicht erstickt oder vergiftet werden.“

Diese Rede fand Beifall bei den Soldaten. Einer

sagte: „Es mögen Hunderte von diesen Christenfüchsen da unten sein, und wir sind nur ein halb Dutzend.“

„Für dergleichen Geschäft bekommen wir unsern Sold nicht,“ sagte ein Anderer.

„Ihre Zaubereien fürchte ich,“ setzte ein Dritter hinzu, „nicht ihre Tapferkeit.“

Es bedurfte die ganze Beredtsamkeit des Fulvius, sie zu ermuntern. Er versicherte sie, daß sie nichts zu fürchten hätten; die feigen Christen würden wie Hasen vor ihnen davonlaufen, und sie würden mehr Gold und Silber in der Kirche finden, als ein Jahressold ihnen eintrage. So aufgemuntert, tappten sie im Dunkel bis an den Fuß der Treppe hinab. Sie konnten in Zwischenräumen Lampen unterscheiden, die sich in der Finsterniß vor ihnen verloren.

„Still,“ sagte Einer, „horcht auf diese Stimme —!“

Von weitem kamen ihre Töne, durch die Entfernung gedämpft, aber es war der Gesang einer frischen, jugendlichen Stimme, keineswegs von Furcht niedergedrückt, und so deutlich, daß selbst die einzelnen Worte vernommen werden konnten:

„Dominus illuminatio mea et salus mea, quem timebo?

Dominus protector vitae meae, a quo trepidabo?“ *

Dann kam ein voller Chor von Stimmen, wie das Rauschen vieler Wasser:

„Dum appropriant super me nocentes, ut edant carnes meas; qui tribulant me inimici mei, ipsi infirmati sunt et ceciderunt“ †.

* „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen sollt' ich fürchten? Der Herr ist der Beschirmer meines Lebens, vor wem sollt' ich zittern?“ — † „Wenn die Uebelthäter mir nahen, mein Fleisch zu fressen, sie, meine Feinde, die mich quälen, so werden sie kraftlos und fallen zu Boden.“

Ein gemischtes Gefühl von Scham und Zorn befiel die Angreifenden, als sie diese Worte stillen Gottvertrauens hörten, die ihnen wie Hohn klangen. Die einzelne Stimme sang wieder, aber in offenbar schwächern Tönen:

„Si consistant adversum me castra, non timebit cor meum“ *.

„Ich dächte, ich kenne diese Stimme,“ murmelte Corvinus, „ich würde sie aus Tausenden heraus kennen; es ist die meines bösen Genius, der alles Unheil der letzten Nacht und die Unruhe dieses Tages verursachte; es ist Pancratius, der das Edict herabriß. Drauf, drauf, meine Leute, ihn um jeden Preis todt oder lebendig!“

„Aber halt,“ sagte Einer, „laßt uns unsere Fackeln anzünden!“

„Horch,“ sprach ein Zweiter, während sie damit beschäftigt waren, „was ist das für ein sonderbares Geräusch, als ob man in der Ferne schaufelte und hämmerte? Ich habe es schon eine Weile gehört.“

„Und sieh',“ fügte ein Dritter hinzu, „die fernen Lichter sind verschwunden, und die Musik hat aufgehört. Wir sind bestimmt entdeckt.“

„Keine Gefahr,“ sagte Torquatus, indem er eine Kühnheit annahm, die er nicht fühlte; „dieser Lärm kommt nur von jenen alten Maulwürfen, von Diogenes und seinen Söhnen, die beschäftigt sind, Gräber für die Christen herzurichten, die wir ergreifen werden.“

Torquatus hatte der Schaar vergebens gerathen, keine Fackeln mitzubringen, sondern sich mit solchen Lampen zu versehen, wie wir Diogenes auf seinem Gemälde abgebildet erblicken, oder Wachskerzen, wie er selbst mitgebracht hatte; allein die Leute schworen, sie würden nicht hinabgehen, ohne

* „Wenn ein Heerlager wider mich steht, soll sich mein Herz nicht fürchten.“ Ps. 26.

ein volles Licht und zwar mit Fackeln, die nicht durch einen Windzug oder einen Streich auf den Arm ausgelöscht werden könnten. Die Wirkung zeigte sich bald. Als sie in der Stille und vorsichtig den langen, schmalen Gang voranschritten, krachten und zischten die harzigen Fackeln in schrecklicher Gluth, welche sie belästigte, während ein Schwall dicken, pechschwarzen Rauches vom Gewölbe auf die Träger herabrollte, sie halb erstickte, und eine dichte Wolke um sie bildete, die ihr Licht stark verdunkelte. Torquatus ging an der Spitze der Schaar, indem er jede Wendung rechts und links zählte, wie er sie gemerkt hatte, obgleich er jedes Zeichen, das er angebracht, sorgfältig entfernt sah. Er stutzte und fand sich getäuscht, als auf einmal der Weg vollständig versperrt war, nachdem er kaum über die Hälfte gezählt hatte.

Es waren freilich schärfere Augen, als er gewahrte, auf der Lauer gewesen. Severus hatte nie seine Wachsamkeit aufgegeben, fest entschlossen, sich nicht überrumpeln zu lassen. Er war beim Eingang zum Kirchhof unten, als die Soldaten ihn oben erreichten, und lief sogleich nach dem Platze, wo der Sand bereit lag, um den Weg zu verschließen, neben welchem sein Bruder und mehrere andere, stämmige Arbeitsleute für den Fall der Gefahr sich aufgestellt hatten. Im Augenblick machten sie sich mit der Stille und Schnelligkeit, an die sie gewöhnt waren, lustig an's Werk, und schaufelten den Sand von beiden Seiten quer über den schmalen und niedern Gang, während wohlgezielte Schläge mit der Spitzhaue von dem niedern Dache hinten gewaltige Stücke Sandsteine herabbrachten, welche die Oeffnung sperrten. Hinter dieser Verschanzung standen sie, und konnten kaum das Lachen halten, als sie durch die lockere Scheidewand ihre Feinde herankommen hörten. Ihr Werk war es, das sie gehört, und welches die Lichter verdeckt

und den Gesang gedämpft hatte. Torquatus' Verlegenheit wurde durch die Fluth von Flüchen und Verwünschungen und durch die schrecklichsten Drohungen, weil er ein Dummkopf oder ein Verräther sei, nicht vermindert. „Haltet einen Augenblick, ich bitte euch," sagte er; „es ist möglich, daß ich mich in meiner Rechnung geirrt habe. Ich kenne den rechten Weg durch ein merkwürdiges Grab, einige Schritte weiter drinnen; ich will gleich in ein paar der letzten Gänge eintreten und nachsehen."

Mit diesen Worten lief er zur nächsten Gallerie links zurück, machte einige Schritte vorwärts, und verschwand auf einmal gänzlich. Obgleich seine Gefährten ihm bis an die Mündung der Gallerie gefolgt waren, so konnten sie doch nicht sehen, wie dieses geschah. Es kam ihnen wie eine Zauberei vor, und sie wären sehr geneigt, daran zu glauben. Sein Licht schien mit ihm auf einmal verschwunden. „Wir wollen nichts mehr mit so etwas zu thun haben," sagten sie; „entweder ist Torquatus ein Verräther, oder er wurde durch Zauberei davongeführt." Ermüdet, von der, durch ihre Lichter fast glühenden Atmosphäre erhitzt, mit Schmutz überzogen, durch den pechschwarzen Rauch geblendet und halb erstickt, niedergeschlagen und muthlos kehrten sie um, und da ihr Weg gerade nach dem Eingange führte, so warfen sie im Vorbeigehen ihre flammenden Fackeln in die Nebengallerien, die eine da-, die andere dorthin, um sich derselben zu entledigen. Als sie zurückschauten, schien es, wie wenn eine Siegesillumination die Atmosphäre des dunkeln Corridors erleuchte. Aus den Mündungen der verschiedenen Höhlen kam ein glänzendes Licht hervor, das den trüben Sandstein in ein helles Roth verwandelte, während die Rauchwirbel oben gleich bernsteinfarbigen Wolken die ganze Gallerie entlang hingen. Die versiegelten Gräber, auf deren gelben Ziegelsteinen oder Marmorplatten das ungewöhnliche Licht sich

spiegelte, erschienen wie mit Gold- oder Silberplatten bedeckt, in den rothen Damast der Mauern eingefaßt. Es sah aus, wie eine am ersten Tag der Verfolgung selbst von den Furien des Heidenthums dem Martyrthum dargebrachte Huldigung. Die Fackeln, die sie zur Zerstörung angezündet hatten, dienten nur dazu, die Denkmale jener Tugend zu beleuchten, welche immer unfehlbar die Kirche gerettet hat.

Allein ehe diese in ihrer Erwartung getäuschten Spürhunde mit hängenden Köpfen den Eingang erreicht hatten, fuhren sie vor dem Anblick einer sonderbaren Erscheinung zurück. Zuerst dachten sie, sie hätten einen Schimmer des Tageslichts erreicht, aber bald erkannten sie es als das Glimmen einer Lampe. Diese wurde von einer aufrechtstehenden, unbeweglichen Gestalt gehalten, welche so ihr Licht von sich selbst empfing. Sie war in ein schwarzes Gewand gekleidet, so daß sie einer jener bronzenen Statuen glich, mit Kopf und mit Füßen von weißem Marmor, die Einen beim ersten Anblick erschrecken, so sehr gleichen sie lebendigen Gestalten.

„Wer kann es sein? Was ist's?" flüsterten die Leute einander zu.

„Eine Zauberin," erwiederte Einer.

„Der genius loci *," bemerkte ein Anderer.

„Ein Geist," meinte ein Dritter.

Doch als sie sich leisen Schrittes näherten, schien die Gestalt ihre Gegenwart nicht zu bemerken, sondern blieb unbeweglich und unerschrocken stehen. Endlich kamen Zwei nahe genug, um die Gestalt bei den Armen zu fassen.

„Wer bist du?" fragte Corvinus in Wuth.

„Eine Christin," antwortete Cäcilia mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit.

* Der Schutzgeist des Ortes.

„Nehmt sie mit,“ befahl er; „wenigstens soll Einer für unsere fehlgeschlagene Hoffnung büßen.“

Siebzehntes Kapitel.

Die erste Blüthe.

Cäcilia hatte sich dem Kirchhofe durch einen andern, aber benachbarten Eingang genähert. Kaum war sie hinabgestiegen, als ihr der starke Geruch der Fackeln entgegen kam. „Dieß ist kein Weihrauch von uns,“ sprach sie bei sich selbst, „der Feind ist schon drinnen.“ Sie eilte daher zu dem Versammlungsplatze, überlieferte Sebastian's Billet, und fügte noch ihre eigenen Beobachtungen hinzu. Er rieth ihnen, sich zu zerstreuen, und in den innern und untern Gallerien eine Zuflucht zu suchen, und forderte den Papst dringend auf, den Platz nicht zu verlassen, bis er nach ihm schicken werde, da man besonders nach seiner Person fahnde.

Pancratius drang in die Blinde, sich auch zu retten. „Nein,“ versetzte sie, „meine Pflicht ist, die Thüre zu bewachen und die Gläubigen zu führen.“

„Aber der Feind kann dich ergreifen?“

„Thut nichts,“ erwiederte sie lächelnd; „meine Gefangennehmung kann manches werthvollere Leben retten. Gib mir eine Lampe, Pancratius.“

„Du kannst ja nicht damit sehen,“ bemerkte er lächelnd.

„Freilich, aber Andere.“

„Es können deine Feinde sein.“

„Gleichviel,“ entgegnete sie; „ich will nicht in der Dunkelheit ergriffen werden. Wenn mein Bräutigam in der Nacht dieses Kirchhofes zu mir kommt, muß er mich nicht mit meiner brennenden Lampe finden?“

Damit eilte sie fort an ihren Posten, und da sie kein

Geräusch vernahm, als das von leisen Fußtritten, so dachte sie, sie kämen von ihren Freunden, und hielt die Lampe in die Höhe, um ihnen zu leuchten. — Als die Bande mit ihrer einzigen Gefangenen hervorkam, war Fulvius ganz wüthend. Es war schlimmer, als ein totales Mißlingen, es war lächerlich — ein armes Mäuslein kam aus den Eingeweiden der Erde hervor. Er verhöhnte Corvinus, bis der Elende mit den Füßen stampfte und vor Wuth schäumte. Dann fragte er plötzlich: „Wo ist Torquatus?" Er vernahm den Bericht seines plötzlichen Verschwindens, das auf so mancherlei Art erzählt wurde, wie das Begebniß mit dem dacischen Gardisten, aber es ärgerte ihn mächtig. Er zweifelte bei sich selbst nicht im Geringsten, von seinem vermutheten Opfer genarrt worden zu sein, welches in den undurchdringlichen Irrgängen des Kirchhofs entkommen sei. War dem so, so mußte es diese Gefangene wissen, und er beschloß, sie zu verhören. Er stellte sich also vor sie hin, nahm seinen durchdringendsten und furchtbarsten Blick an, und sagte grimmig zu ihr: „Schau mich an, Mädchen, und sag' mir die Wahrheit."

„Ich muß euch die Wahrheit sagen, ohne euch anzublicken, Herr!" erwiederte das arme Mädchen mit dem heitersten Lächeln und der sanftesten Stimme, „seht Ihr nicht, daß ich blind bin?"

„Blind!" riefen Alle auf einmal aus, und drängten sich herbei, um sie anzusehen. Ueber die Züge des Fulvius aber glitt eine ganz leise Bewegung, wie wenn über den reifen Saatfeldern ein spielendes Lüftchen sanftes Wogen erregt. Ein Gedanke blitzte in ihm auf, und ein leitender Faden war ihm in die Hand gefallen.

„Es wäre lächerlich," sprach er, „für zwanzig Soldaten, mit einem blinden Mädchen durch die Stadt zu marschiren. Geht in eure Quartiere zurück, ich will dafür sorgen, daß ihr gut belohnt werdet. Du, Corvinus, nimm mein Pferd,

eile vorher zu deinem Vater, und sag' ihm Alles. Ich will in einem Wagen mit der Gefangenen folgen."

„Keine Verrätherei, Fulvius," entgegnete Corvinus verdrießlich und geärgert; „vergiß nicht, sie zu bringen. Der Tag darf nicht ohne ein Opfer vorbeigehen."

„Sorge nicht," war die Antwort.

Fulvius brütete allerdings darüber, ob er nicht, da er einen Spion verloren, versuchen sollte, einen andern zu gewinnen; aber die sanfte Ruhe des armen Bettelkindes machte ihn verlegener, als der polternde Eifer des Spielers, und ihre erloschenen Augen trotzten ihm mehr, als der rastlos rollende Blick des Trunkenbolds. Doch wollte er versuchen, ob er durch Cäcilia nicht mehr herausbringen könnte. Als er mit ihr allein im Wagen saß, redete er sie mit schmeichelndem Tone an. Er wußte, daß sie sein Gespräch mit Corvinus nicht überhört hatte.

„Armes Mädchen," sprach er, „wie lange bist du schon blind?"

„Mein ganzes Leben," versetzte sie.

„Was ist deine Geschichte, woher kommst du?"

„Ich habe keine Geschichte. Meine armen Eltern brachten mich, als ich vier Jahre alt war, nach Rom, indem sie dahin gingen, um ein für mich in schwerer Krankheit gemachtes Gelübde zu lösen, und am Grabe der seligen Martyrer Chrysanthus und Daria zu beten. Sie übergaben mich einer frommen, gelähmten Frau an der Thüre der Pfarrkirche von Fasciola, während sie hingingen, um ihre Andacht zu verrichten. Es war an jenem merkwürdigen Tag, als viele Christen am Grabe durch Erde und herabgeworfene Steine verschüttet wurden. Meine Eltern waren so glücklich, unter ihnen zu sein."

„Und wo hast du seitdem gelebt?"

„Gott wurde nun mein einziger Vater, und seine katholische Kirche meine Mutter. Dieser füttert die Vögel des

Himmels, und jene nährt die schwachen Schäflein der Heerde. Es hat mir seitdem nie etwas gemangelt."

„Du kannst aber auf den Straßen so frei und furchtlos gehen, als wenn du sehen würdest."

„Woher wißt Ihr das?"

„Ich habe dich gesehen; erinnerst du dich noch jenes Herbstmorgens in der Frühe, als du einen armen Lahmen den vicus patricius entlang führtest?"

Sie erröthete und schwieg; hätte er es vielleicht gesehen, als sie ihren Antheil an dem Almosen in die Börse des armen Alten steckte?

„Du hast dich selbst als eine Christin bekannt," warf er nachlässig hin.

„O ja, wie könnte ich es läugnen?"

„Also war diese Versammlung eine Christenversammlung?"

„Allerdings, was sonst?"

Mehr wollte er nicht wissen, sein Verdacht war gerechtfertigt. Agnes, über welche Torquatus ihm nichts hatte sagen können oder wollen, war bestimmt eine Christin. Sein Plan war gemacht, sie mußte die Seine werden, oder er gewann ihr Vermögen durch Confiscation.

Nach einer Weile schaute er sie fest an, und sagte: „Weißt du, wohin du jetzt gehst?"

„Vor den irdischen Richter vermuthlich, der mich zu meinem Bräutigam in den Himmel schicken wird."

„Und so ruhig?" fragte er erstaunt; denn auf ihrem Gesichte spiegelte sich kein anderer Eindruck ihrer Seele ab, als ein sanftes Lächeln.

„Vielmehr so freudig," war ihre kurze Antwort.

Als er Alles herausgebracht hatte, was er wünschte, übergab er seine Gefangene dem Corvinus an dem Thore der ämilianischen Basilika, und überließ sie ihrem Schicksale. Es war ein kalter, regnerischer Tag gewesen, wie der vorige Abend. Das Wetter und der Vorfall in der

Nacht hatte alle Begeisterung niedergeschlagen, und da der Präfect nicht im Freien, sondern im Hause zu Gericht saß, wo keine große Volksmenge sich versammeln konnte, so hatten sich die meisten Neugierigen, weil die Stunden ohne eine Arretirung, ohne einen Prozeß oder Neuigkeiten verstrichen, verlaufen, und nur Einige waren zurückgeblieben, da die Nachmittagsstunde zur Unterhaltung in den öffentlichen Gärten vorbei war. Aber gerade als die Gefangene anlangte, strömte ein frischer Rudel Zuschauer herein, und stellte sich neben einer der Seitenthüren auf, von wo aus sie Alles übersehen konnten.

Nachdem Corvinus seinen Vater auf das, was er zu erwarten hatte, vorbereitet hatte, forderte Tertullus, etwas von Mitleid bewegt und in der Meinung, die Hartnäckigkeit eines armen blinden Bettelmädchens leicht besiegen zu können, die Zuschauer auf, sich ganz still zu verhalten, damit er seine Beredtsamkeit an ihr, die sich mit ihm allein glauben werde, versuchen könne, und er drohte Jedem schwere Strafen an, der es sich herausnehmen würde, das Stillschweigen zu brechen.

Es war so, wie er es sich gedacht hatte. Cäcilia wußte nicht, daß sonst Jemand da war, als der Präfect sie freundlich anredete:

„Kind, wie heißest du?"

„Cäcilia."

„Ein adeliger Name; hast du ihn von deiner Familie?"

„Nein; ich bin nicht von Adel, außer daß meine Eltern, wiewol arm, für Christum starben. Da ich blind bin, nannten mich diejenigen, die mich verpflegten, Cäca *, und verwandelten dann aus Freundlichkeit den Namen in Cäcilia, wie eine unserer berühmtesten Martyrinnen heißt."

„Gib nun alle diese Thorheiten der Christen auf, die dich nur arm und blind gelassen haben. Ehre die Decrete

* Blinde.

der göttlichen Kaiser, und bringe den Göttern Opfer, und du sollst Reichthümer bekommen, und schöne Kleider, und gutes Essen, und die besten Aerzte sollen versuchen, dir dein Gesicht wieder zu geben."

„Ihr müßt mir bessere Beweggründe vorzuschlagen haben, als diese; denn gerade die Dinge, wofür ich Gott und seinem göttlichen Sohne am meisten danke, sind es, die Ihr mir abnehmen wolltet."

„Wie meinst du das?"

„Ich danke Gott, daß ich arm und gering gekleidet bin und nicht köstlich esse, weil ich in allen diesen Stücken Jesu Christo, meinem einzigen Verlobten, um so mehr ähnlich bin."

„Einfältiges Mädchen!" unterbrach sie der Richter, dem die Geduld ein wenig ausging, „hast du alle diese thörichten Täuschungen bereits gelernt? Wenigstens kannst du Gott nicht dafür danken, daß Er dich blind geschaffen hat."

„Dafür mehr, als für alles Uebrige, dank' ich Ihm täglich und stündlich von ganzem Herzen."

„Wie so? Hältst du es für ein Glück, daß du nie das Angesicht eines menschlichen Wesens, oder die Sonne, oder die Erde gesehen hast? Was sind dieß für sonderbare Einbildungen?"

„Dem ist nicht so, edler Herr; denn in der Mitte dessen, was Ihr Finsterniß heißt, sehe ich eine Stelle, die ich Licht heißen muß, so stark sticht sie gegen alles Andere ab. Es ist mir, was euch die Sonne, von der ich aus der wechselnden Richtung ihrer Strahlen weiß, daß sie örtlich ist. Und dieser Gegenstand sieht mich mit einem Angesichte unaussprechlicher Schönheit an, und lächelt mir immer zu. Und ich weiß, daß es das Angesicht Dessen ist, den ich liebe mit ungetheilter Neigung. Nicht um die Welt möchte ich seinen Glanz durch eine hellere Sonne getrübt sehen, noch daß seine wunderbare Lieblichkeit durch die Abwechslung anderer Bilder verwischt, oder daß mein Blick durch irdische

Erscheinungen davon abgezogen würde. Ich liebe Ihn zu sehr, um nicht zu wünschen, Ihn immer allein zu sehen."

„Komm, komm, laß mich kein so einfältiges Geschwätz mehr hören; gehorche dem Kaiser, oder ich muß etwas versuchen, was dir ein wenig Schmerzen machen wird; das wird dich bald zähmen."

„Schmerz?" wiederholte sie arglos.

„Ja, Schmerz; hast du noch nie einen gefühlt? bist du in deinem Leben noch nie von Jemand verletzt worden?"

„O nein, Christen verletzen einander nicht."

Die Folter stand, wie gewöhnlich, vor ihm, und er gab Catulus ein Zeichen, sie darauf zu legen. Der Scherge stieß sie an den Armen rücklings darauf nieder, und da sie keinen Widerstand that, so war sie leicht auf das hölzerne Bett ausgestreckt. Die Schlingen der stets bereiten Stricke waren im Augenblick um ihre Knöchel und Arme gelegt, und diese über den Kopf gezogen. Das arme blinde Mädchen sah nicht, wer all' dieß that, sie dachte, es werde dieselbe Person sein, die mit ihr gesprochen habe. Hatte bisher tiefe Stille geherrscht, so hielt man jetzt den Athem an, während Cäcilia's Lippen sich in eifrigem Gebete bewegten.

„Noch einmal, ehe wir weiter gehen, fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern, um grausamer Qual zu entgehen," sprach der Richter mit strengem Tone.

„Weder Qualen noch Tod," erwiederte das an den Altar gebundene Opfer mit Festigkeit, „soll mich trennen von der Liebe Christi; ich kann kein Opfer bringen als dem Einen lebendigen Gott, und seine bereite Opfergabe bin ich selbst."

Der Präfect winkte dem Schergen, und dieser gab den beiden Rädern der Folter, um deren Kurbel die Seile gewunden waren, eine einzige rasche Drehung; da dehnten sich die Glieder des Mädchens mit einem plötzlichen Ruck, welcher, zwar nicht stark genug, um sie aus ihren Gelenken zu treiben, was noch eine Drehung gethan hätte, doch hin-

reichte, einen quälenden oder eigentlich folternden Schmerz über ihren ganzen Leib zu verbreiten. Es war um so schmerzhafter, da sie die Zubereitung und die Ursache davon nicht sah, und weil Finsterniß immer das Leiden erhöht. Ein Beben ihrer Gesichtszüge und ein plötzliches Erblassen verrieth allein ihre Qual.

„Ha, ha!" rief der Richter, „du fühlst das? Komm, laß es gut sein, gehorche, und du bist befreit."

Sie schien seine Worte nicht zu hören, sondern machte ihren Gefühlen in dem Gebete Luft: „Ich danke Dir, o Herr Jesus Christus, daß Du mich zum ersten Mal um Deinetwillen hast leiden lassen. Ich habe Dich geliebt im Frieden, ich habe Dich geliebt im Glücke, ich liebte Dich in Freude, und nun im Leiden lieb' ich Dich noch mehr; ach, wie viel lieblicher ist es, jetzt wie Du an Deinem Kreuze ausgestreckt zu liegen, als daß ich Dir während meines Lebens ähnlich war in der Armuth und Niedrigkeit!"

„Du spottest meiner," rief der Richter ganz erzürnt aus, „und achtest meine Milde gering. Wir wollen etwas Stärkeres probiren. Catulus, bring' einmal eine angezündete Fackel an ihre Seiten" *.

Ein Schrei des Abscheu's und Schreckens durchlief die Versammlung, welche nicht umhin konnte, das arme blinde Geschöpf zu bemitleiden. Ein Gemurr unterdrückten Unwillens brach von allen Seiten in der Halle aus.

Jetzt erst merkte Cäcilia, daß sie sich mitten unter einer dichten Volksmenge befinde. Eine tiefe Röthe der Scham bedeckte auf einmal ihr Gesicht und ihren Nacken, eben noch weiß wie Marmor. Der erzürnte Richter hemmte durch strengen Befehl den Ausbruch der Gefühle unter der Menge,

* Die Folter wurde zu einem doppelten Zweck angewendet, einmal als eigentliche Marter, und dann um den Leib zur Anwendung anderer Qualen ausgestreckt zu halten. Die Tortur mit dem Feuer war sehr gewöhnlich.

und alle horchten in tiefer Stille, als sie mit wärmerem Eifer als zuvor wieder zu sprechen begann: „O mein lieber Herr und Bräutigam! ich bin Dir immer treu geblieben. Laß mich dulden Qual und Pein für Dich, aber verschone mich mit der Beschämung vor den Augen der Menschen; nimm mich gleich zu Dir, damit ich nicht mein Angesicht vor Scham mit den Händen bedecken muß, wenn ich vor Dir stehe."

Wieder ließ sich ein Gemurmel des Mitleids hören.

„Catulus," schrie der Richter vor Wuth außer sich, „thu' deine Schuldigkeit! Bursche! was zögerst du und tappst immer mit dieser Fackel herum?" Der Scherge trat vor und streckte seine Hand nach ihrem Kleide aus, um es zur Tortur zurückzuschlagen; aber er fuhr zurück und sagte zum Präfecten gewendet, mit weicher Stimme:

„Es ist zu spät; sie ist todt!"

„Todt!" rief Tertullus aus, „todt durch Eine Drehung mit dem Rad? Unmöglich!"

Catulus gab der Folter eine Wendung rückwärts, und der Leib blieb regungslos. Es war so; sie war von der Folter zum Thron übergegangen, von dem düstern Angesicht des Richters zu ihres Bräutigams begrüßender Umarmung. Hatte sie ihre reine Seele ausgehaucht wie einen süßen Wohlgeruch im Weihrauch ihres Gebetes, oder war durch die Heftigkeit der ersten jungfräulichen Scham ihr Herz nicht im Stande gewesen, das Blut zurückzuführen? *

In der Stille des Schauders und Erstaunens rief eine klare, kühne Stimme aus der Gruppe an der Thüre: „Gottloser Tyrann! siehst du nicht, daß eine arme blinde Christin mehr Macht hat über Leben und Tod, als du oder deine grausamen Gebieter?"

* Es gibt viele Beispiele im Leben der Martyrer, daß der Tod die Frucht ihres Gebetes war; so bei Praxedes, Cäcilia, Agatha u. s. w.

„Was, zum dritten Mal in 24 Stunden wagst du meinen Pfad zu durchkreuzen? Dießmal sollst du nicht entwischen."

Dieß waren Corvinus' Worte, von einem wüthenden Fluch begleitet, als er von der Seite seines Vaters gegen die Gruppe stürzte; allein während er blindlings fortrannte, stieß er an einen Offizier von herkulischer Gestalt, welcher ohne Zweifel ganz zufällig aus dem Haufen heraustrat. Er wankte zurück, aber der Krieger hielt ihn fest mit den Worten:

„Ihr habt euch hoffentlich nicht verletzt, Corvinus?"

„Nein, nein, laßt mich gehen, Quadratus, laßt mich gehen!"

„Wo wollt Ihr denn in solcher Hast hinrennen? kann ich euch helfen?" fragte Quadratus, und hielt ihn noch immer fest.

„Laßt mich los, sag' ich, oder er geht durch."

„Wer geht durch?"

„Pancratius," antwortete Corvinus, „der so eben meinen Vater beschimpft hat."

„Pancratius," wiederholte Quadratus um sich blickend, und da er ihn fort sah, setzte er hinzu: „ich sehe ihn nicht." Er ließ ihn nun gehen, aber es war zu spät. Der Jüngling saß in Sicherheit bei Diogenes in der Suburra. Während dieses Auftritts befahl der gedemüthigte Präfect dem Catulus, den Leib in die Tiber werfen zu lassen; aber ein anderer Offizier, in einen Mantel gehüllt, trat auf die Seite, und winkte Catulus, welcher das Zeichen verstand, und die Hand ausstreckte, um eine heimlich dargebotene Börse zu empfangen.

„Zur Porta Capena hinaus, nach Lucina's Villa, eine Stunde nach Sonnenuntergang," flüsterte Sebastian.

„Es soll sicher abgeliefert werden," erwiederte ebenso leise der Scherge.

„Woran starb wohl das arme Mädchen?" fragte ein Zuschauer seinen Begleiter, als sie hinausgingen.

„Am Schrecken, denk' ich," versetzte dieser. „Aus christlicher Scham," meinte ein Fremder, welcher vorbeiging.

Achtzehntes Kapitel.

Vergeltung.

Der Stadtpräfect ging, seinen Bericht über die Ereignisse des Tages abzustatten und sein Möglichstes zu thun, um seinen nichtswürdigen Sohn rein zu waschen. Er fand den Kaiser in der schlimmsten Laune, und wäre ihm Corvinus früh am Tage in den Weg gekommen, so hätte Niemand für seinen Kopf gutstehen können. Und nun hatte das Resultat des Einfalls in den Kirchhof seinen Aerger auf's Neue angefacht, als Tertullus in den Audienzsaal trat, wo Sebastian Wache stand.

„Wo ist euer Tölpel von Sohn?" war der erste Gruß, den der Präfect empfing.

„Unterthänigst draußen wartend auf Ew. Göttlichkeit Befehl, wünscht er sehnlichst, Euern göttlichen Zorn über die Streiche, welche das Schicksal seinem Eifer gespielt hat, zu versöhnen."

„Schicksal!" rief der Tyrann aus, „Schicksal allerdings! Seine eigene Dummheit und Feigheit; ein hübscher Anfang das, in der That; aber er soll mir's büßen. Bringt ihn herein!"

Der Elende wurde weinend und zitternd hereingeführt, und warf sich dem Kaiser zu Füßen, von dem er einen Tritt erhielt, daß er wie ein gepeitschter Hund mitten in die Halle rollte. Dieß machte die kaiserliche Gottheit lachen und half seinen Zorn besänftigen.

„He, Schlingel, steh' auf," sagte er, „und laß mich einen Bericht von dir selbst hören. Wie kam das Edict weg?"

Corvinus stotterte eine unzusammenhängende Erzählung

heraus, die den Kaiser manchmal ergötzte, denn der Streich gefiel ihm eigentlich. Dieß war ein gutes Zeichen.

„Nun," sprach er endlich, „ich will dir gnädig sein. Lictoren, bindet eure Fasces los!"

Sie zogen die Beile heraus und befühlten ihre Schärfe. Corvinus warf sich wieder nieder und rief aus: „Schont mein Leben! Ich habe eine wichtige Entdeckung zu machen, wenn ich am Leben bleibe."

„Wer will denn dein elendes Leben?" erwiederte Maximian. „Lictoren, legt eure Beile bei Seite, die Ruthen sind gut genug für ihn."

Im Augenblick waren seine Hände ergriffen und gebunden, seine Tunica von den Schultern gestreift, und ein Hagel von Schlägen fiel darauf, mit gutberechneter Geschicklichkeit aufgemessen, bis er sich zur großen Ergötzlichkeit seines kaiserlichen Gebieters heulend krümmte.

Mit seinen Schmerzen mußte er sich wieder vor den Kaiser stellen.

„Nun," sagte dieser, „was für eine merkwürdige Angabe hast du zu machen?"

„Daß ich weiß, wer vergangene Nacht den Frevel an Eurem kaiserlichen Edicte begangen hat."

„Wer war es?"

„Ein junger Mensch, Namens Pancratius, dessen Messer ich an der Stelle fand, wo das Edict weggeschnitten wurde."

„Und warum hast du ihn nicht festgehalten und vor den Richter gebracht?"

„Zweimal hatte ich ihn heute beinahe in der Hand, denn ich hörte seine Stimme; aber er ist mir entwischt."

„Dann laß ihn nicht zum dritten Mal entkommen, oder du wirst seinen Platz einnehmen müssen; aber wie kennst du ihn oder sein Messer?"

„Es war mein Mitschüler in der Schule des Cassianus, welcher auch Christ war, wie sich später herausstellte."

„Ein Christ nimmt es sich heraus, meine Unterthanen zu unterrichten, sie zu Feinden ihres Landes, untreu gegen ihren Kaiser und zu Verächtern der Götter zu machen! Vermuthlich war er es, welcher dieser jungen Viper, dem Pancratius, Anleitung gab, unser kaiserliches Edict herabzureißen. Weißt du, wo er ist?"

„Ja, Majestät! Torquatus, welcher den christlichen Aberglauben aufgegeben, hat es mir gesagt."

„Wer ist denn dieser Torquatus?"

„Es ist einer, welcher sich einige Zeit bei Chromatius und einer Gesellschaft Christen auf dem Lande aufhielt."

„Ei, dieß wird immer schlimmer; ist denn der Expräfect auch Christ geworden?"

„Ja, und er lebt mit vielen andern dieser Secte in Campanien."

„Was für eine Perfidie! Welcher Verrath! Ich weiß nächstens nicht mehr, wem ich trauen soll. Präfect, schickt sogleich Jemand ab, um alle diese Leute festzunehmen, auch den Schulmeister und Torquatus."

„Torquatus ist kein Christ mehr," entgegnete der Richter.

„Nun, was geht das mich an?" sagte der Kaiser verdrießlich; „arretirt so viele, als Ihr könnt, und schont keinen. Laßt sie es tüchtig fühlen, Ihr versteht mich? So, jetzt könnt ihr Alle gehen; es ist Zeit zum Abendessen."

Corvinus ging heim, und ungeachtet der Anwendung ärztlicher Mittel hatte er die ganze Nacht Fieber und Schmerzen und konnte vor Aerger nicht schlafen. Am nächsten Morgen bat er seinen Vater, ihm die Expedition nach Campanien zu überlassen, damit er seine Ehre wiederherstellen, seine Rache befriedigen, und der Schande und dem Spott entgehen könnte, den man in der Gesellschaft ohne Zweifel auf ihn häufen würde.

Als Fulvius seine Gefangene dem Gerichte überliefert

hatte, eilte er heim, um wie gewöhnlich seine Abenteuer Eurotas zu erzählen. Der Alte horchte mit unverwüstlichem Ernst der Erzählung zu, und sagte endlich kalt: „Ganz geringer Vortheil aus all' dem, Fulvius."

„Kein unmittelbarer Vortheil, allerdings, aber eine gute Aussicht wenigstens."

„Wie so?"

„Nun, Agnes ist in meiner Gewalt; ich habe es wenigstens herausgebracht, daß sie eine Christin ist, und kann sie nun entweder für mich gewinnen oder vernichten; auf jeden Fall ist ihr Besitzthum mein."

„Nimm den zweiten Fall," sagte der Alte mit funkelndem Blicke, aber ohne sein Gesicht zu verändern, „es ist der kürzere Weg und nicht so mühsam."

„Aber meine Ehre ist dabei im Spiele; ich kann mich nicht in der Weise, wie ich dir sagte, verächtlich behandeln lassen."

„Du bist aber verächtlich behandelt worden, und dieß fordert Rache. Du hast keine Zeit mit Dummheiten zu verlieren. Deine Fonds sind beinahe erschöpft, und nichts geht ein. Du mußt einen Streich wagen."

„Gewiß, Eurotas, würdest du es lieber sehen, wenn ich es versuche, dieß Vermögen eher durch ehrenhafte (Eurotas lächelte, daß ihm ein solcher Gedanke kam), als durch schändliche Mittel zu bekommen."

„Bekomme es, bekomme es auf irgend einem Weg, wenn es nur der sicherste und geschwindeste ist. Du kennst unsern Vertrag. Entweder die Familie wird wieder zu Vermögen und Ansehen gebracht, oder sie endet in und mit dir. Sie soll nimmer länger in Verachtung, d. h. in Armuth, schmachten."

„Ich weiß, ich weiß, ohne daß du mich jeden Tag an die schreckliche Bedingung zu erinnern brauchst," sagte

Fulvius, die Hände ringend und am ganzen Leibe zitternd. „Gib mir Zeit genug, und Alles wird gut werden."

„Ich gebe dir Zeit, bis alle Hoffnung vorbei ist. Die Sachen stehen wirklich nicht glänzend; aber Fulvius, es ist Zeit, daß ich dir sage, wer ich bin."

„Wie, wärest du nicht der treue Diener meines Vaters, dessen Sorgfalt er mich anvertraute?"

„Ich bin der ältere Bruder deines Vaters, Fulvius, und bin das Haupt der Familie. Ich hatte nur Einen Gedanken, nur Ein Ziel im Leben — unser Haus zu dem Glanze und zu der Höhe wieder zu erheben, von welcher die Nachlässigkeit und Verschwendung meines Vaters es herabbrachte. In der Meinung, dein Vater, mein Bruder, besitze dazu größere Geschicklichkeit als ich, trat ich ihm meine Rechte unter gewissen Bedingungen ab, worunter auch die war, daß ich dein Vormund sein und ausschließlich deinen Geist bilden dürfte. Du weißt, wie ich dich erzogen habe, dich nichts um die Mittel zu bekümmern, daß unser großes Ziel erreicht werde."

Fulvius, der mit Staunen und tiefer Aufmerksamkeit dem Sprechenden zugehört hatte, erlag fast vor Scham, als er ihre beiden Herzen so offen bloßlegte. Der finstere Alte heftete seinen Blick noch durchdringender auf ihn, und fuhr fort:

„Du erinnerst dich an die schwarze That, wodurch der getheilte Rest des Familiengutes in deiner Hand vereinigt wurde."

Fulvius bedeckte schaudernd sein Gesicht mit den Händen, und sagte bittend: „O, verschone mich damit, Eurotas! um des Himmels willen, verschone mich!"

„Nun denn," versetzte der Andere, ungerührt wie immer, „ich will kurz sein. Vergiß nicht, Vetter, daß, wer vor einer glänzenden Zukunft nicht zurückschaudert, die durch Schuld zu gewinnen ist, nicht vor einer Vergangenheit

beben darf, welche durch ein Verbrechen dieselben vorbereitete. Denn die Zukunft wird einst auch Vergangenheit sein. Laß unsern Vertrag aufrichtig und ehrlich sein; denn es gibt sogar in der Sünde eine Ehrlichkeit. Die Natur gab dir einen Ueberfluß von Selbstsucht und List, und mir hat sie Kühnheit und Rücksichtslosigkeit verliehen, derselben die Richtung zu geben. Unser Loos fällt mit demselben Wurfe — wir werden reich oder sterben zusammen."

Fulvius verfluchte in seinem Innern den Tag, da er nach Rom kam, oder sich mit seinem strengen Herrn verband, dessen geheimnißvolles Band fester war, als er je zuvor geahnt hatte; allein er fühlte sich, wie an ihn hingebannt, und so kraftlos, wie ein Lamm in den Krallen des Löwen. Mit einem schwerern Herzen als je legte er sich auf sein Lager; denn ein schwarzes, drohendes Verhängniß lastete immer auf seiner Seele, so oft die Nacht zurückkehrte.

Der Leser ist vielleicht begierig, zu erfahren, was aus dem dritten Glied unsers würdigen Kleeblatts, dem Apostaten Torquatus geworden ist. Als er verwirrt fortlief, um nach dem Grabe zu schauen, das ihn leiten sollte, fügte es der Zufall, daß gerade innerhalb der Gallerie, die er betrat, eine verfallene, in Sandstein gehauene Treppe war, die in ein tieferes Stockwerk des Kirchhofs hinablief. Die Stufen waren ausgetreten und schlüpfrig, und führten steil abwärts. Torquatus, sein Licht vor sich hertragend und unüberlegt fortrennend, fiel häuptlings hinab und blieb betäubt und sinnlos am Boden liegen, lange nachdem sich seine Gefährten entfernt hatten. Dann kam er wieder zu sich, war aber einige Zeit so verwirrt, daß er nicht wußte, wo er war. Er stand auf und tappte herum, bis ihm das Bewußtsein vollkommen zurückkehrte und er sich erinnerte, daß er in einer Katakombe sei; aber er konnte nicht begreifen, warum er allein und in der Finsterniß war. Es fiel ihm dann ein, daß er einige Kerzen bei sich trage und

einen Feuerzeug. Er machte davon Gebrauch, und befand sich zu seiner Freude wieder im Lichte; allein er hatte sich von der Treppe, an die er sich gar nicht erinnerte, entfernt, lief immer weiter und verwickelte sich immer mehr in das unterirdische Labyrinth.

Er war überzeugt, daß er, ehe seine Kräfte erschöpft oder die Kerzen ausgebrannt wären, zu irgend einem Ausgang kommen müsse; aber nach und nach fing er ernstlich unruhig zu werden an. Ein Licht um das andere war ausgebrannt, und seine Kräfte fingen zu schwinden an, denn er hatte vom frühen Morgen nichts gegessen, und nachdem er offenbar Stunden lang herumgeirrt war, fand er sich auf derselben Stelle wieder. Zuerst hatte er nachlässig um sich geschaut, und gleichgiltig die Inschriften auf den Gräbern gelesen; als er aber immer schwächer wurde und seine Hoffnung auf Erlösung immer mehr schwand, da fingen diese hehren Denkmäler des Todes an in einer Sprache mit seiner Seele zu sprechen, die sie nicht von sich weisen, noch mißverstehen konnte. „Beigesetzt im Frieden" war der Bewohner des einen, „ruhend in Christus" war ein anderer, und selbst die tausend namenlosen um sie herum schliefen in stiller Ruhe, und jedem war das Siegel der mütterlichen Sorgfalt der Kirche an seinem Ruheplatz aufgedrückt. Und drinnen harrten die einbalsamirten Ueberreste auf den Schall der Engelstrompete, um sie zu einer glücklichen Auferstehung zu erwecken. Und er konnte in einigen Stunden todt sein, wie sie; er zündete seine letzte Kerze an, und sank dann auf einen Haufen Schutt nieder; würden ihn wohl auch fromme Hände in Frieden beisetzen, wie diese? Auf dem kalten Boden, allein, sollte er sterben, unbemitleidet, unbetrauert, unbekannt. Hier sollte er modern und in Stücke zerfallen, und wenn nach Jahren seine Gebeine, des christlichen Begräbnisses entbehrend, gefunden würden, so mochte vielleicht die Sage vermuthen, daß es

die verwünschten Ueberreste eines Apostaten sein könnten, der sich im Kirchhofe verlor, und selbst sie mochten aus diesem geweihten Boden hinausgeworfen werden, wie er aus der Gemeinschaft der Kirche.

Der Augenblick kam schnell heran, er konnte es fühlen; sein Kopf taumelte, sein Herz pochte. Die Kerze wurde schon zu kurz für seine Finger, und er stellte sie auf einen Stein neben sich. Sie mochte noch drei Minuten länger brennen, aber ein durch das Gewölbe sickernder Tropfen fiel darauf und löschte sie aus. So ängstlich suchte er noch diese drei Minuten Licht weiter von diesem kleinen Kerzenstümpchen zu erhalten, so begierig war er, nur noch einen Blick auf die Dinge außer ihm zu werfen, damit er nicht auf die in ihm schauen müßte, daß er Stein und Stahl herauszog und eine Viertelstunde lang arbeitete, von einem durch den kalten Schweiß seines Leibes befeuchteten Zunder Feuer zu erhalten. Als er den Rest des Lichtes angezündet hatte, so heftete er, anstatt die Flamme zum Umschauen zu benützen, seine Augen mit blödsinnigem Stieren darauf hin, und wartete, bis es hinabgebrannt war, als ob es der Zauber wäre, welcher sein Leben fest hielt, und dieses mit ihm erlöschen müßte. Bald verglühte der letzte Funke, wie ein Glühwurm, rauchend auf der rothen Erde und erstarb.

War er auch gestorben? dachte er. Warum nicht? Vollkommene, ewige Finsterniß war über ihn gekommen. Er war für immer ausgeschlossen von der Verbindung mit den Lebendigen, sein Mund sollte keine Nahrung mehr verkosten, sein Ohr keinen Ton mehr hören, seine Augen kein Licht mehr schauen. Er war in der Gesellschaft der Todten, nur war sein Grab viel größer als ihres, aber demungeachtet war es eben so finster und einsam, und für ewig geschlossen. Was ist der Tod anders?

Nein, es konnte noch nicht der Tod sein. Auf den Tod folgte sonst noch Etwas; aber eben dieß sollte kommen.

Der Wurm begann in seinem Gewissen zu nagen, und wuchs zusehends zur Länge einer Viper heran, und wand sich um sein Herz. Er versuchte, an angenehme Dinge zu denken und sie traten vor ihn: die stillen Stunden in der Villa bei Chromatius und Polycarp, ihre freundlichen Worte und letzte Umarmung; aber aus dieser schönen Erscheinung fuhr ein vernichtender Blitz hervor; er hatte sie verrathen, er hatte von ihnen gesprochen; mit wem? — Mit Fulvius und Corvinus. Die unglückliche Saite war berührt, wie der krankhafte Nerv eines Zahns, der seinen Schmerz gerade nach dem Centrum des Gehirns richtet. Die trunkene Schwelgerei, das unehrliche Spiel, die schlechte Heuchelei, der gemeine Verrath, der nicht aufrichtige Abfall, die schrecklichen Frevel am Heiligen in den letzten Tagen, der mörderische Angriff an diesem Morgen — all' dieß trat vor ihn. Es waren Dämone, die Hand in Hand in der Finsterniß vor ihm her tanzten, jauchzend, lachend, spottend, weinend, ächzend, Zähne knirschend. Feuerfunken, die durch sein geschwächtes Gehirn aus seinen Augen flogen, schienen von flammenden Fackeln in ihren Händen herabzufallen. Er sank nieder und bedeckte seine Augen.

„Ich muß doch todt sein!" sprach er bei sich selbst, „denn der höllische Pfuhl kann nichts Schlimmeres haben, als dieß."

Sein Herz war zu schwach zur Wuth, es ging in ihm in der Ohnmacht der Verzweiflung unter. Seine Kraft nahm schnell ab, als es ihm vorkam, wie wenn er in der Ferne einen Ton hörte. Er legte den Gedanken weg, aber die Welle einer fernen Harmonie traf wieder an sein Ohr. Er richtete sich auf, es wurde immer deutlicher, und tönte so lieblich, so gleich einem Chor englischer Stimmen, aber in einer andern Sphäre, daß er zu sich sagte: „Wer hätte gedacht, daß der Himmel der Hölle so nahe wäre! Oder begleiten sie den furchtbaren Richter zu meinem Gerichte?"

Und nun zeigte sich ein schwacher Lichtschimmer in derselben Entfernung, wie die Töne, und die Worte der Melodie wurden deutlich gehört:

„In pace, in idipsum, dormiam et requiescam“ *.

„Diese Worte sind nicht für mich; sie mögen bei der Beerdigung eines Martyrers passen, aber nicht auf das Begräbniß eines Verworfenen.“

Das Licht nahm zu, es glich der Morgendämmerung, die in den Tag übergeht, drang in die Gallerie und durchzog dieselbe, indem es wie in einem Spiegel eine Erscheinung zeigte, die zu deutlich war, um nicht wirklich zu sein. Zuerst kamen Jungfrauen in langen Gewändern und mit Lampen in der Hand, dann vier, die in ihrer Mitte eine in ein weißes Leintuch gehüllte Gestalt trugen, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, nach ihnen der jugendliche Akolythe Tarcisius, welcher ein Rauchfaß trug, von Weihrauch dampfend, und nach andern Geistlichen der ehrwürdige Oberhirte selbst, von Reparatus und einem andern Diakon bedient, Diogenes und seine Söhne mit traurigem Gesichte, und viele andere, unter welchen er Sebastian unterscheiden konnte, schloßen den Zug. Da viele auch Lampen oder Kerzen trugen, so schienen die Gestalten sich in einer unveränderlichen Atmosphäre des mildesten Lichtes zu bewegen.

Als sie an ihm vorüberzogen, sangen sie den nächsten Vers des Psalmes:

„Quoniam Tu Domine singulariter in spe constituisti me“ †.

„Dieß,“ rief er sich erhebend aus, „dieß ist für mich.“

Mit diesem Gedanken hatte er sich auf seinen Knieen

* „Ich schlafe darüber in Frieden und ruhe.“ Ps. 4, 9. — † „Denn Du, Herr, hast mich sonderlich festgestellt in der Hoffnung.“ Ps. 4, 10.

aufgerichtet, und durch einen Strahl der Gnade kamen Worte, die er früher gehört, wie ein Echo zu ihm zurück, Worte, die zu dem Augenblick paßten, Worte, die er — er fühlte es — sprechen mußte. Er kroch vorwärts, ermattet und schwach die Gallerie entlang, durch welche die Leichenprozession zog, und folgte ihr unbemerkt in der Ferne. Sie trat in ein Gemach, und es wurde hell darin, so daß ein Gemälde des guten Hirten in vollem Glanze auf ihn herabschaute; aber er wollte die Schwelle nicht übertreten, wo er stand, auf die Brust klopfend und um Gnade betend.

Der Leib wurde auf den Boden niedergelegt, man sang andere Psalmen und Hymnen und las Gebete vor, Alles in jenem heitern Tone, und in der fröhlichen Weise der Hoffnung, womit die Kirche immer vom Tode gehandelt hat. Endlich wurde er unter einem Bogen in das für ihn bereitete Grab gelegt. Während dieß geschah, näherte sich Torquatus einem der Zuschauer und flüsterte ihm die Frage zu:

„Wessen Leiche ist dieß?"

„Es ist," erwiederte dieser, „die Beisetzung der seligen Cäcilie, welche heute Morgen in diesem Kirchhof in die Hände der Soldaten fiel und deren Seele Gott zu sich nahm."

„Dann bin ich ihr Mörder!" rief er mit dumpfem Stöhnen aus, und zu den Füßen des Papstes hin wankend, fiel er vor ihm nieder. Es dauerte einige Zeit, ehe er seine Gefühle ausdrücken konnte. Endlich sprach er die Worte, die er sich vorgenommen hatte:

„Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und gegen dich, und bin nicht würdig, dein Kind zu heißen." Der Papst hob ihn freundlich auf, und drückte ihn an seine Brust, mit den Worten:

„Willkommen, mein Sohn, zurück in deines Vaters Haus, wer du auch sein magst; aber du bist schwach und matt und bedarfst der Ruhe."

Sogleich wurde für eine Erfrischung gesorgt, allein

Torquatus wollte nicht ruhen, bis er seine ganze Schuld bekannt hatte, nebst den Verbrechen des Tages; denn es war noch der Abend desselben Tages. Alle freuten sich über die Rückkehr des verlornen Sohnes, über das Wiederfinden des verirrten Schafes.

Agnes warf den letzten, zärtlichen Blick auf das Leichentuch der blinden Jungfrau, schaute dann zum Himmel auf, und es däuchte ihr, als sehe sie dieselbe zu den Füßen ihres Bräutigams sitzen, und lächelnd mit weit geöffneten Augen eine Hand voll Blumen auf das Haupt des Büßers herabwerfen, die ersten Früchte ihrer Fürbitte im Himmel.

Diogenes und seine Söhne trugen Sorge für Torquatus. In einem christlichen Hause in der Nähe verschaffte man ihm eine bescheidene Wohnung, damit er nicht im Bereich der Versuchung oder der Rache wäre, und er wurde in die Klasse der Büßenden aufgenommen, wo Jahre der Sühne, abgekürzt durch die Fürbitte der Bekenner, d. h. der künftigen Martyrer, ihn zur vollen Wiedereinsetzung in die Vorrechte, die er verscherzt hatte, vorbereiten sollten *.

Neunzehntes Kapitel.

Doppelte Rache.

Sebastian's Besuch in dem Kirchhofe hatte nicht blos den Zweck, die irdischen Ueberreste der ersten Martyrin hieher zu bringen, sondern auch, sich mit Marcellinus wegen seiner

* Das Bußsystem der ersten Kirche wird besser in einem Buche, das die zweite Periode der Kirchengeschichte — die Kirche der Basiliken — enthält, beschrieben werden. Es ist wohl bekannt, besonders aus den Schriften des heiligen Cyprian, daß Jene, welche sich in der Verfolgung schwach zeigten, und öffentlicher Buße unterworfen waren, eine Abkürzung ihres Termins, d. h. einen Ablaß erhielten durch die Fürbitte der Bekenner oder der um des Glaubens willen Eingekerkerten.

Sicherheit zu berathen. Sein Leben war zu kostbar für die Kirche, als daß es so früh geopfert werden durfte, und Sebastian wußte, wie eifrig man darnach strebte. Torquatus bestätigte dieß nun, indem er Fulvius' Plane mittheilte und die Ursache seiner Anwesenheit bei der December-Ordination. Die gewöhnliche päpstliche Residenz war nicht länger sicher, und ein kühner Gedanke hatte sich des muthigen Kriegers bemächtigt, „des Beschützers der Christen," wie er nach dem Berichte seiner Acten von der kirchlichen Autorität genannt wurde; er wollte nämlich den Oberhirten da unterbringen, wo Niemand ihn vermuthen, oder es sich träumen lassen könnte, ihn aufzusuchen — in dem Pallast der Cäsaren selbst *.

Gehörig vermummt verließ der heilige Bischof die Katakombe, und wurde, von Sebastian und Quadratus begleitet, sicher in die Gemächer einer vornehmen, christlichen Dame, Namens Irene, gebracht, welche in einem abgelegenen Theile des Pallastes wohnte, wo ihr Gemahl ein Hofamt hatte.

Den andern Morgen in der Frühe war Sebastian bei Pancratius. „Mein lieber Knabe," sprach er, „du mußt Rom augenblicklich verlassen und nach Campanien gehen. Ich habe Pferde bereit für dich und Quadratus, und es ist keine Zeit zu verlieren."

„Und warum, Sebastian?" erwiederte der Jüngling mit betrübtem Gesichte und thränenschwerem Auge. „Habe ich etwas Unrechtes gethan, oder zweifelst du an meiner Standhaftigkeit?"

„Keines von beiden, ich versichere dich; aber du hast mir versprochen, dich in allen Stücken von mir leiten zu lassen, und ich hatte deinen Gehorsam nie nothwendiger, als eben jetzt."

* Dieß wird in den eben angeführten Acten erzählt.

„Sag' mir, warum, guter Sebastian, ich bitte dich!"

„Es muß noch ein Geheimniß bleiben."

„Was, noch ein Geheimniß?"

„Nenn' es das nämliche, das zur selben Zeit offenbar werden soll; aber ich kann dir sagen, was du thun sollst, und dieß, denk' ich, wird dich zufrieden stellen. Corvinus hat Befehl erhalten, Chromatius und seine ganze Gemeinde festzunehmen, die noch jung im Glauben ist, wie uns das traurige Beispiel des Torquatus gezeigt hat, und, was noch schlimmer, deinen alten Lehrer Cassianus zu Fundi zu einem grausamen Tode zu schleppen. Ich wünschte, daß du vor seinem Boten hineilst (vielleicht geht er selbst) und sie warnest."

Pancratius blickte wieder heiter auf; er sah, daß Sebastian ihm vertraute. „Dein Wunsch ist Grund genug für mich," sagte er lächelnd; „aber ich würde an's Ende der Welt gehen, um meinen guten Cassianus zu retten, oder jeden andern Mitchristen."

Er war bald bereit, nahm von seiner Mutter herzlich Abschied, und ehe Rom ganz aus dem Schlafe erwacht war, trabten er und Quadratus, jeder mit einem gut versehenen Sattelranzen, auf ihren gewaltigen Rossen über die Campania von Rom hin, um die weniger besuchte und mehr sichere Bahn des lateinischen Weges zu erreichen.

Da Corvinus beschlossen hatte, die feindliche Expedition in seiner eigenen Hand zu behalten, als ein ehrenvolles, Gewinn bringendes und zugleich angenehmes Geschäft, so wurde dieselbe um einen Tag verschoben, sowol damit er sich in Betreff seiner Schultern behaglicher fühlen möchte, als auch damit er die geeigneten Vorkehrungen treffen könnte. Er hatte einen Wagen gemiethet und eine Schaar numidischer Läufer gedungen, welche mit einem Wagen in vollem Galoppe gleichen Schritt halten konnten; allein er war einen oder zwei Tage hinter den zwei Christen zurück, wiewol er natürlich auf der kürzern und mehr betretenen appischen Straße reiste.

Als Pancratius auf der Villa der Statuen ankam, fand er die kleine Gemeinde bereits in Aufregung durch die Gerüchte von der Publication des Edictes, welche dahin gedrungen waren. Er wurde von Allen auf's Wärmste bewillkommt, und Sebastian's Warnungsbrief mit tiefer Ehrfurcht aufgenommen. Gebet und Berathung folgten dem Durchlesen desselben, und verschiedene Beschlüsse wurden gefaßt. Marcus und Marcellianus waren mit ihrem Vater Tranquillinus bereits zur Ordination nach Rom gegangen. Nikostratus, Zoë und Andere folgten ihnen nun. Chromatius, welcher nicht zur Marterkrone bestimmt war, obgleich er am 11ten August von der Kirche mit seinem Sohne Tiburtius erwähnt wird, fand für einige Zeit eine Zuflucht in Fabiola's Villa, wozu man sich Briefe von der Besitzerin derselben verschafft hatte, ohne daß sie den Grund wußte, warum; denn er wünschte etwas länger in der Nachbarschaft zu verweilen. Die Villa ad Statuas endlich wurde einigen treuen Dienern anvertraut, auf die man sich vollkommen verlassen konnte.

Als die beiden Reisenden sich und ihren Pferden eine gute Rast gegönnt hatten, ritten sie denselben Weg, den Torquatus unlängst gemacht hatte, nach Fundi, wo sie in einem unansehnlichen Wirthshause außerhalb der Stadt am römischen Wege einstellten. Pancratius fand bald seinen alten Lehrer, welcher ihn herzlich umarmte. Er theilte ihm seine Botschaft mit, und drang in ihn, zu fliehen, oder sich wenigstens zu verbergen.

„Nein," sagte der gute Mann, „das darf nicht sein. Ich bin schon alt und meines unfruchtbaren Geschäftes müde. Ich und mein Diener sind die einzigen zwei Christen in der Stadt. Die besten Familien haben allerdings ihre Kinder in meine Schule geschickt, weil sie wußten, dieselbe werde so sittlich streng gehalten, als es das Heidenthum gestatten will; allein ich habe nicht Einen Freund unter meinen

Schülern gerade wegen dieser Strenge. Sie haben nicht einmal die natürliche Bildung römischer Heiden; es sind rohe Landbengel, und ich glaube, es gibt einige unter den ältern, die sich kein Gewissen daraus machen würden, mir das Leben zu nehmen, wenn sie es ungestraft thun könnten."

„Was für ein elendes Leben, Cassianus, müßt Ihr führen! Habt Ihr denn keinen Eindruck auf sie gemacht?"

„Wenig oder gar keinen, lieber Pancratius. Und wie kann ich's, während ich mit ihnen jene gefährlichen Bücher voll Fabeln lesen muß, welche die römische und griechische Literatur enthält? Nein, ich habe durch meine Worte wenig ausgerichtet, vielleicht, daß mein Tod mehr für sie thun kann."

Pancratius fand alles Zureden vergeblich, und würde sich fast mit ihm in seinem Entschlusse, zu sterben, vereinigt haben, hätte er nicht Sebastian versprochen, sein Leben während der Reise nicht auszusetzen; allein er beschloß, in der Nähe der Stadt zu bleiben, bis er das Ende sähe.

Corvinus kam mit seinen Leuten in der Villa des Chromatius an, und stürzte früh am Morgen plötzlich durch das Thor dem Hause zu. Er fand es leer, suchte es durch und durch, aber entdeckte weder eine Person, noch ein Buch oder ein Zeichen von Christenthum. Bestürzt und voll Unruhe blickte er um sich, und da er einen Diener im Garten arbeiten sah, so fragte er ihn, wo sein Herr sei.

„Herr nicht sagen Sklaven, wohin er geht," war die Antwort, in einem Latein, das einer so groben Phraseologie entsprach.

„Du hast mich zum Besten. Welchen Weg gingen er und seine Gefährten?"

„Durch jenes Thor."

„Und dann?"

„Schaut den Weg," antwortete der Diener; „Ihr seht Thor? ganz wohl; Ihr seht nicht mehr; ich hier arbeiten, ich sehen Thor, ich sehen nicht mehr."

„Wann gingen sie fort? Wenigstens kannst du das sagen.“

„Nachdem die Zwei kamen von Rom.“

„Was für zwei? Immer zwei, scheint's.“

„Einer guter Jüngling, sehr hübsch, singt so schön. Der Andere, sehr dick, sehr stark, ach sehr! Seht Ihr dort jenen jungen Baum ausgerissen mit der Wurzel? Er thut das so leicht, als ich meinen Spaten aus dem Boden ziehen.“

„Gerade die zwei,“ rief Corvinus voll Wuth aus. „Wieder hat der feige Bube meine Plane durchkreuzt und meine Hoffnungen vernichtet. Er soll dafür büßen.“

Sobald er ein wenig ausgeruht hatte, setzte er seine Reise wieder fort, fest entschlossen, alle seine Wuth an seinem alten Lehrer auszulassen, wenn nicht der, welchen er als seinen bösen Genius ansah, ihm wieder zuvorgekommen war. Auf dem ganzen Wege beschäftigte er sich mit Racheplänen gegen Lehrer und Mitschüler, und es freute ihn köstlich, daß wenigstens Einer zu Fundi war, als er dort ankam. Er zeigte dem Statthalter den Befehl zur Verhaftung und Bestrafung des Cassianus als eines höchst gefährlichen Christen; allein dieser Beamte, ein humaner Mann, bemerkte, daß sein Auftrag in dieser Sache das gewöhnliche gerichtliche Verfahren überflüssig mache, und gab Corvinus volle Macht, zu handeln. Er bot ihm aber den Beistand eines Scharfrichters und anderes Erforderliche an, was Corvinus ablehnte. Er hatte in seiner Leibgarde genug Werkzeuge der Grausamkeit mitgebracht; doch nahm er einen öffentlichen Diener mit sich.

Er ging auf das Schulhaus zu, als es eben mit Schülern angefüllt war, verschloß die Thüre, und machte Cassianus, der ihm mit offenen Armen und freundlichem Gesichte zum Gruße entgegentrat, den Vorwurf eines Verschwörers gegen den Staat und eines treulosen Christen. Ein lautes Geschrei erhob sich aus dem Knabenhaufen und am Tone desselben,

und wie er um sich blickte, merkte Corvinus gleich, daß Viele darunter sein mochten, wie er selbst — junge Bären mit Hyänenherzen.

„Buben," rief er aus, „liebt ihr euren Lehrer Cassianus? Er war einst auch meiner, und ich hab' ihm noch Manches nachzutragen."

Ein Geheul der Verwünschung erscholl von den Bänken.

„Dann habe ich gute Neuigkeiten für euch; hier ist die Erlaubniß von dem göttlichen Kaiser Maximian, daß ihr mit ihm thun könnt, was euch beliebt."

Ein Hagel von Büchern, Schreibtafeln und andern Schulwerkzeugen wurde gegen den Lehrer gerichtet, welcher unbeweglich mit gekreuzten Armen vor seinem Verfolger stand. Dann drangen sie von allen Seiten heran in drohender Stellung zu einem rohen Angriff.

„Halt, halt!" rief Corvinus aus, „wir müssen systematischer zu Werke gehen." Er hatte sich in Gedanken in seine eigene liebe Schulzeit zurückversetzt, in jene Tage, auf welche die Meisten mit einem Herzen zurückschauen, das sanftere Gefühle empfindet, als die Betrachtung der Gegenwart erregen kann. Er schwelgte in der Erinnerung an jene erste Zeit, wo Andere nur das Bild fröhlicher, glücklicher Stunden finden, und suchte in seinem Gedächtnisse nach Etwas, was ihm damals am Meisten Spaß gemacht hätte, damit er es der hoffnungsvollen Jugend, die ihn umstand, als eine besondere Freude gewähren könnte; allein er konnte an nichts denken, was ihm ein solcher Genuß gewesen wäre, als seinem Lehrer jeden Streich der Strafe heimzuzahlen, und jedes Wort des Tadels, das er empfangen, in Blut auf seinen Leib zu schreiben. Köstlicher Gedanke, der nun in Erfüllung gehen sollte!

Es ist ferne von uns, die Gefühle des freundlichen Lesers durch die Beschreibung der grausamen und satanischen Martern zu verletzen, womit die heidnischen Verfolger

unsere christlichen Vorfahren quälten. Wenige sind schrecklicher und dabei besser beglaubigt, als die an dem Martyrer Cassianus verübte Qual.

Gebunden in die Mitte dieser jungen Tiger gestellt, wurde er ihrer bübischen Grausamkeit als langsames Opfer überlassen. Einige, wie uns der christliche Dichter Prudentius erzählt, schrieben mit den stählernen Spitzen, womit man die Schrift auf wächserne Tafeln einzugraben pflegte, ihre Aufgaben auf ihm; Andere übten den Scharfsinn einer frühreifen Brutalität, indem sie seinem zerfleischten Leibe jede erdenkliche Qual zufügten. Blutverlust und heftige Pein erschöpften ihn endlich, und er fiel auf den Boden nieder, ohne wieder aufstehen zu können.

Ein Jubelgeschrei folgte, neue Schändlichkeiten wurden verübt, und der Trupp junger Teufel zerstreute sich, um die Geschichte ihres Spasses zu Hause zu erzählen. Christen ein anständiges Begräbniß zu geben, kam ihren Verfolgern nie in den Sinn, und Corvinus, welcher seine Augen an dem Schauspiele seiner Rache geweidet, und seine bereitwilligen Werkzeuge zu ihren Grausamkeiten angeleitet hatte, ließ den sterbenden Mann, wo er lag, damit er unbeachtet sein Leben aushauche. Sein treuer Diener jedoch hob ihn auf, legte ihn auf sein Bett, und gab, wie es verabredet war, Pancratius Nachricht, welcher sich bald an seiner Seite befand, während sein Gefährte Anstalten zu ihrer Abreise traf. Der Jüngling entsetzte sich bei dem Anblicke und bei der Erzählung von der ausgesuchten Marter seines alten Lehrers, wie er sich auf der andern Seite durch seine Geduld erbaute; denn nicht ein Wort des Vorwurfs war ihm entschlüpft, und Gebet allein hatte seine Gedanken und seine Zunge beschäftigt.

Cassianus erkannte seinen lieben Zögling, lächelte ihn an, und drückte seine Hand in der seinigen, konnte aber nicht sprechen; nachdem er noch bis zum Morgen gelitten,

gab er sanft seinen Geist auf. Die letzten Gebräuche christlichen Begräbnisses wurden ihm in der Stille auf dem Platze erwiesen; denn das Haus gehörte ihm, und Pancratius eilte von der Scene weg mit schwerem Herzen und nicht geringem Zorn über den herzlosen Wilden, welcher ein solches Trauerspiel ersonnen hatte und ohne Gewissensbiß Zeuge davon war. Er täuschte sich jedoch; denn kaum hatte Corvinus seine Rache gesättigt, als er die ganze Schmach und Schande seiner That fühlte; er fürchtete, es möchte seinem Vater bekannt werden, welcher Cassianus immer geschätzt hatte; er fürchtete den Unwillen der Eltern, deren Kinder er an diesem Tage eigentlich demoralisirt und zu nicht viel weniger, als zu einem Vatermorde angeleitet hatte. Er befahl, seine Pferde anzuspannen; aber man sagte ihm, sie müßten noch einige Stunden ausruhen. Dieß vermehrte sein Mißbehagen, und er setzte sich zum Trinken nieder, um seine Sorge zu ersäufen und die Zeit zu vertreiben.

Endlich brach er zur Reise auf, und nachdem er ein paar Stunden unterwegs eingekehrt hatte, fuhr er durch die Nacht dahin. Der Weg war von anhaltendem Regen beschwerlich, und lief an dem großen Canale hin, welcher die pontinischen Sümpfe entwässert, und zwischen zwei Reihen von Bäumen.

Corvinus hatte beim Anhalten wieder getrunken und war erhitzt von Wein, Unruhe und Gewissensbissen. Der langsame Schritt seiner ermatteten Rosse brachte ihn auf, und er trieb sie wüthend mit der Peitsche an. Während sie so aufgereizt wurden, hörten sie das Getrampel von Pferden schnell hinter sich herkommen, und rannten vorwärts mit unwiderstehlicher Eile. Die Diener blieben bald zurück, und die scheuen Pferde galoppirten zwischen den Bäumen auf dem schmalen Pfade neben dem Canale hin, indem sie den Wagen entsetzlich hin und her rüttelten. Als die hintenher Reitenden das heftige Rasseln von Hufen und Rädern

hörten, und das Geschrei der nacheilenden Diener, gaben sie ihren Pferden den Sporn und ritten rasch vorwärts. Sie waren kaum an den Nachlaufenden vorbei, als sie ein Krachen und einen Plump hörten. Das Rad war gegen einen Baumstamm gestoßen, der Wagen umgefallen und sein halbbetrunkener Lenker kopfüber in's Wasser gestürzt. Im Augenblicke war Pancratius mit seinem Begleiter vom Pferde, und neben dem Canale.

Bei dem schwachen Scheine des aufgehenden Mondes und am Tone seiner Stimme erkannte der Jüngling den im trüben Strome kämpfenden Corvinus. Es war nicht tief an der Stelle, aber das hohe, kothige Ufer war naß und schlüpfrig, und so oft er hinaufzuklimmen versuchte, glitt sein Fuß aus, und er fiel mitten in's tiefe Wasser zurück. Er war von diesem kalten Bade bereits beinahe erstarrt und erschöpft.

„Es würde ihm Recht geschehen, wenn man ihn hier ließe," murrte der rauhe Centurio.

„Still, Quadratus, wie könnt Ihr so reden? haltet mich bei der Hand! So!" sagte der Jüngling, indem er sich über das Ufer lehnte und seinen Feind am Arme ergriff, als er eben einen verdorrten Strauch, woran er sich hielt, loslassen und erschöpft in den Strom zurückfallen wollte; es wäre sein letzter Fall gewesen. Sie zogen ihn heraus und legten ihn auf die Straße, eine bemitleidenswerthe Gestalt für seinen größten Feind. Sie rieben seine Schläfe und Hände, und er hatte eben angefangen, wieder aufzuleben, als seine Diener herankamen. Diesen übergaben sie ihn zur Pflege nebst seiner Börse, welche ihm aus dem Gürtel gefallen war, als sie ihn aus dem Canal zogen; Pancratius aber setzte sich in den Besitz seines Messers, welches mit herausgefallen war, und das Corvinus als Beweisstück bei sich trug, um ihn zu überführen, daß er das Edict herabgeschnitten habe. Als Corvinus wieder zum

Bewußtsein kam, gaben seine Diener vor, sie hätten ihn aus dem Wasser gezogen, aber seine Börse müsse darin verloren gegangen sein. Sie trugen ihn nach einem nahen Bauernhause, während man den Wagen wieder herrichtete, und hielten mit seinem Gelde ein tüchtiges Zechgelage, so lange er schlief.

So waren an Einem Tage zwei Handlungen der Rache vollzogen — die des Heiden und die des Christen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die öffentlichen Arbeiten.

Wenn schon vor dem Edicte die Thermen des Diocletian durch die Arbeit und den Schweiß christlicher Gefangener errichtet werden sollten, so wird es nicht überraschen, daß ihre Anzahl und ihre Leiden mit der wachsenden Wuth einer höchst grausamen Verfolgung noch mehr zunahmen. Man erwartete diesen Kaiser selbst zur Einweihung seines Lieblingswerkes, und arbeitete mit verdoppeltem Eifer daran, die Vollendung desselben zu beschleunigen. Reihen an einander gefesselter, vermeintlicher Verbrecher kamen jeden Tag aus dem Hafen von Luna, aus Sardinien, und selbst aus der Krimm oder dem Chersones an, wo man sie in den Steinbrüchen oder Bergwerken beschäftigt hatte, und wurden zu den schwerern Arbeiten der Baukunst verwendet. Baumaterial herbeizuschaffen, Steine und Marmor zu sägen und zuzuhauen, Mörtel anzumachen und die Mauern aufzubauen — das waren die Arbeiten, die man den wegen der Religion Verurtheilten auferlegte; viele von ihnen waren an ein so gemeines Geschäft gar nicht gewöhnt. Die einzige Belohnung, die sie für ihre Mühe empfingen, war die gleiche mit den Maulthieren und Ochsen, die ihre Beschäftigung theilten. Wenig Besseres, wenn je besser,

als einen Stall zum Schlafen, gerade hinreichend Nahrung, um die Kräfte zu erhalten, Kleidung genug, um sich vor der Ungunst des Wetters zu bewahren, — dieß war Alles, was sie zu erwarten hatten. Fesseln an den Knöcheln, schwere Ketten, um ihr Entweichen zu verhindern, vermehrten noch ihre Leiden, und Aufseher, um so willkommener, je rücksichtsloser sie waren, bewachten jeden Gang mit der Peitsche oder dem Stock in der Hand, stets bereit, die Mühe der Arbeit durch Qual noch zu erhöhen, entweder um ihre eigene grausame Lust an Widerstandslosen auszulassen, oder um ihren noch grausamern Herren zu gefallen.

Allein die Christen in Rom widmeten diesen heiligen Bekennern besondere Sorgfalt, welche von ihnen hoch verehrt wurden. Ihre Diakone besuchten sie, indem sie die Wächter bestachen, und junge Leute wagten sich kühn unter dieselben, um nahrhaftere Speise, oder wärmere Kleidung an sie zu vertheilen, oder ihnen die Mittel zu geben, ihre Aufseher zu beschwichtigen, um unter ihrer Hand bessere Behandlung zu erlangen. Sie pflegten sich dann auch ihrem Gebete zu empfehlen, indem sie die Ketten und die Wunden küßten, welche diese heiligen Bekenner um Christi willen an sich trugen.

Diese Versammlung von Leuten, die verurtheilt waren, weil sie ihrem göttlichen Meister treu dienten, war zu einem andern Zwecke nützlich. Wie der Fischteich, worin der üppige Lucullus seine Lampreten zum Schmause mästen ließ; wie die Käfige, worin seltene Vögel, die Ställe, in welchen wohlgenährtes Schlachtvieh zum Opfer oder Feste eines kaiserlichen Jahrtages aufbewahrt wurden; wie die Höhlen neben dem Amphitheater, worin man wilde Bestien zur Schaustellung in den öffentlichen Spielen unterhielt, ebenso waren die öffentlichen Werke die Behälter, woraus man zu jeder Zeit das Material zu einer blutigen Hekatombe nehmen, oder womit die Begierde des Volks nach grausamen

Schauspielen bei Gelegenheit eines Festes befriedigt werden konnte; es waren die öffentlichen Speisevorrathskammern für jene reißenden Thiere, so oft das römische Volk an ihren wilden Gelüsten Theil zu nehmen wünschte.

Eine solche Gelegenheit nahte nun heran. Die Verfolgung hatte gezögert, keine Person von Bedeutung war noch festgenommen, der fehlgeschlagene Angriff am ersten Tage war noch nicht ganz verschmerzt, und man erwartete etwas Großartigeres. Das Volk verlangte mehr Unterhaltung, und ein herannahender kaiserlicher Geburtstag rechtfertigte die Gunst, ihm einen Gefallen zu thun. Die wilden Bestien, welche Sebastian und Pancratius gehört hatten, brüllten noch nach ihrer rechtmäßigen Beute. Man möchte glauben, das „Christianos ad leones“ sei von ihnen so ausgelegt worden, als ob die Christen ihnen mit Recht gehörten.

An einem Nachmittage gegen Ende Decembers ging Corvinus nach den Bädern Diocletian's von Catulus begleitet, welcher für geeignete Kämpfer im Amphitheater ein Auge hatte, ungefähr wie auf einem Jahrmarkte ein gewandter Händler für das Vieh. Er rief nach Rabirius, dem Oberaufseher der Verurtheilten, und sagte zu ihm:

„Rabirius, ich komme auf Befehl des Kaisers, um eine hinreichende Anzahl der verruchten Christen, die du unter dir hast, zur Ehre des Fechtens im Amphitheater bei Gelegenheit des kommenden Festes auszuwählen.“

„Wirklich,“ antwortete der Aufseher, „kann ich keine entbehren; ich muß das Werk in der gegebenen Frist vollenden, und dieß kann ich nicht, wenn es mir an Händen fehlt.“

„Da kann ich nicht helfen; Andere werden die Stelle Jener ersetzen, die wir dir nehmen. Du mußt Catulus und mich durch dein Revier führen, und uns die wählen lassen, welche uns zusagen.“

Obwol Rabirius über diese ungelegene Forderung brummte, so gab er doch nach, und führte sie in einen gewaltigen Hof, der eben erst überwölbt war. Man trat durch einen kreisförmigen Vorplatz ein, welcher wie das Pantheon von oben sein Licht erhielt. Dieser führte nach einem der kürzern Arme einer kreuzförmigen, weiten Halle mit einer Reihe von geringern, obgleich noch hübschen Gemächern. An jedem Winkel der Halle, wo die Arme einander durchschnitten, sollte ein gewaltiger Granitpfeiler aus Einem Block aufgerichtet werden. Zwei standen bereits an ihrem Platze, einer war mit Seilen umgürtet, die um eine Winde liefen, und sollte morgen aufgestellt werden.

Eine Anzahl Leute war eifrig beschäftigt, die letzten Vorbereitungen zu machen. Catulus gab Corvinus einen Wink und deutete mit dem Daumen auf zwei schöne Jünglinge, welche, nach Sklavenart bis auf die Lenden entblößt, wahre Prachtexemplare männlicher athletischer Formen waren.

„Diese zwei muß ich haben, Rabirius," sagte der Aufseher über die wilden Thiere, „sie passen scharmant dazu. Gewiß sind es Christen, sie arbeiten so freudig."

„Ich kann sie für den Augenblick unmöglich entbehren. Sie sind mir sechs Mann werth, oder wenigstens ein paar Pferde. Wartet, bis das schwere Werk vorüber ist, und dann stehen sie zu euren Diensten."

„Wie heißen sie, daß ich sie aufnotire? Und vergiß nicht, sie gut zu halten."

„Sie heißen Largus und Smaragdus; es sind junge Leute von guter Familie, aber sie arbeiten wie Plebejer, und werden nicht ungern mit euch gehen."

„Sie sollen ihren Wunsch haben," sagte Corvinus mit großer Lustigkeit, und so war es auch später.

Während sie durch die Werke gingen, lasen sie eine

Menge Gefangene aus; bei manchen derselben machte zwar Rabirius eine Einrede, aber gewöhnlich vergebens. Endlich kamen sie nahe zu einem jener Gemächer, welche die südliche Seite des längern Arms der Halle begränzten. In einem derselben sahen sie eine Anzahl Gefangener, die nach ihrer Arbeit ruhten. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein alter Mann, von höchst ehrwürdigem Aeußern, mit einem langen, weißen Bart, der auf seine Brust herabfiel, und von freundlichem Angesicht. Es war der Bekenner Saturnin, nun in seinem achtzigsten Jahr, und doch mit zwei schweren Ketten belastet. Auf beiden Seiten waren die mehr jugendlichen Arbeiter Cyriacus und Sisinnius, von welchen berichtet wird, daß sie bei ihrem Tagewerk, einer auf jeder Seite, ihm die Fesseln in die Höhe hielten. Ja man erzählt, daß sie eine besondere Lust daran fanden, über ihren eigenen zugewiesenen Arbeitstheil ihren schwächern Brüdern zu helfen und ihre Arbeit für sie zu thun*; allein ihre Zeit war noch nicht gekommen, denn Beide wurden, ehe sie ihre Kronen empfingen, unter dem nächsten Pontificate zu Diakonen geweiht.

Mehrere andere Gefangene lagen auf dem Boden zu den Füßen des alten Mannes, während er, auf einem Marmorblocke sitzend, mit freundlichem Ernste zu ihnen redete, und ihre Aufmerksamkeit so fesselte, daß sie ihre Leiden zu vergessen schienen. Was mochte er ihnen wohl sagen? Vergalt er etwa dem Cyriacus seine außerordentliche Menschenliebe damit, daß er ihm sagte, zum Andenken daran würde ein Theil des unermeßlichen Gebäudes, das sie eben mühsam aufrichten wollten, unter seiner Anrufung Gott geweiht, ein Titel werden, und die Reihe seiner Titularen mit einem berühmten Namen schließen? †

* Siehe Piazza, über die Kirche Santa Maria degli Angeli, in seinem Werke über die Stationen Roms. — † Der letzte Cardinal

Oder berichtete er ihnen eine andere noch herrlichere Vision, wie dieß kleine Oratorium unter der Leitung des gewaltigsten Künstlergenies, das die Welt je sehen sollte, von einem herrlichen Tempel zu Ehren der Engelskönigin verschlungen werden würde, welcher diese ganze stolze Halle mit ihrem Vorhofe umfassen sollte? * Welcher Gedanke hätte für diese armen unterdrückten Gefangenen tröstlicher sein können, als daß sie nicht so fast für den Luxus eines heidnischen Volkes, oder die verschwenderische Pracht eines nichtswürdigen Kaisers Bäder aufrichten, sondern vielmehr eine der stattlichsten Kirchen aufbauen sollten, worin nun der wahre Gott angebetet, und die jungfräuliche Mutter, die Ihn im Fleische gebar, andächtig verehrt wird?

Corvinus sah die Gruppe aus der Ferne; er hielt still und fragte den Aufseher nach den Namen Derjenigen, woraus sie bestand. Derselbe zählte sie bereitwillig auf, und fügte dann hinzu: „Ihr könnt eben so gut jenen Alten nehmen, wenn Ihr wollt, denn er verdient sein Essen nicht, was die Arbeit anbelangt.“

„Danke schön,“ versetzte Corvinus; „er würde eine hübsche Figur im Amphitheater machen. Die Leute lassen sich nicht mit so alten, abgelebten Geschöpfen abspeisen, die ein einziger Streich von der Tatze eines Bären oder Tigers umbringt. Sie wollen junges Blut fließen und die Fülle des Lebens im Kampf gegen Wunden und Streiche sehen, ehe der Tod kommt und dem Streit ein Ende macht. Aber da ist ja Einer, den Ihr nicht genannt

des erloschenen Titels von St. Cyriacus, welche Kirche aus einem Theil dieser Bäder gebildet wurde, war Cardinal Bembo.

* Michel Angelo. Die prachtvolle Kirche St. Maria degli Angeli wurde von ihm aus der im Texte beschriebenen Centralhalle und dem herumlaufenden Vestibulum hergestellt. Der Fußboden wurde später erhöht; so wurden die Pfeiler kürzer und das Gebäude um einige Fuß niederer.

habt, sein Gesicht ist von uns abgewandt, er trägt nicht die Gefangenenkleidung und hat auch keine Fesseln, wer kann es sein?"

„Ich kenne seinen Namen nicht," antwortete Rabirius; „aber es ist ein feiner Jüngling, der viel Zeit unter den Gefangenen zubringt, sie tröstet und ihnen zuweilen sogar bei ihrer Arbeit hilft. Er zahlt natürlich gut für die Erlaubniß dazu, und daher ist es nicht unser Geschäft, Fragen deßhalb zu stellen."

„Aber meine Sache ist es!" rief Corvinus heftig aus, und trat in dieser Absicht näher hinzu. Die Stimme traf das Ohr des Fremden, und er kehrte sich um, zu schauen. Da sprang Corvinus auf ihn mit dem Auge und der Behendigkeit eines wilden Thieres, hielt ihn fest und rief jubelnd aus: „Fesselt ihn sogleich! Dießmal wenigstens, Pancratius, sollst du nicht entwischen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Gefängniß.

Wenn ein Christ in unsern Tagen wirklich kennen zu lernen wünscht, was seine Vorväter in den drei Jahrhunderten der Verfolgung für den Glauben erduldeten, so möchten wir nicht, daß er sich mit dem Besuche der Katakomben begnüge, wie wir sie ihm zu schildern unternahmen, und so erfahre, was für ein Leben sie führen mußten, sondern wir möchten ihm rathen, jene unvergänglichen Erinnerungen, die Acten der Martyrer zu durchlesen, die ihm zeigen werden, wie sie zu sterben verstanden. Wir kennen nach Gottes heiligem Worte keine so rührende, so liebliche, tröstliche Schriften, die so sehr geeignet sind, den Glauben und die Hoffnung zu stärken, als diese ehrwürdigen Denkmäler. Und wenn unser Leser keine hinreichende Muße hat,

viel über diesen Gegenstand zu lesen, so würden wir ihn gern auf Ein Beispiel beschränken, die ächten Acten der heiligen Perpetua und Felicitas. Allerdings werden sie von dem Gelehrten am Besten in ihrem einfachen, afrikanischen Latein gelesen, aber wir hoffen, daß uns bald irgend Jemand eine gediegene Uebersetzung dieser und einiger andern ähnlicher Documente der ersten Christen liefern wird. Diejenigen, welche wir ausgezeichnet haben, sind die nämlichen, wie sie der heilige Augustin kannte, und Niemand vermag sie ohne Rührung zu lesen. Wenn der Leser die krankhafte Empfindlichkeit und die überspannte Aufregung, die ein moderner, französischer Schriftsteller in dem erdichteten Tagebuch eines zum Tod verurtheilten Verbrechers bis zur Stunde der Hinrichtung zu schildern versuchte, mit dem kunstlosen Pathos und der entzückenden Wahrhaftigkeit vergleichen wollte, welche eine ähnliche Erzählung der Vivia Perpetua, einer zarten einundzwanzigjährigen Dame, durchdringt, so würde er keinen Anstand nehmen, zu erklären, um wie viel natürlicher, anmuthiger und interessanter die schlichten Erzählungen des Christenthums sind, als die kühnsten Gebilde der Poesie. Und wenn unser Geist betrübt ist, oder die kleinlichen Verfolgungen unsrer Zeit unser schwaches Herz geneigt machen, zu murren, so können wir nichts Besseres thun, als uns zu jener wirklich goldenen, weil wahrhaften Legende wenden, oder zur Geschichte der edlen Martyrer von Vienne oder Lyon, oder zu den vielen ähnlichen noch vorhandenen Erzählungen, um unsern Muth durch die Betrachtung dessen zu stählen, was Kinder und Frauen, Katechumenen und Sklaven, ohne zu murren, für Christum duldeten.

Allein wir sind von unserer Erzählung abgekommen. Pancratius und etliche zwanzig Andere wurden gefesselt und an einander gekettet durch die Straßen zum Gefängniß geführt. Während man sie so hinschleppte, hilflos daher-

wankend, wurden sie von den Wächtern, die sie führten, unbarmherzig geschlagen, und einige Personen, die nahe genug standen, theilten ihnen Faustschläge und Fußtritte aus, während die Entferntern sie mit Steinen oder Koth bewarfen, oder mit empörenden Schimpfworten angriffen*. Endlich erreichten sie das mamertinische Gefängniß, und wurden hinabgestoßen, wo sie bereits andere Opfer beiderlei Geschlechts fanden, die ihre Zeit der Opferung erwarteten. Der Jüngling hatte, während man ihm Handfesseln anlegte, gerade noch Zeit, einen der Häscher zu bitten, seine Mutter und Sebastian von dem Vorfall zu benachrichtigen, indem er ihm seine Börse in die Hand drückte.

Ein Gefängniß im alten Rom war nicht der Platz, wohin ein armer Mann um Zulassung sich bewerben möchte, um da besseres Essen und eine angenehmere Wohnung zu finden als daheim. Zwei oder drei dieser Löcher, denn Besseres sind sie nicht, sind noch vorhanden, und eine kurze Beschreibung des eben erst erwähnten wird unserm Leser einen Begriff davon geben, was es hieß, Bekenner zu werden, abgesehen vom Marterthum.

Das mamertinische Gefängniß besteht aus zwei viereckigen, unterirdischen Kammern, eine unter der andern, mit nur einer einzigen runden Oeffnung in der Mitte jeden Gewölbes, wodurch allein Licht, Luft, Nahrung, Geräthe und selbst die Gefangenen hineinkommen konnten. Wenn der obere Stock voll war, so können wir uns denken, wie viel von den zwei ersten Dingen den untern erreichen konnte, und ein anderes Mittel, frische Luft hereinzulassen, oder hineinzukommen, gab es nicht. In den Mauern von großen Steinblöcken waren oder sind vielmehr Ringe befestigt, um die Gefangenen anzuschließen, aber viele wurden auf den Boden und ihre Füße in den Stock gelegt. Die

* Siehe die Erzählung des heiligen Pothinus, Ruinart I. p. 145.

erfinderische Grausamkeit der Verfolger erhöhte oft die traurige Lage auf dem feuchten Steinpflaster, indem sie dieß einzige Bett, welches den verstümmelten Gliedern und zerfleischten Rücken der gemarterten Christen erlaubt war, mit Scherben bestreuten. Daher finden wir in Afrika eine Gesellschaft von Martyrern mit dem heiligen Saturnin und Dativus an der Spitze, die alle durch ihre Leiden im Gefängnisse umkamen, und die Acten der Martyrer von Lyon belehren uns, daß viele neue Ankömmlinge im Kerker durch die Strenge desselben starben, ehe ihre Leiber irgend eine Qual erduldet hatten, während im Gegentheil einige, welche so grausam gemartert dahin zurückkehrten, daß ihre Wiederherstellung hoffnungslos schien, ohne einen ärztlichen oder andern Beistand ihre Gesundheit daselbst wieder erlangten *. In solchen Zeiten erkauften sich die Christen den Zutritt zu diesen Wohnungen des Schmerzes, aber nicht der Sorge, und verschafften Alles, was unter solchen Umständen die Leiden lindern und im Leiblichen wie im Geistlichen die Lage dieser ihrer höchst verehrten und geliebten Brüder angenehmer machen konnte.

Die römische Gerechtigkeit verlangte wenigstens die äußern Formen eines Prozesses, und deßhalb wurden die Christen aus ihren Löchern vor den Richterstuhl geführt, wo man sie einem Verhör unterwarf, von welchem höchst kostbare Beispiele in den proconsularischen Acten der Martyrer aufbewahrt sind, gerade so wie sie von dem Secretär oder Registrator des Hofes eingetragen wurden.

Als man den Bischof von Lyon, Pothinus, nun in seinem neunzigsten Jahre, fragte: „Wer ist der Gott der Christen?" so gab er mit einfacher Würde zur Antwort: „Wenn du würdig bist, wirst du es erfahren" †. Manchmal pflegte der Richter mit seinen Gefangenen sich in einen

* Ruinart I. p. 145. — † »Si dignus fueris, cognosces.« Ibid.

wissenschaftlichen Streit einzulassen, und zog nothwendig den Kürzern, obgleich dieser selten weiter ging, als daß er einfach sein christliches Glaubensbekenntniß wiederholte. Oft, wie es bei einem gewissen Ptolemäus der Fall war, was der heilige Justin schön erzählt, oder bei der heiligen Perpetua, begnügte er sich mit der einfachen Frage: „Bist du ein Christ?“ und auf eine bejahende Antwort schritt er zur Verkündigung des Todesurtheils.

Pancratius und sein Gefährte stand vor dem Richter; denn es fehlten nur noch drei Tage zu dem mumus oder den Spielen, wo sie mit den wilden Thieren kämpfen sollten.

„Was bist du?“ fragte er Einen.

„Ich bin ein Christ mit der Hilfe Gottes,“ war die Antwort.

„Und wer bist du?“ sagte der Präfect zu Rusticus.

„Ich bin zwar ein Sklave Cäsars,“ erwiederte der Gefangene; „aber da ich ein Christ wurde, so bin ich durch Christus selbst freigelassen, und durch seine Gnade und Barmherzigkeit theilhaftig geworden derselben Hoffnung, wie Jene, die du siehst.“

Hierauf wandte sich der Richter an einen Priester, Lucian, ehrwürdig durch seine Jahre und seine Tugenden, und redete ihn so an: „Wohlan, sei den Göttern und den kaiserlichen Befehlen gehorsam!“

„Niemand,“ versetzte der Greis, „kann getadelt und verurtheilt werden, welcher den Vorschriften Jesu Christi, unsers Erlösers, gehorcht.“

„Mit was für wissenschaftlichen Studien beschäftigst du dich?“

„Ich habe jede Wissenschaft zu durchdringen gesucht, und verschiedene Studien getrieben, aber endlich wurde ich ein Anhänger der Lehren des Christenthums, obgleich sie Denjenigen nicht gefallen, welche den Irrthümern falscher Meinungen folgen.“

„Elender, findest du denn ein Vergnügen an dieser Gelehrsamkeit?"

„Das größte, weil ich den Christen in der rechten Lehre folge."

„Und was ist dieß für eine Lehre?"

„Die rechte Lehre, welche wir Christen heilig halten, ist der Glaube an einen einzigen Gott, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, und das Bekenntniß des Herrn Jesu Christi, als des Sohnes Gottes, wie Er vor Alters von den Propheten verkündet wurde, und welcher kommen wird, die Menschheit zu richten. Er ist der Prediger und der Lehrer des Heils für Jene, die unter Ihm lernen wollen. Ich freilich, ein bloßer Mensch, bin zu schwach, über seine unendliche Gottheit etwas Großes zu sagen, dieß kommt den Propheten zu" *.

„Du bist, wie mir scheint, ein Lehrer des Irrthums für Andere, und verdienst, strenger gestraft zu werden, als die Uebrigen. Man lege diesen Lucian in den Stock, und strecke seine Füße aus bis zum fünften Loch †. — Und ihr zwei Weiber, was ist euer Name und Stand?"

„Ich bin eine Christin, und habe keinen andern Bräutigam, als Christum. Mein Name ist Secunda," versetzte die Eine.

„Ich bin eine Wittwe, Namens Rufina, und bekenne denselben heiligen Glauben," fuhr die Andere fort.

Endlich, nachdem er ähnliche Fragen gestellt, und von allen Andern ähnliche Antworten empfangen hatte, außer von einem Unglücklichen, welcher, zum Kummer der Uebrigen, wankte, und sich zum Opfern erbot, wandte sich der Präfect zu Pancratius mit den Worten: „Und nun, frecher Bube, der du die Kühnheit hattest, das Edict der göttlichen Kaiser

* Siehe die Acten des heiligen Justin, Ruinart I. p. 129. — † Dieß wird als die äußerst mögliche Ausdehnung angegeben.

herabzureißen, selbst für dich soll Gnade sein, wenn du den Göttern opfern willst. Zeige so zugleich deine Pietät und deinen Verstand, denn du bist noch ein Aufschößling."

Pancratius bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und gab ruhig zur Antwort: „Ich bin ein Diener Christi; Ihn bekenne ich mit dem Munde, halte Ihn fest in meinem Herzen, und bete Ihn unaufhörlich an. Diese Jugend, die du an mir siehst, hat die Weisheit grauer Haare, wenn sie nur Einen Gott anbetet; aber eure Götter mit Jenen, die sie anbeten, sind dem ewigen Verderben bestimmt" *.

„Schlagt ihn auf's Maul für seine Lästerung, und streicht ihn mit Ruthen!" rief der Richter voll Zorn aus.

„Ich danke dir," versetzte der edle Jüngling sanftmüthig, „daß ich so etwas von derselben Strafe dulde, die meinem Herrn auferlegt ward" **.

Der Präfect sprach sodann das Urtheil in der üblichen Form aus: „Lucian, Pancratius, Rusticus und die Uebrigen, und die Weiber Secunda und Rufina, die sich Alle als Christen bekannt haben, und sich weigern, dem Kaiser zu gehorchen, oder die Götter Roms anzubeten, sollen den wilden Thieren im Amphitheater des Flavius ausgesetzt werden."

Der Pöbel heulte vor Lust und Haß, und begleitete die Bekenner mit dieser rauhen Musik in's Gefängniß zurück; aber allmählig erschracken sie beinahe vor der Würde ihres Ganges und dem Glanze ihres ruhigen Angesichts. Einige behaupteten, sie müßten sich mit Wohlgerüchen gesalbt haben, denn man konnte einen leuchtenden Schein bemerken, der sie umgab †.

* So antwortete Alexander, ein Sohn der heiligen Felicitas, dem Richter. S. die Acten der heiligen Felicitas, § 3, bei Ruinart I, 56. — ** S. die Acten der heiligen Perpetua, § 18, bei Ruinart I, 220. — † Dieß wird in den Acten der Martyrer von Lyon § 10 und in den Acten der heiligen Perpetua erwähnt. Ruinart I, 146 und 219.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die heilige Wegzehrung.

Einen wahren Gegensatz gegen die Wuth und Zwietracht draußen bildete das Schauspiel innerhalb des Gefängnisses. Friede, Heiterkeit und Freude herrschten hier, und die rauhen Steinwände und Gewölbe hallten von dem Psalmengesange wieder, wobei Pancratius Vorsänger war, und wo „ein Abgrund dem andern rief" *; denn die Gefangenen in dem untern Kerker antworteten denen droben im Wechselgesange der Psalmen, welche die Umstände ihnen naturgemäß eingaben.

Der Vorabend des Kampfes mit den wilden Thieren, d. h. des Tages, wo sie von ihnen zerrissen werden sollten, war immer ein Tag größerer Freiheit. Die Freunde der bestimmten Opfer wurden zum Besuche zugelassen, und die Christen benützten keck diese Erlaubniß, und strömten dem Gefängnisse zu, um sich dem Gebete der Bekenner Christi zu empfehlen. Am Abend wurden sie herausgeführt, um das sogenannte freie Mahl zu genießen, d. h. eine reichliche und sogar üppige Mahlzeit auf Staatskosten. Die Tafel war von Heiden umgeben, welche neugierig das Benehmen und die Gesichter der Kämpfer des morgenden Tages beobachteten; allein sie konnten weder die polternde Prahlerei, noch die Muthlosigkeit und Bitterkeit gewöhnlicher Verbrecher bemerken. Für die Gäste war es wirklich eine Agape oder ein Liebesmahl, denn sie aßen mit ruhiger Freude bei heiterer Unterhaltung. Pancratius tadelte jedoch ein paar Mal die fühllose Neugier und die rohen Bemerkungen des Haufens mit den Worten: „Werdet ihr denn nicht morgen uns genug sehen können, heute unsere Freunde,

* Ps. 41, 8.

morgen unsere Feinde? Prägt euch indessen unsere Gesichter recht ein, ihr werdet sie am großen Tage des Gerichtes wieder zu sehen und zu erkennen haben." Viele zogen sich auf diesen Tadel hin zurück, und nicht Wenige wurden dadurch zur Bekehrung geführt *.

Allein während die Verfolger so für die Leiber ihrer Opfer ein Mahl bereiteten, hatte die Kirche, ihre Mutter, für die Seelen ihrer Kinder eine viel köstlichere Speise bereitet. Die Diakone waren beständig um sie gewesen, besonders Reparatus, welcher gerne ihr Loos getheilt hätte; aber seine Pflicht verbot dieß ihm für den Augenblick. Nachdem so gut als möglich für ihre zeitlichen Bedürfnisse gesorgt war, hatte er deßhalb mit dem frommen Priester Dionysius, welcher noch im Hause der Agnes weilte, ausgemacht, gegen Abend hinreichende Gaben vom Brode des Lebens abzusenden, um früh am Morgen ihres Kampfes die Helden Christi zu stärken. Obgleich die Diakone die heilige Eucharistie von der Hauptkirche zu den übrigen trugen, wo sie nur von den Titularen ausgetheilt wurde, so war doch der Dienst, dieselbe den Martyrern in's Gefängniß, oder sogar den Sterbenden zu bringen, den untern Kirchendienern anvertraut. An diesem Tage, wo das bevorstehende Gemetzel so vieler christlicher Opfer die feindlichen Leidenschaften des heidnischen Roms ungewöhnlich aufregte, war es gefährlicher, als gewöhnlich, diese Pflicht zu erfüllen; denn durch die Geständnisse des Torquatus wußte man, daß Fulvius alle Diener des Heiligthums sorgfältig aufgezeichnet und seinen zahlreichen, eifrigen Spionen eine genaue Beschreibung derselben gegeben hatte. Daher konnten sie sich kaum bei Tag hinauswagen, wenn sie nicht ganz verkleidet waren.

Das geweihte Brod war bereit, und der Priester wandte

* Vgl. die Acten der heiligen Perpetua, § 17, Ruinart I, 219.

sich um vom Altare, worauf es lag, um zu sehen, wer es wohl am sichersten überbringen könnte. Ehe ein Anderer hervortreten konnte, kniete der junge Akoluthe Tarcisius zu seinen Füßen. Mit seinen ausgestreckten Händen, bereit, die heilige Gabe zu empfangen, und mit einem Gesichte, das in seiner lieblichen Unschuld dem eines Engels glich, schien er um den Vorzug zu bitten, und sogar ihn anzusprechen.

„Du bist zu jung, mein Kind," sprach der freundliche Priester, voll Bewunderung über den Anblick, der sich ihm darbot.

„Meine Jugend, heiliger Vater, wird mein bester Schutz sein, verweigert mir diese große Ehre nicht." Die Thränen standen dem jungen Knaben in den Augen, und seine Wangen glühten vor stiller Rührung, als er diese Worte sprach. Begierig streckte er seine Hände aus, und sein Verlangen war so voll Inbrunst und Zuversicht, daß man ihm seine Bitte nicht abschlagen konnte. Der Priester nahm die heiligen Mysterien, sorgfältig in ein leinenes Tuch und dann noch in eine äußere Hülle eingewickelt, und legte sie in seine Hand mit den Worten: „Vergiß nicht, Tarcisius, was für ein Schatz deiner schwachen Sorgfalt anvertraut ist. Vermeide auf deinem Wege die öffentlichen Plätze, und erinnere dich, daß heilige Dinge nicht den Hunden überliefert und die Perlen nicht den Schweinen vorgeworfen werden dürfen. Du wirst Gottes geweihte Gaben sicher bewahren?"

„Eher will ich sterben, als sie verrathen," antwortete der Knabe, als er das ihm anvertraute himmlische Pfand in den Busen seiner Tunica steckte, und mit heiliger Freude sich auf den Weg machte. Es lag ein für seine Jahre ungewöhnlicher Ernst auf seinem Gesichte, als er leichten Schrittes die Straßen dahinging, indem er die öffentlichern Plätze eben so sorgfältig vermied, als die zu niedrigen Durchgänge.

Da er sich dem Thore eines großen Gebäudes nahte, sah die Herrin desselben, eine reiche, kinderlose Dame, ihn herankommen. Seine Schönheit und Anmuth machte tiefen Eindruck auf sie, als er mit auf der Brust gefalteten Händen dahineilte. „Halt' einen Augenblick, liebes Kind," sprach sie, und stellte sich ihm in den Weg, „sag' mir deinen Namen, und wo deine Eltern wohnen."

„Ich bin Tarcisius, ein Waisenknabe," versetzte er, indem er lächelnd aufblickte; „ich habe keine Heimath, außer eine, von der zu hören dir vielleicht nicht angenehm sein würde."

„Dann komm' in mein Haus und ruhe aus, ich wünsche dich zu sprechen. Ach, wenn ich ein Kind hätte, wie du!"

„Jetzt nicht, edle Dame, jetzt nicht; ich habe eine feierliche und heilige Pflicht übernommen, und darf keinen Augenblick zögern, sie zu erfüllen."

„Dann versprich mir, morgen zu kommen, dieses ist mein Haus."

„Wenn ich noch lebe, will ich," versetzte der Knabe mit begeistertem Blicke, so daß er ihr fast wie ein Bote aus höherer Sphäre erschien. Sie blickte ihm lange nach, und nach einiger Ueberlegung beschloß sie, ihm zu folgen. Bald jedoch hörte sie einen Lärm mit fürchterlichem Geschrei, weßhalb sie auf ihrem Wege stille stand, bis es aufgehört hatte, und dann weiter ging.

Inzwischen eilte Tarcisius mit Gedanken, die auf Besseres gerichtet waren, als auf ihre Erbschaft, fort, und kam bald an einen offenen Platz, wo Knaben, die eben erst aus der Schule kamen, ihr Spiel begannen.

„Wir brauchen just noch Einen, um das Spiel voll zu machen; wo werden wir den herbekommen?" sagte Einer von ihnen.

„Vortrefflich!" rief ein Anderer aus, „da kommt Tarcisius, den ich schon eine Ewigkeit nicht gesehen habe. Er

war gewöhnlich bei allen Spielen ein vortrefflicher Kamerade. Komm, Tarcisius!" setzte er hinzu, indem er ihn aufhielt und am Arm ergriff, „wohin so eilig? nimm an unserm Spiele Theil."

„Ich kann jetzt nicht, Petilius, ich kann wirklich nicht; ich habe ein Geschäft von großer Wichtigkeit zu besorgen."

„Aber du sollst!" rief der aus, welcher soeben gesprochen hatte, ein starker, streitsüchtiger Junge, und hielt ihn fest. „Ich will keinen Widerspruch, wenn ich einmal etwas haben will. Komm und spiele sogleich mit uns!"

„Ich bitte euch," sagte der arme Knabe flehentlich, „laßt mich gehen."

„Nichts dergleichen," versetzte der Andere; „was ist das, was du so sorgfältig in deinem Busen zu tragen scheinst? Ein Brief, vermuthlich; nun, der wird nicht verderben, wenn er eine halbe Stunde aus seinem Neste kommt. Gib ihn mir, ich will ihn bei Seite legen, während wir spielen," und damit griff er nach dem hochwürdigen Gute in seiner Brust.

„Nie, nie!" erwiederte das Kind mit zum Himmel erhobenen Augen.

„Ich will es sehen," fuhr der Andere heftig fort; „ich will wissen, was dieß für ein wunderbares Geheimniß ist," und damit fing er an, ihn grob hin- und herzustoßen. Ein Haufen Leute aus der Nachbarschaft versammelte sich bald um sie, und Alle fragten begierig, was es gäbe. Sie sahen einen Knaben, welcher mit gefalteten Armen eine übernatürliche Stärke zu besitzen schien, indem er jeder Anstrengung widerstand, welche der viel stärkere und größere Knabe machte, um zu erfahren, was er trage. Ohrfeigen, Stöße, Faustschläge, Fußtritte schienen keine Wirkung zu haben. Er ertrug sie alle ohne Murren, oder ohne einen Versuch zu machen, es zu vergelten, aber von seinem Vorsatze ließ er sich nicht abbringen.

„Was ist's? Was kann es sein?" fing Einer den Andern zu fragen an, als eben Fulvius vorbei ging, und zu dem Haufen trat, welcher die Kämpfenden umstand. Er erkannte sogleich Tarcisius, weil er ihn bei der Ordination gesehen hatte, und da man an ihn, als einen besser gekleideten Mann, dieselbe Frage stellte, versetzte er im Weggehen verächtlich: „Was es ist? Es ist nur ein christlicher Esel, welcher die Mysterien trägt" *.

Dieß war genug. Während Fulvius eine so unbedeutende Beute verachtete, kannte er die Wirkung seiner Worte wohl. Die heidnische Neugier, die Mysterien der Christen enthüllt zu sehen, und ihr Verlangen, sie zu verhöhnen, war erwacht, und eine allgemeine Forderung wurde an Tarcisius gestellt, was er trage, abzugeben. „Nie, so lang ich lebe!" war seine einzige Antwort. Ein schwerer Schlag von der Faust eines Schmiedes schlug ihn beinahe nieder, während das Blut aus der Wunde floß. Schlag folgte auf Schlag, bis er, mit Wunden bedeckt, die Arme noch immer fest über der Brust gekreuzt, zu Boden fiel. Der Pöbel drang auf ihn ein, und war gerade im Begriff, ihm das Allerheiligste zu entreißen, als sie sich von einer Riesenstärke rechts und links auf die Seite gestoßen fühlten. Einige flogen weit über den Platz hin, Andere wurden im Kreise gedreht, sie wußten nicht wie, bis sie da niederfielen, wo sie waren, und die Uebrigen zogen sich vor einem großen athletischen Offizier zurück, dem Urheber dieses Ueberfalls. Kaum hatte er den Boden gesäubert, als er sich auf die Kniee warf, und mit Thränen in den Augen den verwundeten, ohnmächtigen Knaben so zärtlich aufhob, wie es nur eine Mutter hätte thun können, und mit der zartesten Stimme ihn fragte: „Bist du arg verletzt, Tarcisius?"

„Denk' nicht an mich, Quadratus," gab er zur Ant-

* „Asinus portans mysteria," ein lateinisches Sprüchwort.

wort, indem er die Augen aufschlug und lächelte; „aber ich trage die heiligen Mysterien, für diese sorge.“

Der Krieger nahm den Knaben mit tiefster Ehrfurcht in die Arme; er trug ja nicht nur die Reliquien eines jugendlichen Martyrers, sondern den König und Herrn der Martyrer selbst, und das göttliche Opfer unsers ewigen Heils. Der Kopf des Kindes lehnte sich vertrauensvoll an den Nacken des stämmigen Kriegers, aber seine Arme und Hände hielten noch immer sorgsam die anvertraute Gabe fest, und sein wackerer Träger fühlte in der geheiligten doppelten Bürde, die er trug, keine Last. Niemand hielt ihn an, bis ihm eine Dame begegnete, und verwundert auf ihn blickte. Sie kam näher und schaute genauer, was er trug. „Ist's möglich?“ rief sie erschrocken aus, „ist dieß Tarcisius, dem ich vor ein Paar Augenblicken begegnete, so schön und lieblich? Wer kann dieß gethan haben?“

„Madam,“ versetzte Quadratus, „sie haben ihn gemordet, weil er ein Christ war.“

Die Dame blickte dem Kinde einen Augenblick in's Gesicht. Es schlug die Augen nach ihr auf, lächelte und starb. Aus diesem Blicke kam das Licht des Glaubens; sie eilte, ebenfalls eine Christin zu werden.

Der ehrwürdige Dionysius konnte vor Weinen kaum sehen, als er die Hände des Kindes entfernte und aus seinem Busen noch unverletzt das Allerheiligste hervornahm, und es schien ihm jetzt noch mehr einem Engel zu gleichen, da es den Schlaf der Martyrer schlief, als vor kaum einer Stunde, wo es noch am Leben war. Quadratus selbst trug den Knaben nach dem Kirchhof des Callistus, wo er unter der Bewunderung der ältern Gläubigen begraben wurde. Später verfaßte der heilige Papst Damasus eine Grabschrift auf ihn, die Niemand lesen kann, ohne auf den Schluß zu kommen, daß der Glaube an die wirkliche Gegen-

wart unsers Herrn in der heiligen Eucharistie damals derselbe war, wie jetzt:

„Tarcisium sanctum Christi sacramenta gerentem,
Cum male sana manus peteret vulgare profanis;
Ipse animam potius voluit dimittere caesus
Prodere quam canibus rabidis coelestia membra“ *.

Tarcisius wird in dem römischen Martyrologium am 15. August erwähnt, an welchem Tage sein Gedächtniß in der Katakombe des Callistus gefeiert ward; von da wurden seine Reliquien später nach der Kirche des heiligen Sylvester auf dem Campo übertragen, wie eine alte Inschrift besagt.

Die Nachricht von diesem Vorfall erreichte die Gefangenen erst nach ihrem Mahle, und vielleicht hätte die Unruhe, daß sie der geistlichen Speise beraubt werden sollten, wornach sie sich zur Stärkung sehnten, allein, wenn auch nur vorübergehend, die Heiterkeit ihrer Seelen trüben können.

In diesem Augenblick trat Sebastian ein; er bemerkte sogleich, daß eine unliebe Neuigkeit angekommen sein müsse, und ahnte ebenso schnell, was es war; denn Quadratus hatte ihn bereits von Allem unterrichtet. Er ermunterte deßhalb die Bekenner Christi, und versicherte sie, daß sie ihrer so sehnlichst erwarteten Speise nicht beraubt werden sollten. Dann flüsterte er dem Diakon Reparatus einige Worte zu, welcher sogleich mit einem freudigen Blicke des Einverständnisses hinauseilte.

Da Sebastian den Wächtern bekannt war, so war er

* „Christi geheimnißvolle Gaben, die der heilige Tarcisius trug, suchte der Pöbel zu entweihen; er wollte aber lieber sein Leben lassen, als tollen Hunden die himmlischen Glieder preisgeben.“ Carmen XVIII. — Siehe auch Baronius' Noten zu dem Martyrologium. Die Worte „(Christi) coelestia membra“ auf die heilige Eucharistie angewandt, liefern einen jener zufälligen, aber höchst schlagenden Beweise für den Glauben an die Gegenwart Christi im heiligen Sacramente.

täglich im Gefängniß frei aus- und eingegangen, und hatte den Bewohnern desselben eine unermüdliche Sorgfalt bewiesen. Aber jetzt war er gekommen, um von seinem theuersten Freunde Pancratius den letzten Abschied zu nehmen, welcher nach dieser Zusammenkunft verlangt hatte. Sie gingen auf die Seite, und der Jüngling begann:

„Nun, Sebastian, erinnerst du dich noch des Abends, als wir die wilden Thiere von deinem Fenster aus brüllen hörten, und nach den vielen weit geöffneten Arkaden des Amphitheaters blickten, wie wenn sie für den Triumph der Christen offen ständen?"

„Ja, mein lieber Knabe, ich erinnere mich noch wohl an diesen Abend, und es schien mir, als ob dein Herz damals die Scenen ahnete, die dich morgen erwarten."

„Es war so allerdings; ich fühlte die innere Gewißheit, daß ich einer von den Ersten sein würde, welche die Wuth dieser brüllenden Thiere stillen sollten; aber nun, da die Zeit gekommen ist, kann ich mich kaum einer so unaussprechlichen Ehre würdig glauben. Was kann ich auch gethan haben, Sebastian, nicht sie zu verdienen, sondern nur als der Gegenstand einer so großen Gnade auserwählt zu sein?"

„Du weißt, Pancratius, daß nicht der, welcher will oder darnach jagt, sondern Gott, der Gnädige, es ist, welcher die Wahl trifft. Aber sage mir, Lieber, was du jetzt empfindest im Hinblick auf deine glorreiche Bestimmung am morgenden Tag?"

„Die Wahrheit zu sagen, es däucht mich so herrlich, so über alle meine Erwartung, daß es mir zuweilen eher eine Vision, als eine Gewißheit zu sein scheint. Klingt es dir nicht beinahe unglaublich, daß ich, der ich diese Nacht in einem kalten, finstern und schrecklichen Gefängniß bin, ehe die Sonne noch einmal untergeht, die Töne der Engelsharfen hören, in der Schaar der weißgekleideten Heiligen

einhergehen, den Wohlgeruch himmlischen Weihrauches einathmen und aus dem krystallhellen Wasser des Lebensstromes trinken soll? Ist es nicht ganz ähnlich dem, was Einer von einem Andern lesen oder hören mag, aber kaum zu denken wagt, daß es in einigen Stunden an ihm selbst wirklich in Erfüllung gehen soll?"

„Und nichts weiter, als was du beschrieben hast, Pancratius?"

„O ja, weit mehr, weit mehr, als man ohne Vermessenheit nennen kann. Daß ich, ein eben erst der Schule entlassener Knabe, der für Christum noch nichts gethan hat, soll sagen dürfen: Morgen werde ich Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen und Ihn anbeten, und von Ihm eine Palme und eine Krone empfangen und eine zärtliche Umarmung. — Dieß, ich fühle es, gleicht so sehr einer schönen Hoffnung, daß mich der Gedanke erschreckt, es werde nun bald nicht länger eine bloße Hoffnung sein. Und doch, Sebastian," fuhr er begeistert fort, indem er beide Hände seines Freundes ergriff, „ist es wahr, es ist wirklich so!"

„Und noch mehr, Pancratius."

„Ja, Sebastian, noch mehr. Die Augen, auf die Gesichter der Menschen gerichtet, zu schließen, und sie in vollem Glanze des göttlichen Angesichts zu öffnen, sie zu schließen, auf Tausende von Gesichtern gerichtet, die mit Haß, Verachtung und Wuth von jeder Stufe des Amphitheaters herabblicken, und sie sogleich aufzuschlagen vor jener Geistersonne, deren Glanz blenden oder versengen würde, wenn nicht die Strahlen derselben uns umgeben, umfangen und begrüßen würden; mit einemmal in den glühenden Ocean der Gnade und Liebe des göttlichen Herzens sich zu versenken ohne Furcht vor Vernichtung — gewiß, Sebastian, es klingt in mir wie Vermessenheit, zu sagen, daß morgen — nein, horch! der Wächter ruft vom Capitol die Mitternacht — daß ich heute, heute all dieß genießen soll."

„Glücklicher Pancratius!“ rief der Krieger aus, „du fühlst schon einige Stunden voraus die künftigen Entzückungen.“

„Und weißt du, theurer Sebastian,“ fuhr der Jüngling fort, wie wenn er die Unterbrechung nicht bemerkte, „es kommt mir so gut und gnädig in Gott vor, daß Er mir solch’ einen Tod gewährt. Denn wie viel lieber muß einer in meinem Alter ihm in’s Angesicht sehen, wenn er Allem, was häßlich ist auf Erden, ein Ende macht, wenn er nur den Anblick reißender Thiere und sündiger Menschen entzieht, die kaum weniger schrecklich sind als diese, und nur das feindliche Geheul beider stillt! Wie viel schwerer würde es sein, von dem letzten zärtlichen Blick einer Mutter, wie die meine, zu scheiden, und das Ohr der Klage ihrer gefühlvollen Stimme zu schließen! Ja, ich werde sie sehen und hören zum letzten Mal, wie wir ausgemacht haben, morgen vor meinem Kampfe; aber ich weiß, sie wird mich nicht muthlos machen.“

Eine Thräne hatte sich in das Auge des gerührten Knaben gestohlen, aber er unterdrückte sie und sagte in heiterm Tone: „Aber, Sebastian, du hast dein Versprechen nicht erfüllt, dein doppeltes Versprechen, mir die Geheimnisse zu sagen, die du vor mir verbargst. Dieß ist deine letzte Gelegenheit, so komm nun und laß mich Alles wissen.“

„Erinnerst du dich noch wohl daran, was es für Geheimnisse waren?“

„O ganz gut, denn sie haben mich sehr beunruhigt. Einmal in jener Nacht, da die Versammlung in deinen Gemächern war, sagtest du, du habest einen starken Beweggrund, welcher dein glühendes Verlangen zügle, für Christum zu sterben, und erst unlängst wolltest du mir den Grund nicht angeben, warum du mich so eilig nach Campanien schicktest, und dieß Geheimniß stehe mit dem andern in Verbindung; wie, begreife ich nicht.“

„Und doch machen sie nur Eines aus. Ich hatte ver-

sprochen, treu über deine Wohlfahrt zu wachen; es war eine Pflicht der Freundschaft und Liebe, die ich auf mich nahm. Ich sah dein heftiges Verlangen nach dem Marterthum; ich kannte die Hitze deines jugendlichen Herzens, und befürchtete, du möchtest dich durch eine allzukecke That bloßstellen, die, wenn auch nur leicht, wie ein Hauch einen feingeschliffenen Stahl, die Reinheit deines Verlangens trüben oder auch nur ein einziges Blatt deiner Palme vorübergehend beflecken möchte. Deßhalb beschloß ich, mein sehnliches Verlangen zurückzuhalten, bis ich dich außer Gefahr sehen würde. War dieß recht?"

„O es war zu gütig von dir, theurer Sebastian! es war wahrhaft edelmüthig! Aber wie hängt dieß mit meiner Reise zusammen?"

„Hätte ich dich nicht aus Rom weggeschickt, so wärest du festgenommen worden, weil du das Edict herabrißest, oder auch wegen der beleidigenden Rede gegen den Richter vor seinem Tribunal. Man hätte dich allerdings verurtheilt und du würdest für Christus gelitten haben; aber in deinem Urtheile wäre ein anderes bürgerliches Verbrechen, Empörung gegen den Kaiser als Grund ausgesprochen worden. Und überdieß, mein lieber Knabe, würdest du wie im Triumphe ausgezeichnet worden sein. Selbst die Heiden würden mit Ehre auf dich gedeutet haben, als auf einen tapfern, kühnen Jüngling, und eine vorübergehende Wolke des Stolzes hätte selbst in deinem Todeskampfe die Reinheit deines Herzens trüben können; jedenfalls wäre dir die Schmach erspart worden, welche das ausgezeichnete Verdienst und den besondern Ruhm bildet, einfach deßhalb zu sterben, weil man ein Christ ist."

„Ganz wahr, Sebastian," sagte Pancratius erröthend.

„Aber als ich dich," fuhr der Krieger fort, „unter Ausübung einer edlen Handlung der christlichen Liebe gegen die Bekenner Christi ergriffen sah, als ich sah, wie du an einen

Galeerensklaven gekettet, einem gemeinen Verbrecher gleich, durch die Straßen geschleppt wurdest; als ich dich mit Steinen geworfen und verhöhnt sah, wie die übrigen Gläubigen; als ich über dich in Gemeinschaft mit den Uebrigen das Urtheil aussprechen hörte, weil du ein Christ bist und sonst wegen nichts — da fühlte ich meine Aufgabe vollendet; ich würde nicht einen Finger erhoben haben, um dich zu retten."

„Wie gottähnlich war deine Liebe gegen mich — so weise, so edelmüthig und so schonungslos!" schluchzte Pancratius, indem er sich an den Hals des Kriegers warf, und fuhr dann fort: „Versprich mir noch etwas, daß du an diesem Tage bis an's Ende dich in meiner Nähe aufhalten und mein letztes Vermächtniß an meine Mutter sicher besorgen willst."

„Selbst wenn es mein Leben kosten sollte, werde ich nicht fehlen. Wir werden nicht lange getrennt sein, Pancratius."

Der Diakon zeigte nun an, daß Alles bereit sei, das heilige Opfer im Kerker selbst darzubringen. Die beiden Jünglinge schauten um sich, und Pancratius war wirklich erstaunt. Der heilige Priester Lucian lag auf dem Boden ausgestreckt, und seine Glieder waren schmerzhaft in die catasta oder in den Stock ausgedehnt, so daß er sich nicht erheben konnte. Auf seiner Brust hatte Reparatus drei leinene Tücher, wie sie für den Altar erforderlich sind, ausgebreitet; auf ihnen lag das ungesäuerte Brod und stand der gemischte Kelch, welchen der Diakon mit der Hand festhielt. Das Haupt des bejahrten Priesters wurde aufrecht gehalten, während er die gebräuchlichen Gebete las und die vorgeschriebenen Ceremonien der Opferung und Consecration verrichtete. Da nahte Jeder andächtig und mit Thränen der Dankbarkeit, und empfing aus seiner geweihten Hand die mystische Speise *.

* Eine solche Feier der heiligen Mysterien von einem Priester

Bewunderungswürdiger und herrlicher Beweis von der Macht, welche die Kirche Gottes besitzt, sich allen Umständen anzupassen! So fest bestimmt ihre Gesetze sind, so findet doch ihre sinnreiche Liebe gerade durch die Milderung derselben Mittel, ihre Grundsätze zu beweisen, ja selbst die Ausnahme stellt nur eine höhere Anwendung derselben dar. Hier war ein Diener Gottes und ein Ausspender seiner Geheimnisse, welcher einmal das Vorrecht genoß, mehr zu sein, als Andere, wie Er, den er vorstellte — Priester und Altar zugleich. Die Kirche schrieb vor, daß das heilige Opfer nur über den Reliquien der Martyrer dargebracht werden sollte; hier durfte ein Martyrer durch eine besondere Gnade es über seinem eigenen Leibe darbringen. Noch lebend lag er zu den Füßen Gottes. Zwar hob sich noch der Busen, und das Herz schlug unter den göttlichen Geheimnissen, aber dieß war nur ein Theil von der Thätigkeit des Dieners, während sein Selbst bereits todt und das Opfer des Lebens in Allem, nur nicht in der äußern Thätigkeit desselben, von ihm vollbracht war. Es war nur Christi Leben inner- und außerhalb des Heiligthums dieser Brust *. Wurde jemals die heilige Wegzehrung für Martyrer würdiger bereitet?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf.

Der Morgen brach heiter und frostig an, und die Sonne, an den vergoldeten Zierathen der Tempel und

Lucian zu Antiochia wird in seinen Acten erwähnt. (S. Ruinart, tom. III. p. 182, Note.)

* „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Gal. 2, 20.

anderer öffentlicher Gebäude glitzernd, schien dieselben in einen festtäglichen Glanz zu kleiden. Auch das Volk kam bald in die Straßen hervor in seinem festlichsten Anzuge, mit ungewöhnlichem Reichthume verziert. Die verschiedenen Massen strömten dem flavischen Amphitheater zu, das jetzt besser unter dem Namen Coliseum bekannt ist. Jeder richtet seine Schritte nach der auf der Nummer seines Billets angezeigten Arkade, und so saugt das gewaltige Ungeheuer nach und nach jenen Lebensstrom in sich, welcher bald seine ovalen Stufenreihen über einander beseelt und belebt, bis sein Inneres ringsum mit menschlichen Gesichtern bedeckt ist, und seine Mauern durch die Bewegung der lebendigen Masse hin und her zu wogen scheinen. Nachdem dieselbe mit Blut gesättigt und von Wuth entflammt sein wird, wird sie sich wieder auflösen, und in einer dichten, ununterbrochenen Fluth durch die vielen Eingänge hinausstürzen, durch welche sie eintrat, und welche den passenden Namen Vomitoria führten; denn nie ergoß sich ein schmutzigerer Strom der Hefe und Pest der Menschheit aus einem Behälter, als der römische Pöbel, trunken vom Blute der Martyrer, durch die Oeffnungen des prachtvollen Amphitheaters hervorströmte.

Der Kaiser kam zu den Spielen, von seinem ganzen Hofe begleitet, mit aller Pracht, die einem kaiserlichen Feste geziemte, und, begierig wie einer seiner Unterthanen, den grausamen Spielen beizuwohnen, und seine Augen an dem Blutbade zu weiden. Sein Thron stand auf der östlichen Seite des Amphitheaters, wo ein großer Raum, das sogenannte pulvinar, für den kaiserlichen Hof aufbewahrt und reich verziert war.

Verschiedene Lustbarkeiten folgten auf einander, und schon mancher getödtete oder verwundete Gladiator hatte den hellen Sand mit Blut bespritzt, als das Volk, nach wildern Kämpfen begierig, nach den Christen und den

wilden Thieren zu brüllen anfing. Es ist deßhalb Zeit, an unsere Gefangenen zu denken.

Ehe die Bürger in Bewegung waren, hatte man die Christen aus dem Gefängnisse nach einem festen Gemache, dem sogenannten spoliatorium, gebracht, wo man ihnen die Fesseln und Ketten abnahm. Man machte einen Versuch, sie festlich als heidnische Priester und Priesterinnen zu kleiden, aber sie widersetzten sich, indem sie behaupteten, da sie freiwillig zum Kampfe gekommen seien, so schicke es sich nicht, sie in einer Verkleidung auftreten zu lassen, die sie verabscheuten. In den ersten Stunden des Tages blieben sie beisammen, einander ermuthigend und das Lob Gottes singend, trotz dem Geheule, das ihre Stimmen von Zeit zu Zeit erstickte. Während sie so beschäftigt waren, trat Corvinus ein, und redete mit einer unverschämten Siegesmiene Pancratius so an:

„Dank den Göttern! der Tag ist gekommen, den ich schon lange gewünscht habe. Es war ein mühseliges, zähes Ringen zwischen uns, wer zu oberst fallen sollte. Ich habe gewonnen.“

„Wie sagst du, Corvinus? wann und wo hab' ich mit dir gestritten?“

„Immer und überall. Du hast mich in meinen Träumen geplagt, du tanztest vor mir her wie ein Meteor, und ich versuchte umsonst, dich festzuhalten. Du warst mein Quälgeist, mein böser Genius. Ich habe dich gehaßt, dich den untern Göttern geweiht, dich verflucht und verabscheut, und jetzt ist der Tag meiner Rache gekommen.“

„Mir scheint's,“ erwiederte Pancratius lächelnd, „dieß sieht keinem Kampfe gleich; es war Alles nur auf Einer Seite, denn ich habe nichts dergleichen gegen dich gethan.“

„Nicht? Meinst du, daß ich dir glaube, da du immer wie eine Viper auf meinem Pfade gelegen bist, um mich zu beißen und zu überwältigen?“

„Wo? frage ich."

„Ueberall, in der Schule, im Hause der Fräulein Agnes, auf dem Forum, in der Katakombe, in meines Vaters Gerichtshofe, in der Villa des Chromatius; ja überall."

„Und auch an einem andern Orte, den du nicht genannt hast. Da dein Wagen wüthend die appische Straße dahin fuhr, hörtest du da nicht das Getrappe von Rossen, die dich einzuholen suchten?"

„Elender!" rief der Sohn des Präfecten vor Wuth aus, „war es also dein verfluchtes Pferd, das, absichtlich vorwärts getrieben, die meinigen scheu machte und mir beinahe den Tod brachte?"

„Nein, Corvinus, höre mich ruhig an. Es ist das letzte Mal, daß wir mit einander sprechen. Ich reiste mit einem Gefährten ruhig Rom zu, nachdem ich unserm Lehrer Cassianus die letzten Ehren erwiesen hatte" (Corvinus stampfte mit dem Fuße, denn er wußte dieses vorher nicht), „da hörte ich das Geklapper eines Wagens, mit dem die Pferde durchgingen, und dann gab ich allerdings meinem Pferde die Sporen, und es ist gut für dich, daß ich es that."

„Wie so?"

„Weil ich dich gerade noch zur rechten Zeit erreichte, als deine Kraft beinahe erschöpft, dein Blut durch den wiederholten Fall in den kalten Canal fast erfroren, und dein bereits erstarrter Arm seinen letzten Halt losgelassen hatte, und du im Begriffe warst, zum letzten Male rückwärts in's Wasser zu fallen. Ich sah dich, ich kannte dich, da ich dich festhielt, ohne daß du es wußtest. Ich hatte den Mörder eines mir höchst theuren Wesens in meiner Hand. Die göttliche Gerechtigkeit schien ihn erreicht zu haben; nur mein Wille war zwischen ihm und seinem Verderben. Es war mein Tag der Rache, und ich habe sie vollkommen befriedigt."

„Ha, und wie denn?"

„Indem ich dich herauszog und auf's Ufer legte, und dir die Schläfe rieb, bis dein Herz wieder zu schlagen anfing; dann übergab ich dich, vom Tode gerettet, deinen Dienern."

„Du lügst!" schrie Corvinus, „meine Diener sagten mir, daß sie mich herauszogen."

„Und gaben sie dir auch mein Messer zugleich mit deiner Börse aus Leopardenfell, die ich auf dem Boden fand, nachdem ich dich herausgezogen hatte?"

„Nein, sie sagten, die Börse sei im Canal verloren gegangen. Es war eine Börse aus Leopardenfell, das Geschenk einer afrikanischen Zauberin. Was sagst du von dem Messer?"

„Hier ist's, sieh' es an, es ist noch rostig vom Wasser; deine Börse gab ich deinen Sklaven, mein eigenes Messer behielt ich für mich zurück; schau' es noch einmal an! Glaubst du mir jetzt? War ich immer eine Viper auf deinem Pfade?"

Zu gemein, um anzuerkennen, daß er in dem Kampfe zwischen ihnen überwunden sei, fühlte Corvinus sich vor seinem ehemaligen Schulkameraden nur herabgewürdigt und gedemüthigt. Er schien sich im innersten Herzen zu schämen, fühlte sich krank, hing den Kopf und schlich hinweg. Er verfluchte die Spiele, den Kaiser, den lärmenden Haufen, die brüllenden Thiere, seine Pferde und den Wagen, seine Sklaven, seinen Vater, sich selbst — Alles und Jedermann, nur nicht Einen — Pancratius konnte er um sein Leben nicht verfluchen.

Er hatte die Thüre erreicht, als der Jüngling ihn zurückrief. Er wandte sich um und schaute ihn mit einem ehrfurchtsvollen, fast liebenden Blicke an. Pancratius legte die Hand auf seinen Arm und sprach:

„Corvinus, ich habe dir von freien Stücken vergeben; dort oben ist Einer, der ohne Reue nicht vergeben kann.

Suche Verzeihung bei Ihm, wenn nicht, so sage ich dir an diesem Tage voraus, daß, was immer für einen Tod ich sterbe, du eines Tages auch sterben wirst."

Corvinus schlich sich hinweg, und ließ sich an diesem Tage nicht mehr sehen. Er verlor das Schauspiel, woran sich seine verdorbene Phantasie schon Tage lang geweidet und wornach er sich schon seit Monaten gesehnt hatte. Als das Fest vorüber war, fand ihn sein Vater vollständig betrunken; es war das einzige Mittel, das er kannte, um sein Gewissen zu ersticken.

Als er die Gefangenen verließ, trat der lanista oder Fechtmeister in's Zimmer und holte sie zum Kampfe ab. Sie umarmten einander eilig und nahmen Abschied auf Erden. Sie traten in die Arena in der Mitte des Amphitheaters, dem kaiserlichen Sitze gegenüber, und mußten zwischen zwei Reihen venatores oder Jäger durchgehen, welche die wilden Thiere zu besorgen hatten. Jeder war mit einer schweren Peitsche bewaffnet, womit er jedem Gefangenen beim Vorbeigehen einen Schlag versetzte. Dann wurden sie einzeln oder in Gruppen vorgeführt, wie das Volk es wünschte, oder es den Festordnern gefiel. Zuweilen stellte man das bestimmte Opfer auf eine erhabene Platform, um mehr gesehen zu werden, oder man band es auch an Pfosten, um hilfloser zu sein. Ein Hauptvergnügen bestand darin, einen weiblichen Gefangenen in ein Netz einzuwickeln und ihn so von einem wilden Stiere hin- und herrollen, stoßen oder durchbohren zu lassen *. Ein einziges Zusammentreffen mit einem wilden Thiere endigte oft die Laufbahn des Martyrers, während manchmal drei oder vier nach einander losgelassen wurden, ohne ihm eine tödtliche Wunde

* S. die Acten der Martyrer von Lyon, Ruinart, vol. I. p. 152 (wo man den Bericht von dem Marterthum eines fünfzehnjährigen Jünglings findet), und die der heiligen Perpetua und Felicitas, p. 221.

zu versetzen. Der Bekenner wurde dann zu weitern Martern nach dem Gefängnisse zurückgeführt, oder nach dem spoliatorium gebracht, wo die Lehrlinge der Gladiatoren sich damit belustigten, ihm den Garaus zu machen.

Doch wir müssen uns begnügen, den letzten Schritten unsers jugendlichen Helden Pancratius zu folgen. Als er durch den Corridor ging, welcher zum Amphitheater führte, sah er Sebastian auf der Seite stehen, mit einer dicht in ihren Mantel gehüllten und verschleierten Dame. Sogleich erkannte er sie, blieb vor ihr stehen, kniete nieder, ergriff ihre Hand und küßte sie zärtlich. „Segne mich, theure Mutter," sprach er, „in dieser von dir erwarteten Stunde."

„Sieh, mein Kind, den Himmel an," erwiederte sie, „und blicke dorthin, wo Christus mit seinen Heiligen dich erwartet. Kämpfe den guten Kampf um deiner Seele willen, und zeige dich treu und fest in der Liebe deines Erlösers *. Erinnere dich auch an den, dessen kostbare Reliquie du an deinem Halse trägst."

„Der Werth derselben soll in deinen Augen verdoppelt werden, meine süße Mutter, ehe einige Stunden vorüber sind."

„Fort, fort, keine solche Dummheiten!" schrie der Lanista, und fügte einen Streich mit seinem Stocke hinzu.

Lucina zog sich zurück, während Sebastian die Hand ihres Sohnes drückte und ihm in's Ohr flüsterte: „Muth, liebster Knabe, Gott segne dich! Ich werde dicht hinter dem Kaiser stehen, gib mir einen letzten Blick dorthin, und — deinen Segen."

„Ha! ha! ha!" erschallte ein höhnischer Ton hinter ihm. War es das Lachen eines Dämons? Er schaute sich um, und konnte nur noch sehen, wie ein flatternder Mantel hinter

* S. die Acten der heiligen Felicitas und ihrer sieben Söhne, Ruinart, vol. I. p. 55.

einem Pfeiler verschwand. Wer mochte es wohl sein? Sebastian konnte es nicht errathen. Es war Fulvius, welcher in diesen Worten das letzte Glied in einer Kette von Beweisen gefunden hatte, an der er schon lange arbeitete — daß Sebastian gewiß ein Christ sei.

Pancratius stund bald in der Mitte der Arena, der Letzte aus der gläubigen Schaar. Man hatte ihn aufgespart, in der Hoffnung, daß der Anblick von den Leiden der Uebrigen seine Standhaftigkeit erschüttern möchte, aber die Wirkung war das Gegentheil. Er blieb da stehen, wo man ihn hingestellt hatte, und sein noch zarter Leib stach gegen die gebräunten und sehnigen Glieder der Schergen, die ihn umgaben, lebhaft ab. Sie ließen ihn jetzt allein, und wir können ihn nicht besser beschreiben, als Eusebius, ein Augenzeuge, einen ein paar Jahre ältern Jüngling schildert:

„Stellet euch einen zarten Jüngling vor, der sein zwanzigstes Jahr noch nicht angetreten hat. Ohne Fesseln stand er da, seine Hände in Gestalt eines Kreuzes ausgestreckt, und eifrigst zu Gott betend, mit einem festen, furchtlosen Herzen. Von dem Platze, wo er zuerst stand, wich er keinen Schritt zurück, während Bären und Leoparden, Wuth und Tod schnaubend, auf ihn losstürzten, um seine Glieder in Stücke zu zerreißen. Und doch, ich weiß nicht wie, schien ihr Rachen von einer göttlichen, geheimnißvollen Macht geschlossen, und sie zogen sich mit einander zurück" *. In solcher Stellung stand unser jugendlicher Held da. Der Pöbel wurde rasend, als er sah, wie ein wildes Thier nach dem andern wie toll um ihn herumlief, brüllend und die Seiten mit dem Schweife peitschend, während er wie in einen Zauberkreis gestellt schien, dem sie nicht nahen konnten. Ein wüthender Stier, der auf ihn losgelassen wurde, stürzte mit niedergebeugtem Nacken wie toll vorwärts, hielt dann

* Hist. Eccles. lib. VIII. c. 7.

plötzlich still, wie wenn er seinen Kopf an eine Wand gestoßen hätte, scharrte den Boden, und wirbelte, schrecklich brüllend, den Staub auf.

„Reize ihn, du Feigling!" brüllte noch lauter der zornige Kaiser.

Pancratius erwachte wie aus einer Verzückung, und lief, die Arme bewegend, seinem Feinde entgegen *; aber das wilde Thier kehrte, wie wenn ein Löwe auf es zugestürzt wäre, um, und lief weg, dem Eingange zu, wo es auf seinen Hüter traf und ihn hoch in die Luft schleuderte. Alle geriethen außer Fassung, nur der wackere Jüngling nicht, welcher seine betende Stellung wieder angenommen hatte. Da rief Einer aus der Menge: „Er hat einen Zauber um seinen Hals, er ist ein Zauberer!" Die ganze Volksmasse wiederholte den Ruf, bis der Kaiser Stillschweigen gebot, und ihm zurief: „Nimm dieß Amulet von deinem Halse, und wirf es von dir, oder es soll rauher mit dir verfahren werden."

„Majestät," versetzte der Jüngling mit einer wohlklingenden Stimme, die lieblich durch das stille Amphitheater drang, „es ist kein Zauber, was ich trage, sondern ein Andenken meines Vaters, der an eben diesem Platze dasselbe glorreiche Bekenntniß ablegte, das ich nun in Demuth wiederhole: ich bin ein Christ, und aus Liebe zu Jesus Christus, dem Gottmenschen, gebe ich freudig mein Leben hin. Nehmt mir nicht dieß einzige Vermächtniß, das ich, reicher als ich es empfing, einem Andern vermacht habe. Versucht es noch einmal; ein Panther gab ihm seine Krone, vielleicht wird er mir dieselbe verschaffen."

Einen Augenblick herrschte Todtenstille, die Menge schien besänftigt, gewonnen. Die liebliche Gestalt des tapfern

* Euseb. ibid. Sieh auch den Brief des heiligen Ignatius an die Römer in seinen Acten, ap. Ruinart, vol. I. p. 40.

Jünglings, sein jetzt begeistertes Angesicht, der Wohlklang seiner Stimme, die Unerschrockenheit seiner Sprache und seine edle Selbstaufopferung für seine Sache hatte auf diesen feigen Haufen Eindruck gemacht. Pancratius fühlte es, und sein Herz bebte mehr vor ihrer Gnade, als vor ihrer Wuth; er hatte sich diesen Tag den Himmel versprochen; sollte er sich getäuscht sehen? Thränen stürzten in seine Augen, als er die Arme noch einmal in Gestalt eines Kreuzes vorstreckte, und in einem Tone, der durch jedes Herz klang, laut ausrief:

„Heute, ja heute, geliebtester Erlöser, ist der bestimmte Tag Deiner Ankunft. Zögere nicht länger; genug hast Du Deine Macht an mir denen gezeigt, die nicht an Dich glauben; erzeige nun Deine Barmherzigkeit mir, der an Dich glaubt!"

„Der Panther!" schrie eine Stimme; „der Panther!" antworteten zwanzig; „der Panther!" donnerten Hunderttausend in Einem Chore gleich dem Brausen einer Lawine*. Wie durch Zaubergewalt fuhr ein Käfig mitten aus dem Sande herauf, und als er oben war, fiel eine Seite desselben nieder und befreite den Gefangenen der Wüste †. Mit einem graziösen Sprunge gewann der schöne Wilde seine Freiheit, und obgleich durch Finsterniß, Einsperrung und Hunger in Wuth versetzt, schien er doch fast zu spielen, als er geräuschlos auf dem Sande herumhüpfte und lustige Sprünge machte. Endlich faßte er seine Beute in's Gesicht. Seine ganze Katzenschlauheit und Grausamkeit schien zurückzukehren und die vorsichtigen und heimtückischen Bewegungen des in eine sammtweiche Haut gehüllten Leibes zu beseelen. Das ganze Amphitheater war so stille, wie wenn es eine Eremitenzelle gewesen wäre, während Aller Augen das

* Das Amphitheater konnte 150,000 Menschen fassen. — † Dieß war eine gewöhnliche Ueberraschung. Die unterirdische Einrichtung, dieselbe hervorzubringen, fand sich in dem Colisеum.

langsame Herannahen des schlauen Thieres an sein Opfer mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten. Pancratius stand noch an demselben Platze, das Gesicht gegen den Kaiser gerichtet, aber augenscheinlich so in höhere Gedanken versunken, daß er die Bewegungen seines Feindes nicht gewahrte. Der Panther hatte sich um ihn herumgeschlichen, wie wenn er es verschmähte, ihn anders als von vorne anzugreifen. Auf seine Brust niedergekauert, schob er sachte eine Pfote nach der andern hervor, maß die Entfernung seines Sprunges, und lag so einige Augenblicke in stiller Unschlüssigkeit. Ein tiefes, knurrendes Geheul, ein schneller Sprung durch die Luft, und man sah ihn wie einen Blutegel zusammengezogen mit den Hinterfüßen auf der Brust und mit den Fängen und Vorderklauen an der Kehle des Martyrers.

Einen Augenblick stand er aufrecht, brachte seine rechte Hand an seinen Mund, und lächelnd zu Sebastian aufblickend, schickte er ihm mit einer lieblichen Bewegung seines Armes den letzten Gruß von seinen Lippen, und fiel. Die Adern an seinem Halse waren verletzt worden, und der Schlummer des Martyrthums schloß sogleich seine Augenlieder. Sein warmes Blut vermischte sich unzertrennlich mit dem seines Vaters, das Lucina um seinen Hals gehängt hatte. Das Opfer der Mutter war angenommen *.

* Der Martyrer Saturus, von Leoparden zerrissen und im Begriff, zu sterben, richtete an den Soldaten Pudens, als er noch kein Christ war, Worte der Ermahnung; dann bat er ihn um den Ring an seinem Finger, tauchte ihn in sein Blut und gab ihn zurück, „indem er ihm das Erbtheil dieses Pfandes und das Andenken an sein Blut hinterließ.“ Ap. Ruinart, vol. I. p. 223.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der christliche Krieger.

Der Leib des jungen Martyrers wurde an der aurelischen Straße in dem Kirchhof, welcher bald seinen Namen trug, und ihn auch, wie wir bereits bemerkten, dem nahen Thore gab, in Frieden beigesetzt. Als die Kirche den Frieden erlangte, wurde eine Basilika über seinem Grabe errichtet und steht noch jetzt zu seiner Ehre.

Die Wuth der Verfolgung nahm nun zu, und forderte täglich mehr Opfer. Viele, deren Namen in unserer Geschichte vorkamen, besonders die Gemeinde auf der Villa des Chromatius, fielen schnell. Die erste war Zoë, deren Stummheit Sebastian geheilt hatte. Sie wurde von einem heidnischen Haufen überfallen, als sie am Grabe des heiligen Petrus betete, vor Gericht gebracht und mit dem Kopf über ein rauchendes Feuer aufgehangen, bis sie starb. Ihr Ehemann mit drei andern derselben Partei wurde ergriffen, wiederholt gemartert und enthauptet. Tranquillinus, der Vater des Marcellus und Marcellianus, welcher sich sehnte, wie Zoë gekrönt zu werden, betete öffentlich am Grabe des heiligen Paulus, wurde festgenommen und sogleich gesteinigt. Seine Zwillingssöhne erlitten auch einen grausamen Tod. Die Verrätherei des Torquatus, womit er seine frühern Genossen, namentlich den edlen Tiburtius beschrieb, der jetzt enthauptet wurde *, erleichterte diese Schlächterei im Großen sehr.

Sebastian bewegte sich mitten in diesem Gemetzel, nicht wie ein Baumeister, der sein Werk durch einen Sturm

* Sein Gedächtniß wird am 11ten August gefeiert, mit seinem Vater Chromatius, wie bereits erwähnt wurde.

zerstört sieht, noch wie ein Hirte, der seine Heerde von Räubern fortgetrieben erblickt; er hatte das Gefühl, wie ein Feldherr auf dem Schlachtfeld, der nur den Sieg im Auge hat, indem er Jeden, der sein Leben hingibt, um ihn zu erkaufen, für eben so glorreich hält, und eben so bereit ist, sein eigenes zu opfern, wenn es gefordert werden sollte. Jeder Freund, der vor ihm fiel, war ein Band weniger an die Erde und ein Glied der Kette mehr zum Himmel, eine Sorge weniger hienieden und ein Verlangen mehr nach oben. Zuweilen saß er einsam oder hielt an den Orten stille, wo er sich mit Pancratius unterhalten hatte, indem er sich den heitern Frohsinn, die schönen Gedanken und die unbewußte Tugend des liebenswürdigen, freundlichen Jünglings in's Gedächtniß rief; aber es kam ihm nie vor, wie wenn sie mehr getrennt wären, als damals, da er ihn nach Campanien schickte. Er hatte ihm sein Pfand eingelöst, und nun sollte bald die Reihe an ihn selbst kommen. Er wußte es wohl, er fühlte die Gnade des Martyrthums seine Brust schwellen, und in ruhiger Gewißheit erwartete er seine Stunde. Seine Vorbereitung war einfach; was er immer von Werth hatte, vertheilte er an die Armen, und sein Besitzthum brachte er durch Verkauf außer den Bereich der Confiscation.

Fulvius hatte seinen schönen Antheil an der christlichen Beute geärndtet, aber im Ganzen sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Er war nicht genöthigt gewesen, den Kaiser, dessen Gegenwart er vermied, um Unterstützung zu bitten, aber er hatte nichts bei Seite gelegt, er wurde nicht reich. Vielmehr hatte er, um seine Helfershelfer zu bezahlen, Schulden machen müssen. Jeden Abend hatte er das vorwurfsvolle und höhnische Verhör des Eurotas über den Erfolg des Tages zu ertragen. Nun aber sagte er seinem finstern Herrn — denn ein solcher war er für ihn geworden — daß er im Begriff sei, auf ein höheres Wild

loszugehen, auf des Kaisers Lieblingsoffizier, welcher im Dienste ein großes Vermögen erworben haben müsse.

Er durfte nicht lange auf die Gelegenheit warten. Am 9. Januar wurde Hof gehalten, welchem natürlich Alle beiwohnten, die um Gnade zu bitten oder den kaiserlichen Zorn zu fürchten hatten. Fulvius war auch da, und erhielt wie gewöhnlich eine kühle Aufnahme. Nachdem er stillschweigend die Flüche, welche das kaiserliche Ungeheuer murmelte, ertragen, trat er keck vor, ließ sich auf ein Knie nieder, und redete ihn so an:

„Majestät, Eure Gottheit hat mir oft vorgeworfen, daß ich durch meine Entdeckungen Eure Huld und freigebigen Unterstützungen nur armselig vergelte; aber jetzt habe ich das abscheulichste Complott und die niederträchtigste Undankbarkeit entdeckt, die Eure göttliche Person unmittelbar berührt."

„Was meinst du, Bursche?" fragte der Tyrann ungeduldig; „sprich sogleich, oder ich laß dir die Worte mit einem eisernen Haken aus der Kehle ziehen."

Fulvius erhob sich, und mit der Hand auf Sebastian deutend, sagte er in bittersüßem Tone: „Sebastian ist ein Christ."

Der Kaiser fuhr wüthend von seinem Throne auf. „Du lügst, Schurke! du sollst deine Worte beweisen, oder stückweise eines Todes sterben, wie kein Christenhund ihn je erduldete."

„Ich habe Beweis genug hier," versetzte er, indem er ein Pergament hervorzog und knieend überreichte.

Der Kaiser stand im Begriff, eine zornige Antwort zu geben, als zu seinem Erstaunen Sebastian mit edler Haltung vor ihn trat, und in der ruhigsten Weise sprach: „Mein kaiserlicher Herr, ich erspare Euch alle Mühe des Beweises. Ich bin ein Christ und rühme mich des Namens."

Da Maximian, ein roher, obgleich tüchtiger Krieger, ohne Erziehung, in der Ruhe sich kaum ordentlich lateinisch

ausdrücken konnte, so war in der Leidenschaft seine Sprache aus abgebrochenen Sätzen zusammengesetzt, und mit allen möglichen gemeinen Beiwörtern vermischt. In diesem Zustand war er nun, und ergoß über Sebastian einen Strom von Schimpfwörtern, worin er ihm alle Verbrechen vorwarf, und ihm jeden Schimpfnamen gab, den er aus seiner wohlversehenen Vorrathskammer von Schmähungen hervorlangte. Die beiden Verbrechen jedoch, die er am stärksten betonte, waren Undankbarkeit und Verrath. „Er habe," sagte er, „eine Natter an seinem Busen genährt, einen Scorpion, einen bösen Dämon, und er wundere sich nur, daß er noch am Leben sei."

Der christliche Offizier hielt den Sturm so unerschrocken aus, als er jemals auf dem Schlachtfelde den feindlichen Angriff ertragen hatte.

„Hört mich an, mein kaiserlicher Gebieter!" versetzte er, „vielleicht zum letzten Mal. Ich habe gesagt, ich sei ein Christ, und damit habt Ihr das beste Pfand Eurer Sicherheit gehabt."

„Wie meinst du das, Undankbarer?"

„Ich meine so, edler Kaiser! wenn Ihr eine Leibgarde von Männern um Euch haben wollt, die bereit sind, ihren letzten Blutstropfen für Euch zu verspritzen, so geht nach dem Gefängnisse und erlöst die Christen aus dem Stocke auf dem Fußboden, und aus den Fesselringen an den Mauern; sendet nach den Gerichtshöfen und befreit die verstümmelten Bekenner von der Folter und dem Roste; erlasset Eure Befehle nach dem Amphitheater und entziehet die zerhauene Hälfte, die noch lebt, dem Rachen der Tiger; stellet sie so wieder her, wie es noch möglich ist, gebt ihnen Waffen in die Hand und reihet sie um Euch, und in dieser verstümmelten und ungestalten Schaar wird mehr Treue, mehr Anhänglichkeit und Muth für Euch wohnen, als in allen Euren dacischen und pannonischen Legionen. Ihr habt

ihnen die Hälfte ihres Blutes genommen, und willig werden sie die andere Hälfte für Euch geben."

„Thorheit und Unsinn!" versetzte der Wilde höhnisch; „ich möchte mich lieber mit Wölfen umgeben, als mit Christen. Deine Verrätherei ist mir Beweis genug."

„Und was würde mich je verhindert haben, als Verräther zu handeln, wenn ich einer gewesen wäre? Hatte ich nicht Tag und Nacht Zutritt bei Eurer kaiserlichen Person? und habe ich mich als Verräther gezeigt? Nein, Kaiser, nie ist Euch Jemand treuer gewesen, als ich; aber ich habe noch einem andern und höhern Herrn zu dienen, Einem, der uns beide richten wird, und seinen Gesetzen muß ich eher gehorchen, als den Eurigen."

„Und warum hast du, wie ein Feigling, deine Religion verborgen? Vielleicht um dem bittern Tod zu entgehen, den du verdient hast?"

„Nein, Majestät, ich bin eben so wenig ein Feigling, als Verräther. Niemand weiß besser, als Ihr selbst, daß ich keines von beiden bin. So lange ich meinen Brüdern irgend etwas Gutes thun konnte, weigerte ich mich nicht, mitten unter ihrem Blutbade und in meinen Trübsalen zu leben; aber die Hoffnung ist in mir zuletzt erstorben, und ich danke Fulvius von ganzem Herzen, daß er durch seine Anklage mir die Verlegenheit der Wahl ersparte, entweder den Tod zu suchen oder ein solches Leben auszuhalten."

„Ich will diesen Punkt für dich entscheiden. Der Tod ist dein Urtheil, und ein langsamer soll es sein; aber," setzte er in stillerm Tone hinzu, wie wenn er mit sich selbst spräche, „dieß darf nicht ruchbar werden, Alles muß ruhig daheim geschehen, oder die Verrätherei wird sich verbreiten. Hier, Quadratus, nimm deinen christlichen Tribun in Haft! Hörst du, Tölpel! warum regst du dich nicht?"

„Weil ich auch ein Christ bin."

Ein zweiter Ausbruch der Wuth, eine andere Fluth

gemeiner Redensarten endigte mit dem Befehle, daß der wackere Centurio sogleich zur Hinrichtung geführt werde; aber mit Sebastian sollte anders verfahren werden.

„Hyphax soll hieher kommen!“ brüllte der Tyrann. In einigen Minuten trat ein hochgewachsener, halbnackter Numidier herein. Ein Bogen von gewaltiger Länge, ein bunt bemalter Köcher voll Pfeile und ein kurzes, breites Schwert bildeten zugleich den Schmuck und die Waffen des Hauptmanns der afrikanischen Schützen. Er stand aufrecht vor dem Kaiser, wie eine schöne Bronzestatue, mit hellglänzenden Augen.

„Hyphax, ich habe morgen früh einen Spaß für dich, es muß aber gut gethan werden,“ sagte der Kaiser.

„Sehr wohl, Majestät!“ erwiederte der schwarze Häuptling mit einem Grinsen, das eine Reihe glänzend weißer Zähne zeigte.

„Du siehst den Hauptmann Sebastian?“ Der Neger verneigte sich bejahend. „Er ist ein Christ geworden.“

Wäre Hyphax in seiner Heimath gewesen, und hätte er plötzlich auf eine verborgene Natter oder ein Scorpionnest getreten, er würde sich nicht mehr entsetzt haben, als bei der Nachricht, einem Christen so nahe zu sein — einem, der jeden Gräuel anbetete, jede Abgeschmacktheit glaubte, jede Schändlichkeit und jeden Frevel beging!

Maximian fuhr fort, und Hyphax nickte tactmäßig bei jedem Gliede seiner Rede und mit einem Lächeln, oder was er für ein Lächeln hielt — es war kaum ein menschliches: „Du wirst Sebastian in dein Quartier nehmen und morgen früh — nicht diesen Abend, wohlgemerkt, denn ich weiß, daß um diese Zeit ihr Alle trunken seid — aber morgen früh, wenn eure Hände sicher sind, dann bindet ihn an einen Baum im Haine des Adonis und schießt ihn langsam todt. Langsam, vergiß nicht; ich will keinen eurer Meisterschüsse, gerade durch's Herz oder Hirn, sondern eine Masse

Pfeile, bis er von Schmerz und Blutverlust erschöpft stirbt, Verstanden? Nun, nimm ihn sogleich fort, und vergiß nicht, Stillschweigen, oder sonst —"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Befreiung.

Trotzdem, daß man die Sache geheim zu halten suchte, verbreitete sich doch die Neuigkeit bald unter Alle, die mit dem Hof in Verbindung standen, daß Sebastian als Christ entdeckt worden sei, und morgen todtgeschossen werden solle; aber auf Niemand machte die doppelte Nachricht einen solchen Eindruck, als auf Fabiola.

„Sebastian ein Christ!" sprach sie bei sich selbst; „der edelste, reinste, weiseste des römischen Adels, ein Glied dieser gemeinen, einfältigen Secte? Unmöglich! Und doch scheint die Thatsache gewiß.

„Bin ich denn getäuscht worden? War er nicht, was er schien? War er ein gemeiner Betrüger, welcher Tugend heuchelte, aber insgeheim ein lockerer Mensch? Unmöglich!"

Dieß war in der That unmöglich! Sie hatte gewisse Beweise davon. Er wußte, daß er ihre Hand und ihr Vermögen hätte haben können, wenn er darum ansuchte, und er hatte höchst edelmüthig und zart gegen sie gehandelt. Er war, was er schien, das war sie überzeugt — nicht vergoldet, sondern Gold.

Dann, wie diese Erscheinung erklären, daß ein Christ Alles sein sollte, was gut, tugendhaft, liebenswürdig ist?

Eine Lösung des Räthsels kam Fabiola nie in den Sinn, daß er all' dieß war, weil ein Christ; sie sah nur das Problem in anderer Form: wie konnte er all' dieß sein, trotzdem, daß er ein Christ war?

Vergeblich suchte sie sich dieß zu erklären. Dann kam

ihr wieder der Gedanke: „Vielleicht hatte doch der gute alte Chromatius Recht und das Christenthum ist nicht so, wie ich mir vorstellte; ich hätte mehr darüber nachforschen sollen. Ich bin überzeugt, Sebastian that nie die schrecklichen Dinge, die man den Christen zuschreibt; und doch beschuldigt sie Jedermann derselben."

Konnte es nicht vielleicht eine mehr verfeinerte Form dieser Religion geben und eine gröbere, gerade so, wie sie wußte, daß es bei ihrer eigenen Secte, dem Epikuräismus, der Fall war? eine gemeine, materielle, die sich im Schlamme der Sinnlichkeit wälzt, und eine andere verfeinerte, skeptische und mehr geistige? Sebastian konnte zu der höhern Klasse gehören, und den Aberglauben und die Laster der gemeinern Christen verachten und verabscheuen. Eine solche Annahme mochte haltbar sein, aber ihr Verstand konnte schwer begreifen, wie ein Mann, gleich jenem edlen Krieger, auf irgend eine Weise zu diesem verhaßten Geschlechte gehört haben konnte. Und doch war er bereit, für den Glauben der Christen zu sterben! Von Zoë und den Uebrigen hatte sie nichts gehört, denn sie war erst den Tag vorher von einer Reise zurückgekehrt, die sie nach Campanien unternommen hatte, um die Angelegenheiten ihres Vaters zu ordnen.

Wie Schade, dachte sie, daß sie nicht mehr über solche Gegenstände gesprochen hatte! Aber jetzt war es zu spät, morgen früh sollte er nicht mehr sein. Dieser Gedanke fuhr ihr wie ein scharfer Pfeil durch's Herz. Es war ihr, als ob sie im Begriff stände, einen persönlichen Verlust zu erleiden, als ob Sebastian's Schicksal irgend ein durch ein geheimes Band eng mit ihr verbundenes Wesen treffen sollte.

Ihre Gedanken wurden immer düsterer und trauriger, als sie mitten in der hereinbrechenden Dunkelheit dabei verweilte. Plötzlich wurde sie durch den Eintritt einer Sklavin mit einem Lichte darin gestört. Es war Afra, die schwarze

Dienerin, welche kam, um zum Abendessen ihrer Herrin aufzudecken, das sie allein zu nehmen wünschte. Während sie damit beschäftigt war, sagte sie: „Habt Ihr schon die Neuigkeit gehört, Fräulein?“

„Was für eine Neuigkeit?“

„Nun, daß Sebastian morgen früh mit Pfeilen todtgeschossen werden wird. Wie schade, er war ein so hübscher, junger Mann!“

„Schweige, Afra, wenn du mir darüber nicht nähere Nachricht geben kannst.“

„O natürlich, meine Herrin, und meine Nachricht ist wirklich erstaunlich. Wißt Ihr, daß er einer von diesen elenden Christen geworden ist?“

„Sei stille, ich bitte dich, und plaudere nicht mehr über Sachen, die du nicht verstehst.“

„Gewiß nicht, wenn Ihr es so haben wollt; ich vermuthe, sein Schicksal ist euch, Fräulein, etwas ganz Gleichgiltiges, mir wenigstens ist es so. Er ist nicht der erste Offizier, den meine Landsleute erschossen haben. Sie haben Viele getödtet und Einige auch gerettet, aber dieß war natürlich Alles nur Zufall.“

Es lag ein besonderer Nachdruck auf diesen Worten, welcher dem scharfen Ohre und Verstande Fabiola's nicht entging. Sie schaute zum ersten Male auf, und heftete ihre Augen durchdringend auf das dunkelfarbige Gesicht des Mädchens. Sie zeigte nicht die geringste Aufregung und stellte eine Flasche Wein auf den Tisch, gerade wie wenn sie nicht gesprochen hätte. Endlich sagte das Fräulein zu ihr: „Afra, was meinst du?“

„O nichts, nichts; was kann eine arme Sklavin wissen? Noch mehr, was kann sie thun?“

„Komm, komm, du meintest mit deinen Worten etwas, was ich wissen muß.“

Die Sklavin kam um den Tisch herum nahe zu dem

Kissen, wo Fabiola ruhte, blickte hinter sich und um sich, und flüsterte dann: „Wünschet Ihr, Sebastian's Leben gerettet?"

„Gewiß!" versetzte Fabiola, indem sie fast von dem Sitze aufsprang.

Die Dienerin legte den Finger auf die Lippen, und sprach: „Es wird viel kosten."

„Nenne deinen Preis."

„Einhundert Sestertia * und meine Freiheit."

„Ich nehme deine Bedingungen an; aber was habe ich für eine Sicherheit?"

„Sie sollen nur bindend sein, wenn er vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung noch am Leben ist."

„Zugegeben; und was hast du für eine Bürgschaft?"

„Euer Wort, Fräulein!"

„Gehe, Afra, und verliere keinen Augenblick."

„Es hat keine Eile," erwiederte die Sklavin, indem sie ruhig die Vorbereitungen zum Nachtessen vollendete.

Sie ging dann sogleich zu dem Pallaste und nach dem mauritanischen Quartiere zu dem Commandanten.

„Was willst du, Jubala," fragte er, „zu dieser Stunde? Es ist heute Nacht kein Fest."

„Ich weiß es, Hyphax; aber ich habe ein wichtiges Geschäft mit dir."

„Was betrifft es?"

„Dich, mich selbst und deinen Gefangenen."

„Schaue ihn dort," sagte der Barbar, und deutete mit dem Finger über den Hof, den man von seiner Thüre aus übersehen konnte. „Man sollte nicht meinen, daß er morgen früh erschossen wird. Sieh, wie fest er schläft; er könnte es nicht besser, wenn er morgen zur Hochzeit ginge."

* Ungefähr 800 L. Englisch; nach unserm Geld 9600 fl.

„Wie ich und du, Hyphax, es nächster Tage beabsichtigen."

„Ei, nicht ganz so geschwind; es sind zuerst gewisse Bedingungen zu erfüllen."

„Nun, und welche?"

„Einmal deine Freilassung; ich kann keine Sklavin heirathen."

„Das ist im Reinen."

„Zweitens eine Aussteuer, eine gute Aussteuer, wohlgemerkt, denn ich brauchte nie mehr Geld, als jetzt."

„Das ist auch gesichert. Wie viel erwartest du?"

„Gewiß nicht weniger, als dreihundert Pfund" *.

„Ich bringe dir sechshundert."

„Vortrefflich! Woher bekamst du all' dieß baare Geld? Wen hast du beraubt? Wen hast du vergiftet, meine bewunderungswürdige Priesterin? Warum sollen wir bis übermorgen warten? Laß es morgen geschehen, heute Nacht, wenn es dir gefällt."

„Sei jetzt ruhig, Hyphax! das Geld ist Alles rechtmäßig erworben, aber es hat auch seine Bedingungen. Ich sagte, ich komme, um auch über den Gefangenen zu sprechen."

„Gut; aber was hat er mit unserer bevorstehenden Hochzeit zu thun?"

„Sehr viel."

„Was denn?"

„Er darf nicht sterben."

Der Hauptmann sah sie mit einer Mischung von Wuth und Einfalt an. Er schien auf dem Punkte, gewaltsame Hand an sie zu legen; aber sie stand unerschrocken und unbewegt vor ihm, und schien ihn durch den Zauber ihres

* Der Verfasser gibt das Geld in englischer Münze, zur größern Verständlichkeit für seine Landsleute; das Pfund = 12 fl.

Auges zu beherrschen, wie eine der Schlangen ihres Heimathlandes einen Geier.

„Bist du wahnsinnig?" rief er endlich aus, „könntest eben so gut meinen Kopf fordern. Hättest du des Kaisers Gesicht gesehen, als er seine Befehle erließ, so würdest du gemerkt haben, daß er hier nicht mit sich spassen lasse."

„Bah! bah! Natürlich wird der Gefangene todt scheinen, und für todt ausgegeben werden; aber 24 Stunden nach der Hinrichtung muß er noch leben."

„Und wenn er endlich wieder zu sich kommt?"

„Seine Mitchristen werden schon Sorge tragen, ihn zu verbergen."

„Sagtest du, er solle noch vierundzwanzig Stunden leben? Ich wünschte, du hättest zwölf gemacht."

„Aber ich weiß, daß du genau rechnen kannst; laß ihn in der fünfundzwanzigsten Stunde sterben."

„Es ist unmöglich, Jubala, unmöglich; er ist eine zu wichtige Person."

„Nun gut dann, unser Handel hat also ein Ende. Das Geld wird nur unter dieser Bedingung gegeben. Sechshundert Pfund weggeworfen!" und damit wandte sie sich, um fortzugehen.

„Halt, halt!" sagte Hyphax eifrig; der Teufel der Habsucht war in ihm Herr geworden. „Wir wollen sehen; freilich, meine Kameraden werden das halbe Geld durch Geschenke und Schmausereien verzehren."

„Nun, ich habe zwei weitere Hundert dazu in Vorrath."

„Wirklich! meine Prinzessin, meine Zauberin, mein reizender Dämon? Aber das wird zuviel für meine Schlingel sein; wir wollen ihnen die Hälfte geben und die andere Hälfte unserm Heirathgute zulegen, nicht wahr?"

„Wie es dir beliebt, wenn nur die Sache nach meinem Vorschlag geschieht."

„Es ist also ein abgemachter Handel. Er soll vierundzwanzig Stunden leben, und nachher halten wir eine prächtige Hochzeit.“

Sebastian wußte inzwischen nichts von diesen liebenswürdigen Unterhandlungen wegen seiner Rettung; denn, wie Petrus, zwischen zwei Wächtern schlummerte er fest an der Mauer des Hofes. Ermüdet von seinem Tagewerk, hatte er das seltene Glück, sich bald zur Ruhe begeben zu können, und das Marmorpflaster war ein Bett, gut genug für einen Soldaten. Nach einigen Stunden der Ruhe wachte er erfrischt auf, und nun, wo Alles stille war, stand er leise auf und fing mit ausgestreckten Armen zu beten an.

Das Gebet eines Martyrers ist nicht eine Vorbereitung zum Tode, denn sein Tod bedarf keiner Vorbereitung. Der Soldat, welcher sich plötzlich für einen Christen erklärt, beugt sein Haupt nieder, und vermischt sein Blut mit dem des Bekenners, zu dessen Hinrichtung er gekommen war, oder der Freund *, welcher den zum Tode gehenden Martyrer begrüßt, wird ergriffen, und ihm willig Gesellschaft leistend, ist er eben so zum Marterthum bereit, als der, welcher im Gefängniß Monate lang im Gebete zubrachte. Es ist daher nicht ein Aufschrei der Seele um Vergebung vergangener Sünde; denn hier herrscht ein Bewußtsein jener vollkommenen Liebe, welche die Furcht austreibt, eine innere Gewißheit jener höchsten Gnade, die mit der Sünde unverträglich ist.

Auch in Sebastian war es nicht ein Gebet um Muth oder Stärke; denn das entgegengesetzte Gefühl, welches

* Als Felix zum Tode geführt wurde, begegnete ihm ein Christ. Dieser rief, als er ihn erkannte, laut aus, auch er sei ein Christ, und küßte den Felix. Er wurde mit Felix hingerichtet, und da die Christen seinen Namen nicht wußten, so nannten sie ihn Adauctus, „den Zugesellten,“ quod sancto martyri Felici adauctus sit ad coronam. Röm. Brevier, 30. Aug.

ein solches Gebet eingeben konnte, war ihm unbekannt. Es kam ihm nie in den Sinn, zu zweifeln, daß er dem Tode für seinen himmlischen Herrn an jedem Platze eben so freudig begegnen müsse, als er demselben auf dem Schlachtfelde für seinen irdischen Herrn in's Angesicht gesehen hatte.

Sein Gebet bis zum Morgen war daher ein freudiger Hymnus zum Ruhm und Preis des Königs der Könige, im Verein mit den Liebe glühenden Augen der Seraphim, die in unaufhörlicher Anbetung ihre Flügel schwingen.

Wenn er dann zu den Sternen aufblickte am heitern Himmel, so forderte er sie gleichsam wie wachsame Posten auf, die Losung zum Lobe Gottes mit ihm auszutauschen, während der Nachtwind in den blätterlosen Zweigen der Bäume auf dem nahen Hofe des Adonis rauschte.

Nun durchdrang ihn der Gedanke, daß die morgende Stunde nahte, denn der Hahn hatte gekräht, und bald sollte er diese Zweige über sich rauschen hören zu dem scharfen Zischen der flüchtigen Pfeile, die ihr Ziel nicht verfehlten. Er opferte sich freudig ihren scharfen Spitzen, welche zischend, wie die Zungen der Schlangen, sein Blut trinken sollten. Er brachte sich als ein Opfer zur Ehre Gottes und zur Besänftigung seines Zorns dar. Er opferte sich besonders für die bedrängte Kirche und betete, daß sein Tod ihre Leiden mildern möchte.

Dann erhoben sich seine Gedanken höher von der irdischen zur himmlischen Kirche; wie der Adler schwang er sich von der höchsten Spitze des Berges zur Sonne auf. Die Wolken sind hinweggerollt, und der blaue, gestickte Schleier des Morgens ist entzweigerissen, wie der Vorhang des Heiligthums, und er sieht ganz hinein in seine enthüllte Tiefe, weit, weit hinein über die Chöre der Heiligen und die Legionen der Engel, wie Stephan die innerste Herrlichkeit erblickte. Und nun schwieg sein Hymnus; Harmonien kamen

zu ihm, zu süß und göttlich, um den Mißton einer irdischen Stimme zu ertragen; sie kamen zu ihm und verlangten keine Erwiederung; denn sie brachten den Himmel in seine Seele, und was konnte er zurückgeben? — Es war wie eine Quelle der reinsten Entzückung, es glich mehr einem Strome von Licht, als von Wasser, der von den Füßen des Lammes floß und sich in sein Herz ergoß, das die Gabe nur schweigend aufnehmen konnte. Aber in seinen glänzenden Fluthen, wie er auf ihn zuströmte, konnte er bald das Angesicht des einen, bald das des andern der glücklichen Freunde sehen, die vor ihm hingegangen waren; es war, als ob sie aus diesen lebendigen Wassern tränken, sich darin badeten und freudig untertauchten.

Sein Angesicht glühte wie von dem Wiederschein der Vision; und die Morgenröthe, die eben aufging, traf sein Gesicht, als er mit gekreuzten Armen dastand, dem Osten gegenüber, so daß er Hyphax, als er die Thüre öffnete und ihn erblickte, wie ein Gegenstand göttlicher Verehrung erschien.

Sebastian erwachte wie aus einer Verzückung, während im geistigen Ohre des Hyphax der Klang der Sesterze tönte. Diese zu gewinnen, ging er systematisch zu Werke. Er las aus seiner Schaar von hundert Mann fünf tüchtige Schützen aus, die einen Pfeil im Fluge mit einem noch schnellern zersplittern konnten, rief sie in's Zimmer, sagte ihnen ihre Belohnung, wobei er aber seinen eigenen Antheil verhehlte, und ordnete an, wie die Hinrichtung vor sich gehen solle. Für den Leib hatten die Christen insgeheim bereits noch eine bedeutende Summe hinzugelegt, und zwei Sklaven sollten draußen warten, um denselben in Empfang zu nehmen. Unter seinen eigenen Leuten konnte er sich auf Stillschweigen verlassen.

Sebastian wurde in den nahen Hof des Pallastes geführt, welcher die Quartiere dieser afrikanischen Schützen

von seiner eigenen Wohnung trennte. Er war mit Baumreihen bepflanzt, und dem Adonis geweiht. Freudig schritt er inmitten seiner Henker einher, gefolgt von der ganzen Schaar, die allein zuschauen durfte, wie bei einem gewöhnlichen Bogenschießen. Der Offizier wurde entblößt und an einen Baum gebunden, während die fünf Auserwählten ihren Stand gegenüber nahmen, kalt und gesammelt. Es war gewiß eine trostlose Todesart; kein theilnehmender Freund in der Nähe, nicht Ein christlicher Mitbruder, um den Gläubigen sein Lebewohl zu bringen, oder ihnen seine letzten Worte und sein standhaftes Ende zu berichten. In der Mitte des dichtgedrängten Amphitheaters zu stehen mit hunderttausend Zeugen christlicher Standhaftigkeit, die ermuthigenden Blicke Vieler zu sehen, und den geflüsterten Segen einiger liebenden Bekannten zu hören, hatte etwas Tröstliches und fast Begeisterndes; wenigstens kam zu der mächtigern Stütze der Gnade die schwache Hilfe menschlicher Theilnahme hinzu. Schon das wilde Geheul einer jauchzenden Menge erhob den natürlichen Muth, wie das Geschrei des Jägers den Hirsch, der nicht mehr weiter kann, nur zum Widerstande kräftigt. Aber diese Todtenstille beim Grauen des Tages im abgeschlossenen Hofe eines Hauses; so mit fühlloser Gleichgiltigkeit angebunden zu werden, wie ein Bündel Heu oder eine ausgestopfte Figur, um nach dem Befehl des Tyrannen zur Zielscheibe zu dienen; diese Einsamkeit mitten unter einer Horde schwarzer Wilden, deren Sprache schon fremd und unverständlich war, die aber ohne Zweifel ihre rohen Späße machten und lachten, wie Leute, die sich auf den Genuß eines bevorstehenden Spieles freuen — all' dieß schien mehr wie eine Grausamkeit von Banditen im finstern Walde verübt, als wie ein offenes, glorreiches Bekenntniß des Namens Christi; es sah eher einem Meuchelmorde, als dem Marterthum ähnlich.

Aber Sebastian bekümmerte sich um all' dieß nicht. Engel schauten über die Mauer auf ihn, und die aufgehende Sonne, die sein Auge blendete, ihn aber für seine Bogenschützen zu einem deutlichern Ziele machten, schien nicht glänzender auf ihn, als das Angesicht des Einzigen, der von den Leiden Zeuge war, die er um seinetwillen duldete.

Der erste Mohr zog seinen Bogenstrang an's Ohr und ein Pfeil zitterte im Fleische Sebastian's. Jeder der auserwählten Schützen folgte der Reihe nach und Beifallgeschrei begleitete jeden Schuß, der geschickt sein Ziel traf, doch so, daß er dem kaiserlichen Befehle gemäß jeden edlern Theil des Leibes vermied. So ging das Spiel fort unter Lachen, Schreien und Spotten, ohne ein Fünkchen Gefühl für die nun niedersinkende, mit Blut überronnene Gestalt*; Alle hatten dabei Spaß, nur nicht der Martyrer, für den Alles bitterer Ernst war — der entsetzliche Schmerz jeder neuen Wunde, die Erschöpfung, die Müdigkeit, die knotigen Bande, die zusammengezogene Stellung des Leibes! Aber fest war sein Herz, ungebeugt der Geist, unerschütterlich der Glaube, unerschöpflich die Geduld, unersättlich die Liebe, für seinen Erlöser zu leiden. Inbrünstig war sein Gebet, während das Auge zum Himmel gerichtet war, und das Ohr auf den Willkommsgruß der himmlischen Pförtner lauschte, wenn sie die Thore öffnen würden.

Es war gewiß ein schrecklicher Tod; doch dieß war nicht das Aergste. Nach Allem kam der Tod nicht, die goldenen Thore blieben ungeöffnet, der Martyrer zu grösserer Ehre schon auf Erden bestimmt, wurde nicht plötzlich vom Tode zum Leben versetzt, sondern sank bewußtlos in den Schooß der Engel. Als seine Peiniger ihr bestimmtes Maß erreicht hatten, zerschnitten sie die Stricke, die ihn banden, und Sebastian fiel erschöpft und allem Anscheine

* »Membraque picta cruore novo.« Prud. περιστεφ. III. 29.

nach todt auf den blutigen Teppich, den er für sich selbst auf das Pflaster ausgebreitet hatte. Lag er wohl da einem edlen Krieger gleich, wie er jetzt in Marmor unter seinem Altar erscheint, in seiner eigenen Kirche? Wir wenigstens können ihn uns nicht schöner vorstellen, und wir lieben nicht nur jene Kirche, sondern auch jene alte Kapelle, die in der Mitte des zerstörten Pallastes steht, um die Stelle zu bezeichnen, wo er fiel *.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Wiederbelebung.

Die Nacht war weit vorangerückt, als Afra zum Hause ihrer Gebieterin zurückkehrte, nachdem sie ganz zu ihrer Zufriedenheit ihren Heirathsvertrag in Ordnung gebracht hatte. Es war eine kalte Winternacht, daher hatte sie sich wohl eingewickelt, und war in keiner Laune, sich auf dem Wege aufhalten zu lassen. Aber die Nacht war lieblich, und der Mond schien wie mit einer silbernen Hand das weiche Gewand der meta sudans † zu streicheln. Sie blieb eine Weile daneben stehen, und nach einigen Augenblicken Stillschweigens brach sie in ein lautes Gelächter aus, wie wenn irgend eine lächerliche Erinnerung sich in ihrem Geiste an jenes schöne Kunstwerk knüpfte. Sie wollte eben ihren Weg weiter fortsetzen, als sie sich grob am Arme gefaßt fühlte.

„Wenn du nicht gelacht hättest,“ sagte ihr Häscher in

* Diese Kapelle steht zwischen den Triumphbögen des Titus und Constantin auf dem palatinischen Hügel. Die Familie Barberini hat dieselbe unlängst wieder herstellen lassen. — † Die oben beschriebene Fontäne.

bitterm Tone, „so würde ich dich nicht erkannt haben; aber dieß Hyänengelächter von dir ist unverkennbar. Horch, die wilden Bestien, deine afrikanischen Vettern, geben darauf Antwort aus dem Amphitheater. Ueber was war es denn?“

„Ueber dich.“

„Warum über mich?“

„Ich dachte eben an unsere letzte Zusammenkunft auf diesem Platze, und wie du dich selbst zum Narren gemacht hast.“

„Wie artig von dir, Afra, an mich zu denken, besonders da ich eben nicht an dich dachte, sondern an deine Landsleute in jenen Zellen.“

„Höre auf mit deiner Unverschämtheit und nenne die Leute bei ihrem rechten Namen. Ich bin nicht mehr länger Afra, die Sklavin, wenigstens werde ich es in einigen Stunden nicht mehr sein, sondern Jubala, das Weib des Hyphax, des Commandanten der mauritanischen Schützen.“

„Ein sehr respectabler Mann, ohne allen Zweifel, wenn er außer seinem Kauderwälsch noch eine Sprache reden könnte; aber diese wenigen Stunden Zwischenzeit werden wohl hinreichen, unser Geschäft abzumachen. Du hast dich, wie mir scheint, in dem, was du soeben sagtest, geirrt. Du, nicht wahr, hast bei unserer letzten Zusammenkunft mich für den Narren gehalten? Was ist aus deinen schönen Versprechungen geworden und aus meinem noch schönern Golde, das ich bei dieser Gelegenheit dabei austauschte? Das meine, ich weiß es, war gutes Geld, deine Versprechungen, fürchte ich, sind nichts als eitel Staub gewesen.“

„Ohne Zweifel; denn so sagt ein Sprüchwort in meiner Sprache: Der Staub an des weisen Mannes Kleidern ist besser, als das Gold in des Thoren Gürtel. Aber wir

wollen zur Sache kommen. Glaubtest du wirklich einmal an die Macht meines Zaubers und meiner Tränke?“

„Allerdings that ich es; oder sollten sie lauter Trug sein?“

„Nicht ganz; du siehst, wir sind des Fabius losgeworden, und die Tochter ist im Besitz des Vermögens. Dieß war der erste Schritt, der nothwendig geschehen mußte.“

„Was, glaubst du, daß deine Zaubereien den Vater entfernt haben?“ fragte Corvinus erstaunt, und fuhr erschrocken zurück.

Es war nur ein plötzlicher Einfall Afra's, aber sie benützte den Vortheil des Eindrucks, und sagte: „Gewiß, was sonst? Es ist leicht, so eines Jeden los zu werden, der im Wege steht.“

„Gute Nacht, gute Nacht!“ erwiederte er in großer Furcht.

„Halt einen Augenblick,“ versetzte sie etwas gnädig gestimmt. „Corvinus, ich gab dir an jenem Abend zwei Rathschläge, die all' dein Gold werth sind. Dem einen hast du zuwider gehandelt, den andern nicht befolgt.“

„Wie so?“

„Sagte ich dir nicht, du solltest die Christen nicht hetzen, sondern sie in deinen Netzen fangen? Fulvius hat das Zweite gethan, und etwas dabei gewonnen. Du thatest das Erste, und was hast du geärndtet?“

„Nichts, als Zorn, Schande und Schläge.“

„Dann war ich ein guter Rathgeber mit dem ersten Rath, folge mir im zweiten.“

„Was war dieß für einer?“

„Wenn du durch die Beute der Christen reich genug geworden, solltest du dich mit deinen Schätzen Fabiola anbieten. Sie hat bis jetzt jedes Anerbieten kalt zurückgewiesen, aber ich habe Etwas sorgfältig beobachtet. Nicht eine einzige Bewerbung war von Reichthum begleitet; jeder

Verschwender suchte ihr Vermögen, um seine Umstände zu verbessern; verlaß dich darauf, Derjenige, welcher den Preis gewinnt, muß mit dem Satze kommen, daß zwei Mal zwei vier ist. Verstehst du mich?"

„Ganz gut; aber woher sollen meine zwei kommen?"

„Höre mich an, Corvinus, denn dieß ist unsere letzte Unterredung, und ich habe dich etwas gerne, als einen herzhaften, nicht ängstlichen, harten und fühllosen Hasser." Sie trat ihm näher und flüsterte: „Ich weiß von Eurotas, aus dem ich Alles herausbringen kann, daß Fulvius einige herrliche christliche Prisen in Aussicht hat, namentlich eine. Komm hieher in den Schatten und ich will dir sagen, wie du ihm sicher seinen Schatz abfangen kannst. Ueberlaß ihm den kalten Mord, der nothwendig sein wird, denn dieß mag etwas beschwerlich sein, aber tritt zwischen ihn und die Beute; er würde dir jeden Tag dasselbe thun."

Sie sprach einige Minuten mit ihm in leisem, eifrigen Tone, und endlich brach er in den lauten Ruf aus: „Vortrefflich!" Was für ein Wort in solchem Munde!

Wie hat sich doch in kurzer Zeit das Blatt gewendet! Das letzte Mal, als diese zwei verruchten Wesen auf demselben Platze waren, auf Anderer Verderben sinnend, wurde das Fenster oben von zwei tugendhaften Jünglingen eingenommen, die gleich guten Geistern ihr schändliches Gewebe zu vernichten trachteten. Sie sind nun fortgegangen; der eine schläft in seinem Grabe, der andere schlummert am Vorabende seiner Hinrichtung. Der Tod kommt uns wie eine heilige Macht vor, wenn wir sehen, wie sehr er es vorzieht, lieber die Guten in seine Gesellschaft zu bekommen, als die Schlechten. Er pflückt die Blumen ab, und läßt dem Unkraut sein giftiges Leben, bis es zu seiner Zeit verdorrt.

In dem Augenblicke aber, als die Beiden aufschauten, war das Fenster von zwei andern Personen besetzt.

„Das ist Fulvius," sagte Corvinus, „welcher soeben an's Fenster kam."

„Und der Andere ist sein böser Dämon Eurotas," setzte die Sklavin hinzu. Beide beobachteten und lauschten aufmerksam aus ihrem Verstecke.

Fulvius kam in diesem Augenblicke wieder an's Fenster mit einem Schwert in der Hand, das er sorgfältig umdrehte, und das Heft im hellen Mondlichte genau betrachtete. Endlich warf er es mit einem Fluche weg, und rief aus: „Nach Allem ist es nur Messing."

Eurotas kam mit einem allem Anscheine nach reichen Offiziersgürtel, und untersuchte ihn ebenfalls sorgfältig. „Lauter falsche Steine! Ich erkläre das Ganze der Effecten nicht fünfzig Pfund werth. Du hast damit nicht viel profitirt, Fulvius."

„Immer Vorwürfe, Eurotas, und doch hat mich dieser elende Gewinn das Leben eines der liebsten Offiziere des Kaisers gekostet."

„Und wahrscheinlich keinen Dank von seinem Herrn dafür." Eurotas hatte Recht.

Am andern Morgen wurden die Sklaven, welche den Leib Sebastian's empfingen, von einer dunkelfarbigen, weiblichen Gestalt überrascht, die ihnen im Vorbeigehen zuflüsterte: „Er ist noch am Leben."

Anstatt ihn deßhalb zum Begräbniß zu tragen, brachten sie ihn nach der Wohnung der Irene. Die frühe Morgenstunde und der Umstand, daß der Kaiser den Abend vorher nach seinem Lieblingspallaste vom Lateran gegangen war, erleichterte dieß Unternehmen. Sogleich schickte man nach Dionysius, welcher jede Wunde für heilbar erklärte, weil nicht ein einziger Pfeil ein Lebensorgan berührt hatte; allein es hatte ein so fürchterlicher Blutverlust stattgefunden, daß er glaubte, es müßten Wochen verstreichen, ehe der Patient sich werde bewegen können.

Vierundzwanzig Stunden lang fragte Afra eifrig fast jede Stunde nach dem Befinden Sebastian's. Als der gesetzte Termin vorbei war, führte sie Fabiola nach Irene's Wohnung, um selbst die Versicherung zu erhalten, daß er, wenn gleich schwach, noch athme. Ihre Freilassung aus der Sklaverei wurde nun vollzogen, ihre Mitgift ausbezahlt, und der ganze palatinische Berg und das Forum erschallte von dem tollen Lärm und den abscheulichen Gebräuchen ihrer Hochzeit.

Fabiola erkundigte sich nach Sebastian mit so zarter Besorgniß, daß Irene nicht zweifelte, sie werde eine Christin sein. Die ersten Male begnügte sie sich, an der Thüre Nachricht zu empfangen, und in die Hände der Wirthin Sebastian's für die Kosten seiner Wiederherstellung eine große Summe zu legen; aber nach zwei Tagen, als er sich besserte, wurde sie höflich eingeladen, einzutreten, und zum ersten Mal in ihrem Leben befand sie sich mit Wissen im Schooße einer christlichen Familie.

Irene war die Wittwe des Castulus, eines der Bekehrten aus der Schaar des Chromatius. Ihr Ehemann hatte soeben den Tod erlitten, aber sie blieb noch unbemerkt in den Zimmern, die er im Pallaste eingenommen. Zwei Töchter lebten bei ihr, und eine besondere Verschiedenheit in ihrem Benehmen fiel bald Fabiola auf, als sie mit ihnen vertraut wurde. Die eine hielt offenbar Sebastian's Anwesenheit für eine Zudringlichkeit, und nahte sich ihm selten oder nie. Ihr Betragen gegen ihre Mutter war rauh und hochmüthig, alle ihre Gedanken gehörten der gemeinen Welt an, sie war selbstsüchtig, leichtsinnig und voreilig. Die andere etwas jüngere Schwester war gerade das Gegentheil — so sanftmüthig, so gefühlvoll, so besorgt um Andere, so ehrerbietig gegen ihre Mutter, so freundlich und aufmerksam gegen den armen Patienten. Irene selbst war ein Muster einer christlichen Matrone aus

den mittlern Ständen. Fabiola fand sie nicht gelehrt oder witzig, oder hochgebildet, aber sie sah dieselbe immer ruhig, thätig, gefühlvoll und ehrbar. Die heidnische Dame hatte nie eine solche Haushaltung gesehen, so einfach, mäßig und geordnet. Nichts störte dieselbe, als der Charakter der ältern Schwester. In einigen Tagen wußte man gewiß, daß Fabiola keine Christin war, aber dieß verursachte keine Aenderung in ihrer Behandlung. Dagegen machte sie eine Entdeckung, die sie betrübte, — daß die ältere Tochter noch eine Heidin sei. Alles, was Fabiola sah, machte einen günstigen Eindruck auf sie, und verminderte ihr Vorurtheil. Für den Augenblick jedoch waren alle ihre Gedanken auf Sebastian gerichtet, dessen Wiederherstellung langsam vor sich ging. Sie schmiedete mit Irene Plane, ihn nach der campanischen Villa zu schaffen, wo sie Muße haben würde, über Religion sich mit ihm zu unterhalten; aber ein unüberwindliches Hinderniß erhob sich gegen dieß Vorhaben.

Wir wollen unserm Leser die Gefühle Sebastian's nicht schildern. Eifrig nach dem Marterthum gestrebt, darum gebetet, alle Peinen desselben erduldet zu haben und darin gestorben zu sein, soweit menschliches Bewußtsein ging, diese Welt aus dem Gesichte verloren zu haben, und jetzt wieder in ihr zu erwachen, nicht als Martyrer, sondern als gewöhnlicher Pilgersmann auf dem Wege zur Seligkeit, die er vielleicht noch verlieren konnte, — dieß war sicherlich eine größere Prüfung, als das Marterthum selbst. Er glich einem Manne, welcher mitten in einer stürmischen Nacht einen reißenden Strom zu übersetzen versucht, und nachdem er Stunden lang gekämpft und sein Schiff hin- und hergewendet hat, um hinüberzukommen, sich wieder an derselben Seite anlanden sieht, von welcher er ausfuhr. So mochte es auch dem heiligen Paulus sein, welcher wieder zur Erde und zu den Faustschlägen Satans zurückgesendet wurde,

nachdem er die geheimnißvollen Worte gehört, die nur Ein Geist aussprechen kann *. Dennoch entschlüpfte ihm kein Murren, keine Klage. Er betete stillschweigend den göttlichen Willen an, in der Hoffnung, daß derselbe nur beabsichtige, ihm das Verdienst eines doppelten Marterthums zu geben. Nach dieser zweiten Krone sehnte er sich so eifrig, daß er jeden Vorschlag, zu fliehen, oder sich zu verbergen, verwarf.

„Ich habe jetzt," sprach er voll Edelmuth, „ein Vorrecht eines Martyrers erworben, kühn zu den Verfolgern zu sprechen. Davon will ich am ersten Tage Gebrauch machen, sobald ich mein Bett verlassen kann. Pflegt mich deßhalb wohl, damit es um so bälder geschieht."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die zweite Krone.

Das merkwürdige Complott, welches die schwarze Sklavin Corvinus verrathen hatte, war dasselbe, worauf wir bereits bei dem Gespräche zwischen Fulvius und Eurotas angespielt haben. Aus den arglosen Aeußerungen der blinden Martyrin wurde er überzeugt, daß Agnes eine Christin sei, und glaubte jetzt zwei Stränge zu seinem Bogen zu haben; entweder konnte er sie zur Ehe mit ihm schrecken, oder sie vernichten, und durch die Confiscation einen guten Antheil an ihrem Reichthum gewinnen. Diesen Weg zu wählen, darin bestärkten ihn die Ermunterungen und Vorwürfe des Eurotas. Inzwischen schrieb er ihr, weil er die Hoffnung aufgab, eine zweite Unterredung zu erlangen, einen ehrerbietigen, aber dringenden Brief, worin er ihr seine uneigennützige Anhänglichkeit an ihre Person schilderte, und sie

* 2. Kor. 12, 3—7.

bat, seine Bewerbung anzunehmen. Nur am Ende gab er einen ganz schwachen Wink, daß die Pflicht ihn vielleicht antreiben könnte, einen andern Weg einzuschlagen, wenn die demüthige Bitte nichts ausrichte.

Darauf erhielt er eine ruhige, höfliche, aber entschieden abschlägige Antwort, eine hoffnungslose Zurückweisung; noch mehr, der Brief setzte in klaren Worten auseinander, daß die Schreibende schon mit dem fleckenlosen Lamme vermählt sei, und von einem vergänglichen Wesen keine Ausdrücke persönlicher Anhänglichkeit annehmen könne. Diese Antwort härtete sein Herz gegen das Mitleid, aber er war entschlossen, klug zu verfahren.

Inzwischen faßte Fabiola, da sie Sebastian fest entschlossen sah, nicht zu fliehen, den romantischen Gedanken, ihn wider seinen Willen zu retten, indem sie von dem Kaiser seine Verzeihung auswirken wollte. Sie kannte die unergründliche Schlechtigkeit des menschlichen Herzens nicht, und dachte, der Tyrann werde eine Weile toben, aber nie einen Mann zum zweiten Male zum Tod verurtheilen. Ein Funke von Mitleid und Gnade, meinte sie, müsse noch in seiner Brust wohnen, und ihre dringenden Bitten und Zähren würden denselben herauslocken, wie die Hitze den verborgenen Balsam aus hartem Holz. Sie suchte daher schriftlich um eine Audienz nach, und weil sie die Habsucht des Mannes kannte, so wage sie es, wie sie sagte, ihm einen kleinen Beweis von ihrer und ihres verstorbenen Vaters treuer Anhänglichkeit zu geben. Es war dieß ein Ring mit Juwelen von seltener Schönheit und unschätzbarem Werthe. Das Geschenk wurde angenommen, aber ihr sagte man einfach, sie solle sich mit ihrer Bittschrift wie die übrigen Bittsteller am Zwanzigsten im Pallaste einfinden und warten, bis der Kaiser auf seinem Wege zum Opfer die große Treppe herabkomme. So entmuthigend diese Antwort war, so beschloß sie doch, Alles zu wagen und ihr Bestes zu thun.

Der bestimmte Tag kam, und Fabiola in ihrem Trauer-anzug, den sie als Bittende und um ihren verstorbenen Vater trug, nahm ihren Stand in einer Reihe von viel unglücklichern Geschöpfen, als sie selbst war, unter Müttern, Kindern und Schwestern, welche für diese ihnen theuersten Wesen um Gnade bitten wollten, die jetzt in Gefängnissen oder Bergwerken schmachteten. Sie fühlte die geringe Hoffnung, die sie genährt hatte, bei dem Anblicke so großen Elendes in sich ersterben; noch schwächer wurde der letzte Funke derselben bei jedem Schritte, den der Tyrann die Marmortreppe herab machte, wiewol sie ihren Brillantring an seiner gemeinen Hand funkeln sah. Denn bei jedem Schritte riß er einem bekümmerten Supplikanten ein Papier aus der Hand, überblickte es verächtlich, und zerriß es entweder, oder warf es auf den Boden. Nur hie und da händigte er eines seinem Secretär ein, einem Manne, der kaum weniger gebieterisch auftrat, als er selbst.

Es war nun beinahe die Reihe an Fabiola; der Kaiser war nur noch zwei Stufen ober ihr, und ihr Herz schlug heftig, nicht aus menschlicher Furcht, sondern aus Angst um Sebastian's Schicksal. Sie würde gebetet haben, hätte sie gewußt, wie, oder zu wem. Maximian streckte eben seine Hand aus, um ein ihm dargebotenes Papier zu nehmen, als er zurücktrat und sich umwandte, indem er sich laut beim Namen rufen hörte. Fabiola blickte auch auf, denn sie kannte die Stimme.

Ihr gegenüber, hoch in der weißen Marmorwand, hatte sie ein offenes Fenster bemerkt, mit einem Karnieß von gelbem Marmor, welches einem finstern Gange Licht gab, der zu Irene's Wohnung führte. Sie blickte jetzt, von der Stimme geleitet, auf, und in der dunkeln Füllung des Fensters bot sich ihr ein schönes, aber schreckliches Gemälde dar. Es war Sebastian, bleich und abgezehrt, welcher mit fast ätherischen Zügen, ruhig und ernst, wie ein Mensch,

der keiner Leidenschaft mehr fähig ist, dort vor ihr stand; seine zerrissene Brust und zerfetzten Arme zeigten sich unter der losen Hülle, die er um sich geworfen. Er hatte nämlich die gewöhnlichen Trompetenzeichen gehört, die ihm die Annäherung des Kaisers verkündigten, war aufgestanden und an das Fenster getreten, um ihn zu grüßen *.

„Maximian!“ rief er aus mit hohler, aber deutlicher Stimme.

„Wer bist du, Bursche, der mit dem Namen seines Kaisers so frei umgeht?“ fragte der Tyrann, nach ihm sich wendend.

„Ich komme wie von den Todten zurück, dich zu warnen, daß der Tag des Zornes und der Rache schnell herannaht. Du hast das Blut der Heiligen Gottes auf dem Pflaster dieser Stadt verspritzt; du hast ihre heiligen Leiber in den Fluß oder auf die Dungstätten an den Thoren hingeworfen. Du hast Gottes Tempel niedergerissen und seine Altäre entweiht, und das Erbtheil seiner Armen geraubt. Für diese und deine eigenen schändlichen Verbrechen, für deine Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, für deine Habsucht und deinen Stolz hat Gott dich gerichtet, und sein Zorn wird bald über dich kommen. Du wirst eines gewaltsamen Todes sterben, und Gott wird seine Kirche einem Kaiser geben nach seinem Herzen. Und dein Andenken wird verflucht sein durch die ganze Welt bis an's Ende der Zeiten. Gehe in dich, dieweil du Zeit hast, gottloser Mann, und bitte Gott um Verzeihung im Namen des Gekreuzigten, den du bis jetzt verfolgtest.“

Tiefe Stille herrschte, während diese Worte mit lauter Stimme gesprochen wurden. Der Kaiser schien wie vor Schrecken gelähmt; denn sobald er Sebastian erkannte, war es ihm, als stünde er dem Todten gegenüber; aber schnell

* Siehe die Acten des heiligen Sebastian.

sich sammelnd, rief er in Leidenschaft aus: „He da, Einige von euch sollen sogleich hingehen, und ihn vor mich bringen (er mochte seinen Namen nicht nennen). Syphax, daher! Wo ist Syphax? Ich sah ihn soeben noch.“ Aber der Mohr hatte sogleich Sebastian erkannt, und war in sein Quartier gelaufen. „Ha, der ist fort, so viel ich sehe; dann du da, Tölpel, wie heißt du? (Damit wandte er sich an Corvinus, welcher seinen Vater begleitete.) Gehe nach dem numidischen Hof, und rufe sogleich Syphax hieher.“

Mit schwerem Herzen ging Corvinus auf seine Botschaft. Syphax hatte seine Geschichte erzählt und seine Leute in Ordnung gestellt, um sich zu vertheidigen. Nur Ein Eingang am Ende des Hofes war offen gelassen, und als der Bote ihn erreichte, durfte er nicht weiter. Fünfzig Mann standen auf jeder Seite des Platzes der Reihe nach mit Syphax und Jubala am entgegengesetzten Ende. Schweigend und unbeweglich, die schwarze Brust und die Arme entblößt, Jeder den gespannten Bogen nach der Thüre gerichtet, glichen sie einer Reihe von Basaltstatuen, die zu einem egyptischen Tempel führen.

„Syphax,“ sagte Corvinus mit zitternder Stimme, „der Kaiser schickt nach euch.“

„Sagt Seiner Majestät ehrerbietig von mir,“ versetzte der Afrikaner, „daß meine Leute geschworen haben, Niemand soll über diese Schwelle schreiten, hereinkommen oder hinausgehen, ohne durch die Brust oder den Rücken hundert Pfeile in sein Herz zu erhalten, bis der Kaiser uns ein Zeichen der Vergebung sendet.“

Corvinus eilte mit dieser Botschaft zurück, und der Kaiser empfing sie mit Lachen. Es waren Leute, mit denen er sich nicht in Händel einlassen konnte, denn er verließ sich auf sie in der Schlacht, wie bei einem Aufstande, weil sie die Anführer auf's Korn zu nehmen

wußten. „Die listigen Schlingel!“ rief er aus, „da bring dieß Juwel der schwarzen Gattin des Hyphax.“ Und er gab ihm Fabiola's herrlichen Ring. Er eilte zurück, richtete seine gnädige Botschaft aus, und warf den Ring hinein. Jubala, erfreut, sprang vor, und langte nach dem Ring, aber ein schwerer Faustschlag von ihrem Mann warf sie zu Boden, und wurde mit einem lauten Beifallgeschrei begrüßt. Der Wilde ergriff den Ring, und das Weib stand auf, fürchtend, sie werde nur eine Sklaverei mit einer schlimmern vertauscht haben.

Hyphax verschanzte sich hinter den kaiserlichen Befehl. „Wenn Ihr,“ sagte er, „uns erlaubt hättet, ihm einen Pfeil durch den Kopf oder das Herz zu senden, so wäre Alles recht gegangen, aber so sind wir nicht verantwortlich.“

„Jedenfalls will ich dießmal selbst die Sache ordentlich gethan sehen,“ sagte Maximian. „Zwei von euch Burschen mit Keulen sollen daher kommen.“

Zwei Afrikaner kamen herbei; Sebastian, kaum im Stande, aufrecht zu stehen, war auch da, mild und unerschrocken. „Jetzt, meine Leute,“ sagte der Barbar, „es darf kein Blut auf dieser Treppe verspritzt werden, klopft ihm nur mit euern Knitteln das Leben aus, und macht's sauber. Madam, was ist euer Begehr?“ — Damit streckte er seine Hand gegen Fabiola aus, die er erkannte, und daher höflicher anredete. Sie war bei dem Anblick, der sich ihr darbot, vor Schrecken und Eckel fast ohnmächtig, und sagte: „Majestät, ich fürchte, es ist zu spät!“

„Warum zu spät?“ Während er auf das Papier blickte, schoß ein Blitz aus seinem Auge. „Was,“ sagte er, „Ihr wußtet, daß Sebastian noch am Leben war? Seid Ihr eine Christin?“

„Nein, Majestät!“ erwiederte sie. Warum blieb ihr die verneinende Antwort fast in der Kehle stecken? Sie hätte

um ihr Leben nicht sagen können, daß sie sonst etwas sei. O Fabiola, dein Tag ist nicht mehr ferne!

„Aber wie Ihr so eben sagtet," versetzte der Kaiser freundlicher, indem er ihr die Bittschrift zurückgab, „ich fürchte, es ist zu spät; ich denke, dieser Schlag muß der ictus gratiosus * gewesen sein."

„Es ist mir unwohl, Majestät!" sagte sie ehrerbietig, „darf ich mich entfernen?"

„O ja; aber bei der Gelegenheit habe ich euch noch für den schönen Ring zu danken, den Ihr schicktet, und den ich dem Weibe des Hyphax (ihrer eigenen ehemaligen Sklavin!) gegeben habe. Er wird an einer schwarzen Hand mehr glänzen, als sogar an der meinigen. Lebt wohl!" und er küßte seine Hand mit boshaftem Lächeln, als ob nicht eines Martyrers Leib in der Nähe wäre, gegen ihn zu zeugen. Er hatte Recht; ein schwerer Schlag auf den Kopf war tödtlich gewesen, und Sebastian war sicher da, wohin er sich gesehnt hatte. Er trug eine doppelte Palme mit sich, und empfing eine zweifache Krone. Und doch ein schmähliches Ende vor der Welt; todtgeschlagen ohne Umstände, während der Kaiser sich unterhielt! Was für ein Grad des Marterthums liegt in dieser schmählichen Art desselben! Wehe uns, wenn wir wissen, daß unsere Leiden uns Ehre bringen!

Als der Tyrann sein Werk vollendet sah, befahl er, daß Sebastian wenigstens nicht in die Tiber, noch auf einen Dunghaufen geworfen werden sollte. „Legt tüchtig Gewichte an seinen Leib," setzte er hinzu, „und werft ihn in die Kloake; da soll er verfaulen und die Speise der Würmer sein. Die Christen wenigstens sollen ihn nicht

* Der Gnadenstoß; der Stoß, womit die Verbrecher ihrer Pein erledigt wurden. Das Zerbrechen der Beine der Gekreuzigten wurde ebenfalls als ein ictus gratiosus angesehen.

haben.“ Dieß geschah, und die Acten des Heiligen melden uns, daß er in der Nacht der heiligen Matrone Lucina erschien und ihr angab, wo seine geweihten Ueberreste zu finden seien. Sie gehorchte seiner Aufforderung, und dieselben wurden ehrenvoll da begraben, wo jetzt seine Basilika steht.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der entscheidende Tag; sein erster Theil.

Es gibt entscheidende Tage im Leben des Menschen und der Menschheit. Nicht blos die Tage von Marathon, von Cannä oder von Lepanto, wo ein anderes Resultat die socialen oder politischen Geschicke der Menschheit verändert haben würde, sondern es ist wahrscheinlich, daß Columbus nicht nur auf den Tag, sondern selbst auf die Stunde zurückschauen konnte, deren Entscheidung der Welt Alles sicherte, was er ihr lehrte und gab, und ihm selbst die ausgezeichnete Stelle, die er unter den Würdigsten einnimmt. Und Jeder von uns, so gering und unbedeutend er sein mag, hat seinen entscheidenden Tag gehabt; seinen Tag der Wahl, der sein Schicksal im Leben entschied; seinen Tag der Vorsehung, welcher seine Stellung oder Verhältnisse zu Andern änderte; seinen Tag der Gnade, wo das Geistige Herr wurde über das Sinnliche. In was immer für einer Weise es sein mag, jede Seele hat, wie Jerusalem, *ihren* Tag *.

Und bei Fabiola, arbeitete nicht Alles auf eine Krisis hin? Kaiser und Sklavin, Vater und Gast, die Guten und die Bösen, Christen und Heiden, Reich und Arm;

* „Wenn doch auch du es erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, rc. rc.“ Luc. 19, 42.

ferner Leben und Tod, Freude und Sorge, Gelehrsamkeit und Einfalt, Stillschweigen und Unterhaltung, waren es nicht lauter Werkzeuge, die auf entgegengesetzten Wegen auf ihren Geist einwirkten, und doch alle ihrer edlen, wenn gleich hochstrebenden und ungestümen Seele die Richtung nach Einem Wege gaben, wie der sanfte Wind und das Ruder mit einander kämpft, blos um dem Schiffe seinen Pfad vorzuzeichnen? Wodurch soll die Zertheilung dieser streitenden Kräfte bestimmt werden? Dieß hängt nicht vom Menschen ab; die höhere Weisheit, nicht die Philosophie kann entscheiden. Wir waren mit Ereignissen beschäftigt, deren Gedächtniß am 20. Januar gefeiert wird; der Leser möge schauen, was am folgenden Tage in seinem Kalender kommt, und er wird zugeben, daß es ein wichtiger Tag in unserer Erzählung sein muß.

Von der Audienz begab sich Fabiola in die Wohnung Irene's, wo sie nichts als Trostlosigkeit und Kummer fand. Sie fühlte lebhaft den Schmerz mit, der sie umgab, aber sie sah und fühlte einen Unterschied zwischen ihrem Kummer und der Betrübniß Jener. Dort blickte beinahe eine heilige Freude durch die Trauer hindurch, sie glich einer zuweilen von der Sonne durchleuchteten Wolke, während ihr Schmerz eine drückende, schwüle Finsterniß war, wie wenn sie einen hoffnungslosen Verlust erlitten hätte. Ihr Suchen nach dem Christenthum, als nach einem in jeder Hinsicht liebenswürdigen, geistvollen System schien zu Ende. Der Lehrer, nach dem sie sich sehnte, war geschieden. Als die Menge sich von dem Pallaste entfernt hatte, nahm sie zärtlich Abschied von der Wittwe und ihren Töchtern, aber sie wußte nicht wie, sie konnte die Heidin nicht so gerne haben, als sie ihre Schwester liebte.

Sie saß einsam daheim und versuchte, zu lesen; sie nahm einen Band nach dem andern von ihren Lieblingswerken über Tod, Seelenstärke, Freundschaft oder Tugend,

und jedes schien ihr unschmackhaft, schal und unlauter. Immer tiefer versank sie in einen Trübsinn, welcher bis zum Abend währte, als sie durch einen Brief daraus gestört wurde, den man ihr in die Hand legte. Die griechische Sklavin Graja, welche ihn hereinbrachte, zog sich nach dem andern Ende des Zimmers zurück, beunruhigt über das, wovon sie Zeuge war. Denn ihre Herrin hatte kaum einen Blick über das Billet geworfen, als sie wild von ihrem Sitze aufsprang, ihr Haar mit den Händen in Unordnung brachte, und dieselben wie im heftigen Seelenschmerze an die Schläfe drückte. So stand sie einen Augenblick da, mit einem unnatürlichen, stieren Blick im Auge, und sank dann wieder unter tiefem Stöhnen schwer auf ihren Stuhl zurück. Sie blieb so einige Minuten, den Brief in beiden Händen, die Arme herabgesunken, scheinbar bewußtlos.

„Wer brachte diesen Brief?" fragte sie dann ganz gesammelt.

„Ein Soldat, Fräulein!" antwortete die Dienerin.

„Laß ihn hereinkommen."

Während man ihren Befehl ausrichtete, faßte sie sich und ordnete ihre Haare. Sobald der Soldat erschien, fragte sie:

„Woher kommt Ihr?"

„Ich bin auf der Wache am tullianischen Gefängnisse."

„Wer gab euch den Brief?"

„Fräulein Agnes selbst."

„Aus welcher Ursache ist das arme Kind dort?"

„Auf die Anklage eines Mannes, Namens Fulvius, daß sie eine Christin sei."

„Sonst wegen nichts?"

„Wegen nichts sonst, so viel ich weiß."

„Dann werden wir bald die Sache in's Reine bringen. Ich kann das Gegentheil bezeugen. Sagt ihr, ich werde augenblicklich kommen, und nehmt dieß für eure Mühe."

Der Soldat entfernte sich und Fabiola war allein! Wenn sie etwas zu thun hatte, so war ihr Geist sogleich gesammelt und energisch, wiewol später die Zartheit des Weibes sich desto schmerzlicher äußern mochte. Sie hüllte sich dicht ein, ging allein nach dem Gefängniß, und wurde sogleich in die besondere Zelle geführt, welche Agnes mit Rücksicht auf ihren Rang und durch die reichlichen Spenden ihrer Eltern erhalten hatte.

„Was soll dieß bedeuten, Agnes?“ fragte Fabiola eifrig nach einer warmen Umarmung.

„Ich wurde vor ein paar Stunden verhaftet und hieher gebracht.“

„Und ist Fulvius thöricht und schurkisch genug, eine Anklage gegen dich zu schmieden, die in fünf Minuten widerlegt sein wird? Ich will selbst zu Tertullus gehen, und dieser abgeschmackten Beschuldigung sogleich widersprechen.“

„Was für einer Beschuldigung, Liebste?“

„Nun, daß du eine Christin bist.“

„Und das bin ich auch, Gott sei Dank!“ versetzte Agnes, indem sie das Zeichen des Kreuzes über sich machte.

Diese Kunde traf Fabiola nicht wie ein Donnerschlag, machte sie nicht aufgeregt und betreten. Sebastian's Tod hatte derselben alles Drückende und Peinliche benommen. Sie hatte diesen Glauben in einem Wesen gefunden, das sie als das Ideal jeder männlichen Tugend betrachtete; sie war nicht überrascht, denselben in Derjenigen zu finden, die sie als das Muster weiblicher Vollkommenheit liebte. Die einfache Größe dieses vortrefflichen Kindes, ihre arglose Unschuld und Freundlichkeit gegen Alle hatte sie fast angebetet. Es verminderte Fabiola's Schwierigkeiten, es brachte ihr Räthsel einer Lösung näher, zwei so unvergleichliche Wesen, nicht blos als zufällig aufgewachsene Pflanzen, sondern aus demselben Samen entsprungen zu

finden. Sie neigte ihr Haupt in einer Art von Verehrung vor dem Kinde, und fragte: „Wie lange bist du schon eine Christin?"

„Mein ganzes Leben lang, theure Fabiola! ich sog den Glauben, so zu sagen, mit der Muttermilch ein."

„Und warum verhehltest du es mir?"

„Weil ich deine heftigen Vorurtheile gegen uns sah, wie du uns als Leute verabscheutest, welche den lächerlichsten Aberglauben übten, und die häßlichsten Gräuel begingen. Ich bemerkte, wie du uns als unverständig, ungebildet, unphilosophisch und unvernünftig verdammtest. Du wolltest kein Wort von uns hören, und der einzige Gegenstand des Hasses für dein edles Gemüth war der Christenname."

„Wahr, theuerste Agnes; doch ich denke, wenn ich gewußth ätte, daß du oder Sebastian ein Christ sei, so hätte ich das Christenthum nicht hassen können. Ich würde Alles an euch geliebt haben."

„Du glaubst jetzt so, Fabiola; aber du kennst nicht die Macht des allgemeinen Vorurtheils, das Gewicht der täglich wiederholten Lüge. Wie viele edle Gemüther, hochgebildete Geister und liebende Herzen haben sich dadurch zum Sklaven machen und zum Glauben verleiten lassen, daß wir all' das seien, was wir nicht sind, selbst noch etwas Schlechteres, als die Schlechtesten der Andern."

„Freilich, Agnes, es ist selbstsüchtig von mir, in deiner gegenwärtigen Lage so mit dir zu streiten. Du wirst natürlich Fulvius zum Beweise treiben, daß du eine Christin seist."

„O nein, liebe Fabiola, ich habe es bereits bekannt, und beabsichtige, es morgen öffentlich wieder zu thun."

„Morgen! wie, morgen?" fragte Fabiola, bei dem Gedanken an etwas so Nahes erschreckt.

„Ja, morgen. Um allem Lärm oder irgend einer Unruhe

wegen meiner zuvorzukommen (wiewol ich glaube, es werden wenig Leute sich um mich bekümmern), soll ich in der Früh verhört und summarisch abgeurtheilt werden. Ist das keine gute Neuigkeit, Liebe?" fragte Agnes lebhaft, indem sie die Hände ihrer Base ergriff. Und dann rief sie in Begeisterung aus: „Siehe, schon sehe ich, wornach ich heiß verlangt; schon besitze ich, was ich gewünscht; mit Ihm bin ich schon im Himmel vereint, den ich hienieden mit aller Hingabe geliebt habe *. Ist Er nicht schön, Fabiola, lieblicher, als die Engel, die Ihn umgeben? Wie süß ist sein Lächeln! Wie mild sein Auge! Wie freundlich der ganze Ausdruck seines Angesichtes! Und diese süßeste und lieblichste Frau, die Ihn immer begleitet, unsere Königin und Herrin, die Ihn allein liebt, wie wonniglich winkt sie mir, mich ihrem Zuge anzuschließen! Ich komme, ich komme! — Sie sind verschwunden, Fabiola, aber sie kehren morgen früh wieder, morgen früh, denke, und wir trennen uns nicht mehr."

Fabiola fühlte, wie ihr Herz in ihr schwoll und sich hob, als wenn ein neuer Geist in sie eindringe. Sie wußte nicht, was es war, aber es schien ihr etwas Besseres, als eine rein menschliche Regung. Sie hatte den Namen Gnade noch nicht gehört; Agnes jedoch sah die günstige Veränderung in ihrem Geiste, und dankte Gott innerlich dafür. Sie bat ihre Base, morgen vor Tagesanbruch wieder zu kommen, zum letzten Lebewohl.

Zur selben Zeit wurde im Hause des Präfecten zwischen diesem würdigen Beamten und seinem würdigern Sohne eine Berathung gehalten, deren Inhalt wir dem Leser mittheilen wollen.

* „Ecce quod concupivi jam video, quod speravi jam teneo; ipsi sum juncta in coelis quem in terris posita tota devotione dilexi.“ Officium der heiligen Agnes.

„Gewiß," sagte der Präfect, „wenn die alte Zauberin in Einem Stücke Recht hatte, so sollte sie im andern nicht im Irrthum sein. Ich weiß aus Erfahrung, wie mächtig der Reichthum ist, um jeden Widerstand zu überwinden."

„Und du wirst auch zugeben," erwiederte Corvinus, „nach der Aufzählung, die wir machten, daß unter den Bewerbern um Fabiola's Hand nicht Einer war, der nicht mit Recht eher ein Bewerber um ihr Vermögen genannt werden konnte."

„Dich inbegriffen, mein lieber Corvinus."

„Ja, insofern, aber nicht, wenn es mir gelingt, ihr mit meiner Person das große Vermögen der Fräulein Agnes anzubieten."

„Und auch in einer Weise, wie mich dünkt, die, was ich von ihrer edlen und erhabenen Denkungsart höre, sie leichter gewinnen wird. Wenn du ihr dieß Vermögen unabhängig von Bedingungen gibst, und dann dich selbst anbietest, so wird ihr dieß eine von den beiden Verpflichtungen auflegen, entweder dich als ihren Mann anzunehmen, oder dir das Vermögen zurückzuweisen."

„Vortrefflich, Vater! Vorher sah ich den zweiten Fall nie. Meinst du, es gebe keine Möglichkeit, das Vermögen anders zu sichern, als durch sie?"

„Durchaus keine. Fulvius wird natürlich sich um seinen Antheil bemühen, und es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser erklärt, er beabsichtige, das Ganze für sich zu nehmen, denn er haßt Fulvius; aber wenn ich einen mehr populären und handgreiflich vernünftigen Plan vorschlage, das Besitzthum der nächsten Verwandten zu geben, welche die Götter anbetet — dieß thut Fabiola, nicht wahr?"

„Gewiß, Vater."

„So, denke ich, wird er darauf eingehen, während sicherlich keine Aussicht ist, daß er mir von freien Stücken

ein Geschenk damit macht. Dieser Vorschlag von einem Richter würde ihn in Wuth versetzen."

„Wie willst du dann die Sache einleiten?"

„Ich will während der Nacht ein kaiserliches Rescript ausstellen lassen. Sogleich nach der Hinrichtung werde ich nach dem Pallaste gehen, die ungünstige Stimmung des Volkes, die sicher darauf folgt, vergrößern, Alles auf Fulvius schieben, und dem Kaiser zeigen, wie der Umstand, daß er das Besitzthum dem nächsten Erben zuweist, seinen Kredit und seinen Ruhm bedeutend erhöhen wird. Er ist eben so eitel als grausam und raubgierig, und ein Laster muß benützt werden, um das andere zu bekämpfen."

„Nichts könnte besser sein, lieber Vater; ich werde mich mit leichtem Herzen zur Ruhe begeben. Morgen wird der entscheidende Tag meines Lebens sein, meine ganze Zukunft hängt davon ab, ob ich angenommen oder zurückgewiesen werde."

„Ich wünschte nur," setzte Tertullus hinzu, indem er aufstand, „ich hätte diese unvergleichliche Dame sehen, und die Tiefen ihrer Philosophie sondiren können, bevor euer Handel endgiltig abgeschlossen wird."

„Fürchte nichts, Vater; sie verdient es wohl, deine Schwiegertochter zu werden. Ja, morgen ist der Wendepunkt meines Schicksals."

Selbst Corvinus kann seinen entscheidenden Tag haben, warum nicht Fabiola?

Während diese häusliche Unterredung vor sich ging, fand zwischen Fulvius und seinem liebenswürdigen Oheim auch eine Berathung statt. Dieser, welcher spät heim kam, fand seinen Neffen in der Dunkelheit allein im Hause sitzen, und redete ihn so an:

„Nun, Fulvius, ist sie gesichert?"

„Ja, Oheim, so fest, als Gitter und Mauern sie machen können; aber ihr Geist ist frei und unabhängig wie immer."

„Schweig' mir damit; der scharfe Stahl wird bald mit dem Geiste fertig. Ist ihr Schicksal gewiß, und sind die Folgen desselben sicher?"

„Wenn sonst nichts dazwischen kommt, so ist ihr Schicksal außer Zweifel, die Folgen hängen noch von der Laune des Kaisers ab. Aber ich muß gestehen, ich fühle Unruhe und Gewissensbisse, ein so junges Leben zu opfern, und auf einen so ungewissen Erfolg hin."

„Ei, Fulvius," sagte der Alte ernsthaft, indem er so kalt aussah, wie ein grauer Fels im Morgennebel, „keine Weichheit in dieser Sache, hoffentlich! Erinnerst du dich, was morgen für ein Tag ist?"

„Ja, der 12te vor den Kalenden des Februar" *.

„Immer für dich der kritische Tag. Es war an diesem Tage, als du, um das Vermögen eines Andern zu gewinnen —"

„Still, still!" unterbrach ihn Fulvius mit heftigem Seelenschmerze. „Warum mich immer an Alles erinnern, was ich am liebsten vergessen möchte?"

„Deßhalb: du wünschtest dich selbst zu vergessen, und das darf nicht sein. Ich muß dir jeden Vorwand nehmen, dich von Gewissen, Tugend oder Ehre leiten zu lassen. Es ist Thorheit, Mitleid für das Leben eines Menschen zu heucheln, der deinem Glücke im Wege steht, nach dem, was du ihr gethan hast."

Fulvius biß sich in stiller Wuth in die Lippen und bedeckte sein glühendrothes Gesicht mit den Händen. Eurotas weckte ihn aus seinen Gedanken mit den Worten: „Nun denn, morgen ist ein anderer, und wahrscheinlich der letzte entscheidende Tag für dich. Wir wollen die Aussichten des-

* Der 21. Januar.

selben ruhig erwägen. Du wirst zum Kaiser gehen und um deinen rechtmäßigen Antheil an dem confiscirten Eigenthum bitten. Angenommen, es wird gewährt?"

„So will ich es so schnell, als möglich, verkaufen, meine Schulden bezahlen, und mich nach einem Lande zurückziehen, wo mein Name nie gehört worden ist."

„Gesetzt, deine Ansprüche werden verworfen?"

„Unmöglich, unmöglich!" rief Fulvius aus, schon bei dem Gedanken gemartert; „es ist mein Recht, mein sauer erworbenes Recht. Es kann mir nicht abgeschlagen werden."

„Ruhig, mein junger Freund, laß uns die Sache kalt besprechen. Vergiß das Sprichwort nicht: Vom Steigbügel bis zum Sattel ist schon Mancher gefallen. Nur den Fall gesetzt, daß deine Rechte dir verweigert werden?"

„Dann bin ich ein ruinirter Mann. Ich habe keine andere Aussicht vor mir, meine Umstände hier zu verbessern, und muß von hier fliehen."

„Gut, und was bist du bei den Arkaden des Janus schuldig?" *.

„Ein paar hundert Sesterzia †, mit Capital und Zinses-Zinsen zu fünfzig Procent an jenen gewissenlosen Juden Ephraim."

„Auf was für eine Sicherheit?"

„Auf meine sichere Aussicht auf die Güter dieser Dame."

„Und wenn du dich darin täuschest, glaubst du, er wird dich entfliehen lassen?"

„Gewiß nicht, wenn er es weiß; aber wir müssen von diesem Augenblicke an auf alle Fälle gefaßt sein, und mit der größten Heimlichkeit unsere Vorbereitungen treffen."

* Auf oder nahe am Forum standen mehrere dem Janus geweihte Arkaden, die seinen Namen führten, und in ihrer Nähe hatten die Wucherer oder Geldausleiher ihren Platz. — † 1600 Pfund, Englisch.

„Ueberlaß das mir, Fulvius; du siehst, wie wichtig der Ausgang des morgigen oder vielmehr des heutigen Tages für dich sein wird; denn der Morgen naht bereits heran. Leben oder Tod hängt für dich davon ab, deine ganze Existenz. Muth also, oder vielmehr eine unbeugsame Entschlossenheit beseele dich, das Loos desselben zu ertragen."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Derselbe Tag: sein zweiter Theil.

Noch graut der Tag nicht, und doch sprechen wir schon von dem zweiten Theile desselben. Wie mag dieß sein? Freundlicher Leser, haben wir dich nicht zur ersten Vesper desselben geführt, wie sie sich zwischen Sebastian am gestrigen und Agnes am heutigen Tage theilt? Haben nicht die Beiden dieselbe mit einander gesungen ohne Eifersucht und mit brüderlicher Unpartheilichkeit, der eine vom Himmel her, zu dem er am Morgen hinaufstieg, die andere von dem Gefängnisse aus, in das sie am Abend hinabging? Glorreiche Kirche Christi, groß in deiner Einheit, die sich vom Himmel bis zur Erde hinab überallhin erstreckt, wo ein Gefangenhaus der Gerechten sich findet!

Von seiner Wohnung ging Fulvius in die kalte Nachtluft hinaus, um sein Blut zu kühlen und sein pochendes Herz zu stillen. Er wanderte fast planlos umher, fand sich aber unvermerkt immer näher zum tullianischen Gefängnisse hingezogen. Da er buchstäblich ohne Neigung war, was konnte ihn dahin ziehen? Es war ein sonderbar gemischtes Gefühl, aus eben so bittern Ingredienzen bereitet, als jemals den Becher eines Giftmischers füllten. Es waren da nagende Gewissensbisse, beschämter Stolz, stachelnde Habsucht, demüthigende Scham, ein schreckliches

Gefühl der nahenden Vollendung seiner Niederträchtigkeit. Allerdings war er von einem bloßen Kinde zurückgewiesen, verachtet, gedemüthigt worden, während ihr Vermögen nothwendig war, um ihn vom Bettelstabe und Tode zu retten — so wenigstens urtheilte er, und doch wollte er lieber ihre Hand, als ihren Kopf haben. Ihr Mord erschien ihm als eine empörende Grausamkeit, wenn er nicht durchaus unvermeidlich wäre. Darum wollte er ihr noch einmal eine Aussicht auf Rettung geben.

Er stand jetzt am Gefängnißthore, wozu er die Parole hatte. Er sprach sie aus, trat ein, und wurde auf sein Verlangen nach der Zelle seines Opfers geführt. Agnes eilte nicht in einen Winkel, wie ein Vogel, in dessen Käfig der Habicht Eingang gefunden; ruhig und unerschrocken stand sie vor ihm.

„Achtet mich wenigstens hier, Fulvius," sprach sie sanft, „ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; laßt sie mich in Frieden zubringen."

„Fräulein," versetzte er, „ich bin gekommen, sie, wenn es euch beliebt, zu Jahren zu verlängern, und anstatt des Friedens bringe ich euch Glück."

„Gewiß, mein Herr, wenn ich euch verstehe, so ist die Zeit für diesen eitlen Traum vorbei. So Eine anzureden, die ihr dem Tode überliefert habt, ist zum Mindesten Spötterei."

„Nicht so, gütiges Fräulein, euer Schicksal liegt in eurer Hand; nur eure Hartnäckigkeit wird euch dem Tode überliefern. Ich bin gekommen, noch einmal mein Anerbieten zu erneuern, und damit euer Leben zu retten. Es ist eure letzte Wahl."

„Habe ich euch nicht früher gesagt, daß ich eine Christin bin, und daß ich lieber tausend Leben verscherzen würde, als meinen Glauben verrathen?"

„Aber jetzt verlange ich von euch nicht länger, dieß zu

thun. Die Thore des Gefängnisses sind mir nun offen, flieht mit mir, und troß der kaiserlichen Decrete sollt Ihr eine Christin sein, und dennoch leben."

„Habe ich euch ferner nicht deutlich gesagt, daß ich bereits an meinen Erlöser und Herrn Jesus Christus vermählt bin, und daß ich Ihm allein ewige Treue bewahre?"

„Thorheit und Wahnsinn! Verharret dabei bis morgen, und das wird euch zu Theil werden, was Ihr jetzt mehr fürchtet, als den Tod, und was diese Täuschung für immer aus eurem Geiste vertreiben wird."

„Ich fürchte nichts für Christus; denn ich habe einen Engel des Herrn bei mir, der meinen Leib beschützt, und nicht dulden wird, daß seines Herrn Magd mißhandelt werde *; aber jetzt gebt diese unwürdige Zudringlichkeit auf, und laßt mir wenigstens die Vergünstigung der Verurtheilten — die Einsamkeit."

Fulvius hatte nach und nach die Geduld verloren und konnte seine Leidenschaft nicht länger zurückhalten. Wieder zurückgewiesen, noch einmal von einem Kinde verschmäht, dieses Mal, während das Schwert über ihrem Nacken hing! Eine unwiderstehliche Flamme brach aus der innern Glut seiner Seele hervor, und im Augenblicke hatten sich die giftigen Ingredienzen, die sich in seinem Herzen vermischt hatten, in einen einzigen schwarzen Tropfen verwandelt — in Haß. Mit flammendem Blicke und wüthender Gebärde fuhr er so heraus:

„Elende, ich gebe dir noch einmal Gelegenheit, dich vom Verderben zu retten! Was willst du, Leben mit mir, oder Tod?"

„Selbst den Tod will ich lieber für sie wählen, als ein

* „Mecum enim habeo custodem corporis mei, Angelum Domini." Das Brevier.

Leben mit einem Ungeheuer gleich dir!" rief eine Stimme gerade an der Thürschwelle aus.

„Sie soll ihn haben," versetzte er, die Faust ballend und einen grimmigen Blick auf die eben Sprechende schiessend; „und auch du, wenn du es noch einmal wagst, deinen giftigen Schatten über meinen Pfad zu werfen."

Fabiola war zum letzten Male mit Agnes allein. Sie hatte einige Minuten unvermerkt den Streit beobachtet zwischen einem Engel des Lichtes und einem Geiste der Finsterniß (so wenigstens würde es ihr vorgekommen sein, wäre sie eine Christin gewesen), und wirklich sah Agnes, wenn je ein menschliches Geschöpf, dem Erstern gleich. Als Vorbereitung auf das kommende Fest ihrer vollen Vermählung mit dem Lamme, wo sie, wie Er es gethan, im Blute das Verlöbniß ihrer ewig dauernden Liebe unterzeichnen sollte, hatte sie über das dunkle Trauergewand ein weißes, fleckenloses Brautkleid geworfen. Mitten in diesem finstern, von einer einzigen Lampe erleuchteten Gefängnisse sah sie strahlend und fast blendend aus, während ihr Versucher, in seinen dunkeln Mantel gehüllt, als er sich bückte, um zum niedern Thore des Gefängnisses hinauszustürzen, einem schwarzen, überwundenen Dämon glich, der in den Abgrund hinabfährt.

Nun schaute Fabiola ihr in's Angesicht, und nie war sie ihr halb so lieblich vorgekommen. Keine Spur von Zorn, Furcht, oder Aufregung; keine Bläſſe, keine Röthe, keine Abwechslung von hektischer Aufregung und blasser Niedergeschlagenheit. Ihre Augen strahlten mehr als gewöhnlich von mildem Glanze, ihr Lächeln war so freundlich und sanft, als je, wenn sie mit einander sprachen. Es war eine Hohheit und Würde in ihrer ganzen Haltung, welche Fabiola mit jener Erhabenheit und ambrosischen Atmosphäre verglichen haben mochte, woran man nach der Mythologie der Dichter ein Wesen höherer Art auf

Erden erkannte *. Es war nicht Begeisterung, denn hier zeigte sich keine Leidenschaft, sondern der Ausdruck der höchsten Tugend und Geistigkeit schien der äußern Form aufgeprägt; daher gingen ihre Gefühle der Liebe fast in Verehrung über.

Agnes nahm ihre beiden Hände, drückte sie auf ihren ruhigen Busen, und mit einem Ausdrucke des liebevollsten Ernstes ihr in's Gesicht blickend, sprach sie:

„Fabiola! ich habe, ehe ich sterbe, noch eine Bitte an dich; du hast mir nie eine abgeschlagen, und ich bin überzeugt, du wirst mir auch diese nicht verweigern."

„Sprich nicht so zu mir, theuerste Agnes; du darfst nicht bitten, du befiehlst mir jetzt."

„Dann versprich mir, daß du sogleich deinen Geist darauf richten willst, die Lehren des Christenthums kennen zu lernen. Ich weiß, du wirst sie annehmen, und dann wirst du mir nicht länger sein, was du jetzt bist."

„Und was ist dieß?"

„Finster, finster, theuerste Fabiola. Wenn ich dich so anblicke, so sehe ich in dir einen hohen Verstand, eine edle Denkungsart, ein liebevolles Herz, einen gebildeten Geist, ein feines sittliches Gefühl, und ein tugendhaftes Leben. Was kann man an einem Weibe mehr wünschen? Und doch hängt über allen diesen glänzenden Gaben für mein Auge eine düstere Wolke — der Schatten des Todes. Treibe sie hinweg, und Alles wird licht sein und hell."

„Ich fühle es, theure Agnes — ich fühle es. Wenn ich so vor dir stehe, so komme ich mir wie ein schwarzer Flecken vor, im Vergleich mit deiner Helle. Und wie soll ich, wenn ich das Christenthum annehme, licht werden gleich dir?"

* »Incessu patuit Dea.«

„Du mußt, Fabiola, durch den Strom hindurchgehen, der uns trennt" (Fabiola erschrack bei der Erinnerung an ihren Traum); „die Wasser der Erfrischung werden über deinen Leib fließen, und das Oel der Freude wird dein Fleisch durchduften und deine Seele wird rein gewaschen werden, wie frisch gefallener Schnee, und dein Herz sanft, wie das eines Kindes. Aus diesem Bade wirst du hervorgehen wie ein neues Geschöpf, wiedergeboren zu einem neuen, unsterblichen Leben."

„Und soll ich all' das verlieren, was du eben erst an mir gepriesen hast?" fragte Fabiola etwas niedergeschlagen.

„Wie der Gärtner," antwortete die Martyrin, „eine harte und starke, aber unnutzbare Pflanze auswählt und darauf nur ein kleines Schoß von einem lieblichen und zarten Gewächse einpfropft, und die Blumen und Früchte dieses jener angehören und ihr nichts von der Schönheit, Größe und Stärke nehmen, die sie vorher hatte, so wird das neue Leben, das du empfangen sollst, die werthvollen Gaben der Natur und Erziehung, die du bereits besitzest, veredeln, erhöhen und heiligen, ein Wort, das du jetzt kaum verstehen kannst. Was für ein herrliches Wesen wird das Christenthum aus dir machen!"

„In welche neue Welt führst du mich nun ein, theure Agnes? Ach, daß du mich nicht gerade an der Schwelle derselben verlassen müßtest!"

„Horch," rief Agnes in freudiger Entzückung aus, „sie kommen, sie kommen! Du hörst die gemessenen Schritte der Soldaten in der Gallerie. Es sind die Brautführer, die mich abzurufen kommen; aber ich sehe droben die weiß gekleideten Brautjungfern auf den glänzenden Morgenwolken schweben und mir zuwinken. Ja, meine Lampe ist gerichtet, und ich gehe fort, dem Bräutigam entgegen. Lebe wohl, Fabiola! weine nicht um mich. O daß du, wie ich, das Glück fühlen könntest, für Christus zu sterben! Und jetzt

will ich ein Wort zu dir sprechen, das ich nie vorher an dich gerichtet habe: „Gott segne dich!“" Und sie machte das Zeichen des Kreuzes auf Fabiola's Stirne. Eine krampfhafte Umarmung von Fabiola, eine ruhige und zarte von Agnes war ihr letzter, irdischer Gruß. Die Eine eilte nach Hause, von einem neuen, edlen Vorsatze erfüllt; die Andere überlieferte sich ergeben der hereintretenden Wache.

Ueber den ersten Theil der Prüfungen der Martyrin werfen wir den Schleier des Stillschweigens, obgleich alte Väter und die Kirche in ihren Officien dabei verweilen, als auf einem Umstande, der ihre Krone verdoppelte *. Es genügt uns, zu sagen, daß ihr Engel sie vor jeder Unbild schirmte **, und daß die Reinheit ihrer Gegenwart eine Lasterhöhle in ein erhabenes und liebliches Heiligthum verwandelte †. Es war noch früh am Morgen, als sie wieder vor dem Richterstuhle des Präfecten auf dem römischen Forum stand, unverändert und unbeschädigt, ohne eine Röthe auf dem lächelnden Angesichte, oder eine peinliche Sorge im unschuldigen Herzen. Nur ihr unbeschnittenes Haar, das Sinnbild der Jungfräulichkeit, welches losgelassen war, floß in goldenen Wellen auf ihr schneeweißes Gewand herab ††.

* „Duplex corona est praestita martyri.“ Prudentius. — ** „Ingressa Agnes turpitudinis locum, Angelum Domini praeparatum invenit.“ Das Brevier. — † Die Kirche der heiligen Agnes auf der Piazza Navona, eine der schönsten in Rom.

„Cui posse soli Cunctipotens dedit
Castum vel ipsum reddere fornicem
* * * *
Nil non pudicum est, quod pia visere
Dignaris, almo vel pede tangere.“

Prudentius.

†† „Non intorto crine caput comptum.“ „Ihr Haupt nicht mit geflochtenen Haaren geziert.“ S. Ambrosius, lib. I. de Virgin. c. 2. Siehe Prudentius' Beschreibung der heiligen Eulalia, περὶ στεφ. hymn. 3, 31.

Es war ein lieblicher Morgen. Manche werden sich noch daran erinnern, daß es ein schöner Tag an ihrem Feste war, wenn sie zum nomentanischen Thor, jetzt die Porta pia, der Kirche zuwandelten, die den Namen unserer jungfräulichen Martyrin trägt, um auf ihrem Altar die 2 Lämmer einsegnen zu sehen, aus deren Wolle die Pallien verfertigt werden, die der Papst an seine Erzbischöfe sendet. Schon sind die Mandelbäume weiß, nicht von Frost, sondern von Blüthen; die Erde wird eben um die Weinstöcke gelockert, und der Frühling scheint in den schwellenden Knospen verborgen, die nur auf ein Zeichen vom Südwinde warten, um hervorzubrechen und sich auszubreiten *. Die Luft mit einem wolkenlosen Himmel hat gerade die Temperatur, welche man liebt, wenn die Sonne bereits kräftig, nicht heiß brennt, sondern die etwas frostige Luft mildert. So haben wir häufig St. Agnes' Tag gefunden, zugleich mit Tausenden, die freudig zu ihrem Sarge eilten.

Der Richter saß auf dem offenen Forum, und ein ziemlich großer Menschenhaufen bildete einen Kreis um den traurigen Platz, den Wenige außer den Christen gerne betreten mochten. Unter den Zuschauern waren zwei, deren Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie standen einander gegenüber, an den Enden des Halbkreises, den die Menge bildete. Der eine war ein Jüngling in seine Toga gehüllt, mit einem über die Augen herabhängenden Hut, so daß man seine Züge nicht unterscheiden konnte. Die andere war eine Dame von aristokratischem Aussehen, groß und hochgewachsen, eine Gestalt, wie man sie bei solcher Gelegenheit gewöhnlich nicht erwartet. Dicht in ihr Gewand eingewickelt, das sie wie ein Schleier vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte, gleich der schönen antiken Statue, die bei den Künstlern unter dem Namen Pudicitia † bekannt ist, trug sie eine

* „Solvitur acris hyems grata vice veris et Favoni." Horaz. — † Göttin der Sittsamkeit.

Schärpe oder einen kleinen Mantel von indischer Arbeit, reich verziert mit Purpur und Gold, ein wahrhaft kaiserliches Gewand, das sich für diesen Ort des Schreckens und Blutes weniger zu schicken schien, als selbst die Anwesenheit eines Weibes. Eine Dienerin war ihr zur Seite, eben so sorgfältig wie ihre Herrin verschleiert. Der Geist der Dame schien nur mit einem einzigen Gegenstand beschäftigt, wie sie so unbeweglich dastand, den Ellbogen auf ein marmornes Postament gestützt.

Agnes wurde von ihren Wächtern in den offenen Raum geführt, und stand unerschrocken dem Richterstuhl gegenüber. Ihre Gedanken schienen in weiter Ferne zu sein, und sie beachtete selbst die zwei nicht, welche, bis sie erschien, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen waren.

„Warum ist sie ungefesselt?" fragte der Präfect zornig.

„Sie braucht's nicht, sie geht so bereitwillig," gab Catulus zur Antwort, „und sie ist so jung."

„Aber sie ist so hartnäckig, als die älteste. Legt ihr sogleich Handschellen an."

Der Scherge wandte sich nach einer Menge solcher Gefängnißzierathen — in den Augen der Christen waren sie wirklich solche — und wählte endlich ein Paar so leichte und kleine heraus, als er finden konnte, und legte sie um ihre Gelenke. Agnes schüttelte wie spielend und mit einem Lächeln ihre Hände, und sie fielen wie die Viper des heiligen Paulus klirrend zu ihren Füßen nieder *.

„Es sind die kleinsten, die wir haben, Herr!" sagte der gerührte Henker, „ein so junges Mädchen sollte andere Armbänder tragen."

„Stille, Mann!" versetzte der erzürnte Richter, und wandte sich nun in einem freundlichen Tone zu der Gefangenen mit den Worten:

* St. Ambrosius, ubi supra.

„Agnes, ich bemitleide deine Jugend, deinen Stand und die schlechte Erziehung, die du empfangen hast. Ich wünschte, dich wo möglich zu retten. Besinne dich eines Bessern, so lange du noch Zeit hast. Entsage den falschen und verderblichen Grundsätzen des Christenthums, gehorche den kaiserlichen Edicten, und opfere den Göttern."

„Es ist nutzlos," erwiederte sie, „mich länger zu versuchen. Mein Entschluß ist unveränderlich. Ich verachte deine falschen Gottheiten und kann nur den Einen lebendigen Gott lieben und Ihm dienen. O ewiger König! öffne des Himmels Thor, das einst den Staubgebornen verschlossen war; o Christus! ruf' die Seele, die treu Dir folgt, das jungfräuliche Opfer, des Vaters Lamm" *.

„Ich verliere meine Zeit damit, wie ich sehe," sagte der ungeduldige Präfect, welcher Zeichen des Mitleids unter der Menge sich regen sah. „Secretär, schreibt die Sentenz: Wir verurtheilen Agnes wegen Verachtung der kaiserlichen Edicte zur Hinrichtung mit dem Schwerte."

„An was für einem Wege und bei welchem Meilensteine soll das Urtheil vollzogen werden?" † fragte der Scharfrichter.

„Es soll sogleich in Wirksamkeit treten," war die Antwort.

Agnes erhob einen Augenblick Hände und Augen zum Himmel und kniete dann ruhig nieder. Mit eigener Hand

* „Aeterne Rector, divide januas
Coeli obserratas terrigenis prius,
Ac te sequentem, Christe, animam voca
Cum virginalem, tum Patris hostiam."

Prudentius, περι στεφ. 14.

† Es war der gewöhnliche Brauch, vor dem Thore am zweiten, dritten oder vierten Meilensteine zu enthaupten; aber es erhellt aus Prudentius und andern Schriftstellern, daß die heilige Agnes auf dem Gerichtsplatze den Tod erlitt, wovon wir noch andere Beispiele haben.

zog sie ihr seidenweiches Haar über den Kopf und bot den Nacken dem Streiche dar *. Eine Pause folgte; denn der Scharfrichter zitterte vor innerer Bewegung und konnte das Schwert nicht schwingen **. Als das Kind allein dakniete in ihrem weißen Gewande, das Haupt herabgeneigt, die Arme sittsam über den Busen gekreuzt, während ihre goldenen Locken fast auf den Boden hinabhingen, und ihr Gesicht verschleierten, so hätte man sie nicht unpassend mit einer seltenen Pflanze vergleichen können, deren zarter Stengel, so weiß wie die Lilie, unter der Fülle der goldenen Blüthen sich niederbeugt.

Der Richter fuhr den Henker scharf an wegen seines Zögerns, und hieß ihn sogleich seine Pflicht thun. Der Mann fuhr mit dem Rücken seiner linken rauhen Hand über die Augen, als er das Schwert erhob. Es blitzte einen Augenblick in der Luft und im nächsten Momente lag Blume und Stengel kaum von einander entfernt auf dem Boden. Man hätte sie für eine im Gebete Liegende halten können, wäre nicht das weiße Gewand in diesem Augenblicke in ein helles Purpurroth gefärbt worden — gewaschen im Blute des Lammes †.

Der Mann zur Rechten des Richters hatte mit unverwandten Augen auf den Streich geblickt, und seine Lippe verzog sich in satanischem Triumphe über die Gefallene. Die Dame gegenüber hatte den Kopf abgewendet, bis das Gemurmel, welches unter einem dichten Menschenhaufen dem zurückgehaltenen Athem folgt, ihr sagte, daß Alles vorüber sei. Dann trat sie kühn vor, löste die glänzende brocatene Mantille, die sie umgab, ab, und breitete dieselbe wie ein Leichentuch über den verstümmelten Leib aus. Ein Beifallsgeschrei folgte dieser schönen Handlung weiblichen

* Prudentius. — ** Der heilige Ambrosius. — † Apok. 22, 14.

Gefühls *, während die Dame jetzt in tiefster Trauerkleidung vor dem Tribunale stand.

„Mein Herr,“ sprach sie mit klarer, deutlicher Stimme, aber voll Rührung, „gewähret mir Eine Bitte. Laßt die rohen Hände eurer Diener nicht noch einmal die geheiligten Ueberreste derjenigen berühren und entweihen, die ich mehr geliebt habe, als irgend ein Wesen auf Erden, sondern laßt mich dieselben von hier zu dem Begräbniß ihrer Väter bringen; denn sie war so adelig, als gut.“

Tertullus war offenbar gereizt, als er erwiederte: „Madam, wer Ihr auch sein möget, eurem Verlangen kann nicht entsprochen werden. Catulus, seht zu, daß der Leib wie gewöhnlich in den Fluß geworfen oder verbrannt wird.“

„Ich bitte euch, o Herr!“ fuhr die Dame dringend fort, „bei jedem Anspruch, den Weibestugend auf euch hat, bei jeder Thräne, die eine Mutter über euch vergoß, bei jedem sanften Worte, das eine Schwester je zu euch in Krankheit oder Kummer gesprochen, bei jeder Dienstleistung ihrer zarten Hände flehe ich euch an, meiner demüthigen Bitte zu willfahren. Und wenn euch bei eurer Heimkehr heute Abend Töchter an der Schwelle begegnen, die euch die Hand küssen, wiewol sie mit dem Blute derjenigen befleckt ist, welcher zu gleichen sie stolz sein dürften, so möget Ihr wenigstens ihnen sagen können, daß dem weiblichen Zartgefühl, das sie gewiß auch hochschätzen, dieser geringe Tribut nicht versagt worden ist.“

Die Theilnahme sprach sich so allgemein aus, daß Tertullus, um dieselbe zurückzuhalten, sie scharf anfuhr:

„Seid Ihr etwa auch eine Christin?“

Sie zögerte einen Augenblick und dann erwiederte sie: „Nein, mein Herr, ich bin es nicht; aber ich gestehe, daß,

* Prudentius erwähnt, daß ein plötzlicher Schneefall so den Leib der heiligen Eulalia bedeckte, als er auf dem Forum lag.

wenn etwas mich zu einer machen könnte, es das wäre, was ich heute gesehen habe."

„Wie meint Ihr das?"

„Daß zur Erhaltung der Religion des Reiches solche Wesen, wie sie, die Ihr erschlagen habt" (die Thränen unterbrachen sie einen Augenblick), „sterben müssen, während Ungeheuer, welche die Gestalt und den Namen des Menschen entehren, sich des Lebens freuen dürfen. O mein Herr, Ihr wißt nicht, was Ihr heute von der Erde vertilgt habt! Sie war das reinste, holdseligste und heiligste Wesen, das ich je auf ihr kannte, die wahre Blume der Weiblichkeit, obgleich noch ein Kind. Und sie würde noch leben, hätte sie nicht die angebotene Hand eines elenden Abenteurers verschmäht, der sie mit seinen eckelhaften Anträgen bis nach ihrer abgelegenen Villa, in das Heiligthum ihres Hauses und selbst in die Einsamkeit ihres Gefängnisses verfolgte. Darum starb sie, weil sie diesen asiatischen Spion nicht mit ihrem Vermögen bereichern und durch ihr Bündniß adeln wollte."

Sie deutete mit ruhiger Verachtung auf Fulvius, welcher vorstürzte und in Wuth ausrief: „Sie lügt, abscheulich und verläumderisch! Agnes bekannte sich offen als Christin."

„Hört mich gütig an, o Herr!" versetzte die Dame mit edler Würde, „während ich ihn überweise, und schaut ihm in's Gesicht, zum Beweis dessen, was ich sage. Suchtest Du nicht, Fulvius, heute früh dieß zarte Kind in ihrer Zelle auf, und sagtest ihr (denn ungesehen hörte ich dich), daß, wenn sie nur deine Hand annähme, du nicht allein ihr Leben retten würdest, sondern daß sie trotz der kaiserlichen Befehle dennoch eine Christin bleiben sollte?"

Fulvius stand da, blaß wie der Tod; er stand, wie einen Augenblick Einer, der durch's Herz geschossen oder vom Blitz getroffen ist. Er stand da gleich einem Manne, über den das Urtheil ausgesprochen werden soll, nicht zu

sterben, sondern ewig auf dem Pranger zu stehen, während der Richter ihn so anredete:

„Fulvius, schon dein Blick bestätigt diese schwere Beschuldigung. Ich könnte dich deßhalb sogleich auf den Tod anklagen; aber nimm meinen Rath an, und entferne dich sogleich von hier für immer. Fliehe und verbirg dich nach einer solchen Schurkerei vor dem Unwillen aller rechtlichen Menschen, und vor der Rache der Götter. Laß dein Angesicht nicht mehr hier erblicken, weder auf dem Forum, noch auf einem andern öffentlichen Platze Roms. Wenn es diese Dame wünscht, so will ich jetzt noch ihre Angabe gegen dich aufnehmen. Verzeiht, Fräulein," fragte er höchst ehrerbietig, „darf ich die Ehre haben, euern Namen zu wissen?"

„Fabiola," erwiederte sie.

Der Richter war nun voll Freundlichkeit, denn er sah, wie er hoffte, seine künftige Schwiegertochter vor sich. „Ich habe so oft von euch gehört, Fräulein," sagte er, „und von euern hohen Vollkommenheiten und erhabenen Tugenden. Ihr seid überdieß mit diesem Opfer des Verraths nahe verwandt, und habt ein Recht, ihren Leib in Anspruch zu nehmen. Er steht zu eurer Verfügung." Diese Anrede wurde beim Beginn von lautem Zischen und Geheul unterbrochen, das Fulvius' Abgang begleitete; er war blaß vor Scham, Furcht und Wuth.

Fabiola dankte dem Präfecten und winkte Syra, welche sie begleitete. Die Dienerin gab sonst Jemand wieder ein Zeichen, und sogleich erschienen vier Sklaven mit einer Sänfte. Fabiola wollte nicht gestatten, daß Jemand anders, als sie und Syra die theuren Ueberreste vom Boden aufhob, dieselben auf die Sänfte legte und sie mit ihrem kostbaren Bahrtuche bedeckte. „Tragt diesen Schatz nach ihrem eigenen Hause," sagte sie, und folgte als Leidtragende mit ihrer Dienerin. Ein kleines Mädchen, ganz in Thränen, bat schüchtern, ob sie mitgehen dürfe. „Wer

bist du?“ fragte Fabiola. „Ich bin die arme Emerentiana, ihre Milchschwester,“ erwiederte das Kind, und Fabiola führte sie zärtlich an der Hand.

Im Augenblick als der Leib entfernt wurde, stürzte ein Haufen Christen, Kinder, Männer und Frauen vor mit Schwämmen und leinenen Tüchern, um das Blut aufzufangen. Umsonst fielen die Wächter sie an mit Peitschen, Knitteln und sogar mit schärfern Waffen, so daß Viele ihr eigenes Blut mit dem der Martyrin vermischten. Wenn ein Fürst bei seiner Krönung oder bei dem ersten Einzug in seine Hauptstadt nach altem Brauche Hände voll Gold- und Silbermünzen unter die Volksmasse wirft, so erregt er keine größere Begierde nach seinen zerstreuten Schätzen, als jene ersten Christen nach dem hatten, was sie höher hielten, als Gold oder Edelsteine, nach den rothen Blutstropfen, die ein Martyrer für seinen Herrn vergossen hatte. Aber alle achteten ehrerbietig den ersten Anspruch Eines, und hier war es der Diakon Reparatus, welcher mit Lebensgefahr anwesend war, ein Fläschchen in der Hand, um Agnes' Blut zu sammeln, damit es als glaubwürdiges Zeugniß zur Erinnerung des Marterthums an ihrem Grabe aufgehängt würde.

Dreißigstes Kapitel.

Derselbe Tag: sein dritter Theil.

Tertullus eilte sogleich nach dem Pallaste, zum Glück oder Unglück für diese Candidaten des Marterthums. Hier traf er Corvinus mit dem bereitgehaltenen Rescripte, das zierlich in Unzialen, d. h. in großen Anfangsbuchstaben geschrieben war. Er hatte das Recht, sogleich zu dem Kaiser eintreten zu dürfen, und berichtete als eine Geschäftssache den Tod der Agnes, übertrieb die öffentliche Stimmung, die wahrscheinlich dadurch entstehen könnte, schrieb Alles der

Thorheit und dem einfältigen Verfahren des Fulvius zu, dessen schwerste Schuld er jedoch nicht offenbarte, weil er besorgte, ihn prozessiren zu müssen, und so seine eigenen Plane an den Tag zu bringen; er setzte den Werth von Agnes Gütern herab und endigte damit, daß er sagte, es werde ein huldvoller Act der Milde sein, welcher sicherlich der Mißstimmung des Volkes entgegenwirke, wenn er ihrer Verwandtin und nächsten Erbin das Besitzthum zuweise. Er schilderte Fabiola als eine junge Dame von außerordentlicher Bildung und wunderbarer Gelehrsamkeit, die der Verehrung der Götter höchst eifrig ergeben sei, und dem Genius der Kaiser täglich Opfer bringe.

„Ich kenne sie," sagte Maximian lachend, wie bei der Erinnerung an etwas sehr Drolliges. „Das arme Ding! Sie schickte mir einen herrlichen Ring, und bat mich gestern um das Leben dieses elenden Sebastian gerade, als sie ihn vollends mit Knitteln todt geschlagen hatten." Und er lachte dabei unmäßig, dann fuhr er fort: „Ja, ja, meinetwegen, eine kleine Erbschaft wird sie ohne Zweifel für den Verlust dieses Burschen trösten. Laßt nur ein Rescript ausfertigen, und ich will es unterzeichnen."

Tertullus zog das bereitgehaltene hervor, indem er sagte, er habe sich ganz auf des Kaisers hochherzige Milde verlassen, und der kaiserliche Barbar setzte eine Unterschrift bei, die einem Schulbuben Schande gemacht haben würde. Der Präfect händigte es sogleich seinem Sohne ein.

Kaum hatte er den Pallast verlassen, als Fulvius eintrat. Er war daheim gewesen, um ein passendes Hofkleid anzulegen, und durch ein Bad und Parfümerien aus seinen Gesichtszügen die Spuren seiner Aufregung vom Morgen her zu entfernen. Er empfand ein lebhaftes Vorgefühl, daß er sich in seiner Hoffnung täuschen werde. Eurotas' kühle Besprechung des Gegenstandes am Abend vorher hatte ihn vorbereitet; die Durchkreuzung aller seiner Plane und seine

vielfältigen fehlgeschlagenen Hoffnungen an diesem Tage hatten ihn in dieser innern Ueberzeugung bestärkt. Ein Weib schien allerdings dazu geboren, ihm überall, wohin er sich wandte, in den Weg zu treten und ihn zu Schanden zu machen, aber Dank den Göttern, dachte er, hier kann sie mir nicht im Wege sein. Sie hat diesen Morgen meinen Ruf für immer vernichtet, aber sie kann meine rechtmäßige Belohnung nicht ansprechen; sie hat mich zu einem Verbannten gemacht, aber es steht nicht in ihrer Gewalt, mich zum Bettler zu machen. Dieß schien sein einziger Grund zur Hoffnung. Verzweiflung trieb ihn vorwärts und er war entschlossen, seine Ansprüche auf das confiscirte Besitzthum der Agnes mit dem einzigen Bewerber auszumachen, den er fürchten konnte, mit dem habsüchtigen Kaiser selbst. Er konnte eben so gut sein Leben darum wagen, denn wenn es fehlschlug, so war er ganz zu Grunde gerichtet. Nachdem er einige Zeit gewartet, trat er in die Audienzhalle, und näherte sich mit dem freundlichsten Lächeln, das er dem Kaiser zu Füßen legen konnte.

„Was willst du hier?“ war seine erste Begrüßung.

„Majestät,“ versetzte er, „ich bin gekommen, Eure kaiserliche Gerechtigkeit unterthänigst zu bitten, mich sogleich in den Besitz meines Antheils an dem Eigenthum der Fräulein Agnes zu setzen. Sie ist auf meine Anklage hin überwiesen worden, eine Christin zu sein, und hat so eben die Strafe erlitten, welche Alle verdienen, die den kaiserlichen Edicten ungehorsam sind.“

„Das ist Alles ganz recht; aber wir haben gehört, wie einfältig du nach deiner Gewohnheit das ganze Geschäft geleitet, und Murren und Unzufriedenheit unter dem Volke erregt hast. Je bälder du daher jetzt unsere Gegenwart, den Pallast und die Stadt verlässest, desto besser für dich. Verstanden? Wir geben gewöhnlich nicht zwei Mal eine solche Warnung.“

„Ich will sogleich jedem Winke des höchsten Willens gehorchen, aber ich bin fast von Allem entblößt. Befehlet, daß, was rechtmäßig mein ist, mir ausgefolgt werde, und ich reise augenblicklich ab."

„Kein Wort mehr," versetzte der Tyrann, „geh sogleich! Was das Eigenthum betrifft, das du mit solcher Hartnäckigkeit verlangst, so kannst du es nicht haben. Wir haben durch ein unwiderrufliches Rescript über das Ganze desselben zu Gunsten einer vortrefflichen und verdienten Person, des Fräuleins Fabiola, verfügt."

Fulvius sprach kein Wort weiter, sondern küßte des Kaisers Hand und zog sich sachte zurück. Er war ein zu Grunde gerichteter, bankerotter Mann. Als er zum Thore hinausging, hörte man ihn nur sagen: „Nun hat sie mich nach Allem auch noch zum Bettler gemacht." Als er heimkam, war Eurotas, welcher seine Antwort im Auge seines Neffen las, über seine Ruhe erstaunt.

„Ich sehe," bemerkte er trocken, „es ist Alles vorbei."

„Ja, sind deine Anstalten getroffen, Eurotas?"

„Beinahe, ich habe die Juwelen, Möbel und Sklaven mit einigem Verluste verkauft, aber mit der Kleinigkeit, die ich noch in Händen hatte, besitzen wir genug, um sicher nach Asien zu kommen. Stabio, den treuesten unserer Diener, habe ich behalten; er wird unser kleines Reisegepäck auf seinem Pferde befördern. Zwei andere sind für dich und mich bereit. Nur etwas brauche ich noch zu unserer Reise, und dann bin ich zum Aufbruch fertig."

„Und was ist das?"

„Das Gift. Ich bestellte es letzte Nacht, aber es wird erst um Mittag bereit sein."

„Wozu das?" fragte Fulvius etwas aufgeregt.

„Wie du weißt," entgegnete der Andere unbewegt, „so bin ich Willens, irgend wo anders noch einmal einen Versuch zu machen; aber das steht unter uns fest: meines

Vaters Familie darf nicht am Bettelstab verenden, sie muß mit Ehre erlöschen."

Fulvius biß sich in die Lippe, und sagte: „Gut, sei es, wie du willst; ich bin des Lebens müde. Verlaß das Haus sobald als möglich, denn ich fürchte Ephraim, und sei mit den Pferden bald nach der Dämmerung am dritten Meilenstein der latinischen Straße, da werde ich zu dir kommen; denn auch ich habe noch ein wichtiges Geschäft abzumachen, ehe ich aufbreche."

„Und was ist das?" fragte Eurotas mit etwas lebhafter Neugierde.

„Ich kann es dir jetzt nicht sagen; aber wenn ich zwei Stunden nach Sonnenuntergang nicht bei dir bin, so gib mich auf, und rette dich ohne mich."

Eurotas heftete sein finsteres, kaltes Auge auf ihn, mit einem jener Blicke, die immer in Fulvius' Seele lasen, um zu sehen, ob er irgend einen versteckten Gedanken entdecken könnte, seinem Griffe zu entrinnen; aber sein Blick war kalt und ungewöhnlich offen, und der Alte fragte nicht weiter. Während dieses Gespräches hatte Fulvius sich seines Hofkleides entledigt und einen Reiseanzug angelegt. So vollständig richtete er sich augenscheinlich zu seiner Reise, ohne noch einmal nach Hause zurückkehren zu dürfen, daß er sogar seine Waffen mit sich nahm; außer seinem Schwerte steckte er in seinen Gürtel, aber unter seinem Mantel verborgen, eines jener krummen, dolchartigen Messer vom feinsten Stahl und höchst gefährlicher Beschaffenheit, die nur im Oriente bekannt waren.

Eurotas ging sogleich nach dem numidischen Quartier in den Pallast, und fragte nach Jubala, welche mit zwei Fläschchen von verschiedener Größe eintrat, und eben einige Erklärungen darüber geben wollte, als sie ihren Mann halb trunken und halb wüthend herankommen sah. Eurotas

hatte gerade noch Zeit, die Fläschchen in seinem Gürtel zu verbergen und ihr ein Geldstück in die Hand zu drücken, als Hyphax dazu kam. Sein Weib hatte ihm die Anträge erwähnt, die Eurotas ihr vor ihrer Heirath gemacht hatte, und in seinem heißen, afrikanischen Blut eine Eifersucht erregt, die sich zum Hasse steigerte. Der Wilde warf sein Weib in Wuth aus dem Zimmer, und würde mit dem Syrier Händel angefangen haben, hätte dieser nicht, nachdem er seine Absicht erreicht, sich mit Mäßigung benommen, indem er dem Schützenhauptmann versicherte, daß er ihn nie wieder sehen werde, und sich entfernte.

Es ist jedoch Zeit, daß wir zu Fabiola zurückkehren. Der Leser erwartet vermuthlich, daß wir ihm sagen, dieselbe sei als Christin heimgekehrt, und doch war es nicht so. Denn was wußte sie bis jetzt vom Christenthum, daß sie sich dazu bekennen konnte? In Sebastian und Agnes hatte sie allerdings die unselbstsüchtige, edle und mehr als irdische Tugend bewundert, die sie jetzt gern diesem Glauben zuschrieb. Sie sah ein, daß derselbe Motive zu Handlungen, Lebensgrundsätze, Geisteshoheit, Gewissensmuth und die Entschiedenheit eines tugendhaften Willens gebe, wie kein anderes Glaubenssystem jemals dieß leistete. Und selbst wenn, wie sie jetzt vermuthete, die erhabenen Offenbarungen Syra's über eine unsichtbare Sphäre der Tugend und ihren allsehenden Regenten aus derselben Quelle kamen, zu was führte all' dieß weiter, als zu einem großartigen, theils praktischen, theils speculativen Moralsystem, wie es alle Lehrbücher philosophischen Unterrichts waren? Dieß war noch etwas sehr Verschiedenes vom Christenthum. Sie hatte bis jetzt nichts gehört von den eigentlichen und wesentlichen Lehren desselben, von den unergründlichen und dennoch zugänglichen Tiefen seiner Geheimnisse, von dem gewaltigen, himmelhohen Bau des Glaubens, den die einfachste Seele umfassen kann, wie das

Auge eines Kindes das vollkommene Bild eines Berges in sich aufnimmt, wenn gleich ein Riese nicht im Stande ist, ihn abzutragen. Sie hatte nie von einem Gotte gehört, Eins in der Dreieinigkeit, oder von dem wesensgleichen Sohn, der für die Menschen Fleisch geworden. Man hatte ihr nie etwas von der wunderbaren Geschichte der Erlösung durch Gottes Leiden und Tod gesagt. Sie hatte nichts von Nazareth, Bethlehem oder dem Calvarienberge gehört. Wie konnte sie sich eine Christin nennen oder eine sein, da sie von all' dem nichts wußte?

Wie viele Namen mußten ihr vertraut und lieb werden, die ihr bis jetzt noch unbekannt und barbarisch klangen — Maria, Joseph, Petrus, Paulus und Johannes? Nicht zu gedenken des Süßesten von allen, Desjenigen, dessen Name ein Balsam ist für das wunde Herz, oder wie Honig, der aus der zerbrochenen Honigscheibe träufelt. Und wie viel hatte sie noch zu lernen von den Mitteln zur Rettung der Seelen auf Erden, in der Kirche durch die Gnaden in den Sacramenten, im Gebete, in der Liebe und Mildthätigkeit gegen Andere! Was für unerforschte Regionen liegen jenseits der kleinen Strecke, die sie erforscht hatte!

Nein, Fabiola kehrte nach Hause zurück, beinahe erschöpft von den Ereignissen des vorhergehenden Tages und der Nacht und den traurigen Scenen des Morgens, und zog sich in ihr Gemach zurück, nicht länger vielleicht mehr eine Philosophin, doch noch keine Christin. Sie wünschte, daß alle ihre Diener sich von dem Hofe fern halten möchten, den sie einnahm, um nicht durch das kleinste Geräusch gestört zu werden, und verbot Jedem den Zutritt zu ihr. Hier saß sie nun in stiller Einsamkeit mehrere Stunden lang, zu aufgeregt, um durch Schlummer Ruhe zu erlangen. Sie trauerte lange über Agnes, wie eine Mutter über ein ihr plötzlich entrissenes Kind. War aber nicht ein Lichtstrahl mehr über der Wolke, die sie beschattete, als damals, da sie über

ihres Vaters Bahre hing? Schien es ihr nicht wie eine Beleidigung der Vernunft, wie ein Verbrechen gegen die Menschheit, zu denken, daß sie zu Grunde gegangen sei, daß sie in ihrem hellglänzenden Gewande, mit ihrem lächelnden Angesicht und mit ihrem freudigen, einfachen Herzen gerade dem Nichts entgegengegangen sein sollte; daß sie vom Gewissen, von der Reinheit und Wahrheit immer weiter gelockt worden sei, bis sie, die Arme ausgestreckt, dieselben zu umfassen, über einen Abgrund stürzte, unter welchem die Vernichtung gähnte? Nein, Agnes war, das glaubte sie gewiß, irgendwie, irgendwo glücklich, oder Gerechtigkeit war ein Wort ohne Sinn.

Wie sonderbar, dachte sie ferner, daß Jedermann, den ich mit ausgezeichneten Vorzügen begabt kannte, Männer wie Sebastian, weibliche Wesen wie Agnes, zu dem verachteten Geschlechte der Christen gehört haben sollten! Nur Eine ist noch übrig und morgen will ich sie befragen.

Als sie sich von diesen abwandte, und einen Blick auf die heidnische Welt warf, auf Fulvius, Tertullus, den Kaiser, Calpurnius — sie schauderte, als sie sich auf dem Punkte überraschte, den Namen ihres eigenen Vaters zu erwähnen — so eckelte es sie an, den Gegensatz zwischen Niederträchtigkeit und Adel des Gemüths, zwischen Laster und Tugend, zwischen Dummheit und Weisheit, und zwischen dem Sinnlichen und Geistigen zu erblicken. Ihre Seele lechzte wie ein ausgedorrter Boden, dem der Himmel Wasser zur Erfrischung schicken muß, oder er bleibt ewig eine Wüste.

Agnes verdiente gewiß den Ruhm, durch ihren Tod die Bekehrung ihrer Verwandtin zu erlangen, war aber nicht noch ein geringeres Wesen da, das einen frühern Anspruch hatte? Eine, die Freiheit und Leben aufgeopfert für diesen uneigennützigen Gewinn?

Während Fabiola in ihrer Betrübniß allein war, wurde

sie durch den Eintritt eines Fremden gestört, den man unter dem ominösen Titel eines Boten vom Kaiser einführte. Der Pförtner hatte ihm zuerst den Zutritt verweigert, da ihm aber versichert wurde, er bringe eine wichtige Botschaft von dem Fürsten, so mußte er sich bei dem Hausmeister erkundigen, was zu thun sei, und erhielt da den Aufschluß, daß Niemand mit einem solchen Anspruch abgewiesen werden dürfe.

Fabiola war erstaunt; doch wurde ihr Mißvergnügen durch die lächerliche Erscheinung der Person etwas gemildert, die mit einem so feierlichen Charakter auftrat. Es war Corvinus, der sich ihr mit linkischer Höflichkeit näherte, und in einer studierten, sehr blumenreich abgefaßten Ansprache, die schlecht auswendig gelernt war, ihr ein kaiserliches Rescript zu Füßen legte, nebst seiner eigenen aufrichtigen Zuneigung — die Güter des Fräulein Agnes und seine plumpe Hand. Fabiola konnte den Zusammenhang zwischen den zwei vereinigten Geschenken durchaus nicht begreifen, und ließ es sich nicht einfallen, daß das eine dazu dienen sollte, das andere annehmbar zu machen. Sie bat ihn daher, dem Kaiser für seine gnädige Handlung ihren demüthigen Dank zu erstatten, und fügte bei: „Sagt, daß ich heute zu unwohl bin, mich selbst vorzustellen und meine Huldigung darzubringen.“

„Aber diese Güter, Ihr wißt es wohl, waren verfallen und confiscirt,“ stotterte Corvinus in großer Verwirrung heraus, „und mein Vater hat sie für euch erlangt.“

„Das war unnöthig,“ sagte Fabiola; „denn sie waren mir schon lange vermacht, und wurden mein in dem Augenblick —“ sie hielt inne, und nach einer heftigen Anstrengung, sich selbst zu beherrschen, fuhr sie fort — „in dem Augenblicke, wo sie aufhörten, einem Andern zu gehören; sie waren der Confiscation nicht verfallen.“

Corvinus war verblüfft; endlich stammelte er etwas

heraus, was für eine demüthige Bitte um Zulassung als Bewerber für ihre Hand gelten sollte, aber von Fabiola als ein Verlangen nach einer Belohnung verstanden wurde, weil er ihr ein so wichtiges Document verschaffte oder brachte. Sie versicherte ihn, daß jeder Anspruch, den er auf sie haben könnte, zu einer günstigern Zeit vollständig und ehrenhaft berücksichtigt werden würde; aber da sie außerordentlich ermüdet und unwohl sei, so müsse sie ihn bitten, sie jetzt zu verlassen. Er verstand dieses als eine günstige Antwort auf sein Gesuch, und ging ganz stolz und zufrieden fort.

Nachdem er fort war, schaute sie kaum das Pergament an, das er auf einem Tischchen neben ihrem Ruhepolster offen liegen gelassen hatte. Sie saß in Gedanken über die traurigen Scenen da, deren Zeuge sie gewesen, bis noch ungefähr eine Stunde zu Sonnenuntergang fehlte. Bald kehrten sich ihre Träumereien einem Gegenstande, bald einem andern der letzten Ereignisse zu, und nun verweilte sie eben dabei, wie sie Fulvius auf dem Forum gegenüberstand. Ihr Gedächtniß stellte ihr den ganzen Auftritt wieder lebhaft vor, und ihr Geist versetzte sich allmählig in einen Zustand peinlicher Aufregung, den sie endlich damit dämpfte, daß sie laut zu sich selbst sagte: „Dem Himmel sei Dank! Ich werde das Angesicht dieses Schurken nie wieder sehen.“

Die Worte waren ihr kaum aus dem Munde, als sie, die Hand vor die Augen haltend, sich von ihrem Sitze erhob und nach der Thüre schaute. War es ihre erhitzte Phantasie, die sie täuschte, oder zeigten ihr die schlaflosen Augen eine Wirklichkeit? Ihre Ohren entschieden die Frage durch die Worte, die sie hörten:

„Um Vergebung, Fräulein, wer ist der Mann, den Ihr mit dieser zierlichen Anrede beehrt?“

„Ihr, Fulvius,“ sagte sie, indem sie sich mit Würde

erhob. „Noch einmal drängt Ihr euch ein, nicht nur in das Haus, die Villa und das Gefängniß, sondern in die geheimsten Gemächer einer Dame, und, was noch schlechter ist, in das Trauerhaus derjenigen, die Ihr einer Freundin beraubt habt. Fort, sogleich, oder ich werde euch schimpflich von hier hinaustreiben lassen."

„Sitzt nieder und beruhigt euch, Fräulein!" erwiederte Fulvius, „dieß ist mein letzter Besuch bei euch; aber wir haben eine wichtige Rechnung mit einander abzumachen. Was das Rufen nach Hilfe betrifft, so dürft Ihr euch deßhalb nicht bemühen; eure Befehle an eure Diener, sich ferne zu halten, sind zu gut befolgt worden. Es steht euch keiner zu Befehl."

Es war richtig; Fulvius fand sich, ohne daß er es wußte, durch Corvinus den Weg gebahnt; denn als er sich am Thore vorstellte, sagte ihm der Pförtner, der ihn zwei Mal im Hause bei Tisch gesehen hatte, von den strengen Befehlen, die er habe, und versicherte ihn, daß er nicht eingelassen werden könne, wenn er nicht vom Kaiser komme, denn so sei sein Auftrag. Dieß, sagte Fulvius, sei gerade bei ihm der Fall, und der Pförtner, sich wundernd, daß an Einem Tage so viele kaiserliche Boten kommen sollten, ließ ihn passiren. Er bat, daß die Thüre unverschlossen bleiben möchte, im Fall der Pförtner nicht am Thore sei, wenn er sich entferne, weil er Eile habe, und das Haus in einem solchen Zustande der Trauer nicht stören möchte; auch brauche er keinen Führer, denn er wisse den Weg zu Fabiola's Zimmer.

Fulvius setzte sich der Dame gegenüber, und fuhr fort: „Ihr solltet euch nicht so beleidigt fühlen, Fräulein, daß ich so unerwartet zu euch komme, und euer liebenswürdiges Selbstgespräch über mich anhörte; es ist eine Lection, die ich von euch selbst im tullianischen Gefängniß lernte. Aber ich muß meine Rechnung von einem frühern Datum beginnen. Als ich zum ersten Mal von eurem würdigen Vater

zu Tisch geladen wurde, begegnete ich einem Wesen, dessen Blicke und Worte sogleich meine Zuneigung gewannen — ich brauche ihren Namen jetzt nicht zu erwähnen — und deren Herz mit unwillkürlicher Sympathie dieselbe erwiederte."

„Unverschämter!" rief Fabiola aus, „auf einen solchen Gegenstand hier anzuspielen; es ist falsch, daß jemals eine solche Neigung auf beiden Seiten existirte."

„Was das Fräulein Agnes betrifft," fuhr Fulvius fort, „so habe ich das beste Zeugniß, das eures verstorbenen Vaters, der mich mehr als einmal ermuthigte, auf meiner Bewerbung zu verharren, indem er mich versicherte, daß seine Base ihm ihre Gegenliebe anvertraut habe."

Fabiola fühlte sich gedemüthigt, denn sie erinnerte sich jetzt aus den Winken, die ihr Fabius über sein einfältiges Mißverständniß gegeben, nur zu wohl, daß dieß die Wahrheit war.

„Ich weiß wohl," sagte sie, „daß mein theurer Vater über diesen Punkt sich einer Täuschung hingab; aber ich, vor welcher dieß liebe Kind nichts verbarg —"

„Als ihre Religion," unterbrach sie Fulvius mit bitterm Spotte.

„Stille," fuhr Fabiola fort, „dieß Wort klingt wie Lästerung auf euren Lippen — ich wußte, daß Ihr für sie nur ein Gegenstand des Eckels und Abscheus waret."

„Ja, nachdem Ihr mich dazu gemacht hattet. Von der Stunde unserer ersten Begegnung wurdet Ihr mein bitterer, grausamer Feind in Verbindung mit jenem verrätherischen Offizier, der seinen Lohn erhalten hat, und welchen Ihr für den Platz bestimmtet, um den ich mich bewarb; haltet euren Unwillen zurück, Fräulein, denn ich will angehört sein — Ihr habt meinen Ruf untergraben, ihre Gefühle vergiftet und meine Liebe nothwendig in Feindschaft verwandelt."

„Eure Liebe!" rief die Dame voll Entrüstung aus, „selbst

wenn Alles, was Ihr gesagt habt, nicht eine niederträchtige Lüge wäre, was für eine Liebe konntet Ihr für sie haben? Wie konntet Ihr ihre unverstellte Einfalt, ihre natürliche Sittsamkeit, ihren seltenen Verstand, ihre reine Unschuld jemals mehr schätzen, als der Wolf die Sanftmuth des Lammes, oder der Geier die Milde der Taube? Nein, es war ihr Vermögen, ihre Familienverbindung, ihr Adel, wornach Ihr haschtet, und nichts weiter; ich las es schon im Blicke eures Auges, als Ihr es zum ersten Mal wie ein Basilisk auf sie richtetet."

„Es ist falsch," versetzte er; „hätte ich meine Bitte erlangt, und wäre ich so würdig vermählt worden, so hätte man mich meinem Stande gemäß gefunden, häuslich, zufrieden und liebevoll, eben so werth, sie zu besitzen, als —"

„Als Einer sein kann," unterbrach ihn Fabiola, „welcher, indem er seine Hand anbietet, sich in drei Stunden gleichmäßig bereit zeigt, den Gegenstand seiner Neigung zu heirathen oder zu morden. Sie zieht das Letztere vor, und er hält sein Wort. Fort aus meinen Augen, Ihr verpestet selbst die Luft, in welcher Ihr euch beweget!"

„Ich will euch verlassen, wenn ich meine Aufgabe vollendet habe, und Ihr werdet wenig Grund haben, euch zu freuen, wenn ich es thue. Ihr habt ferner vorsätzlich und ohne Anlaß jeden ehrbaren Lebenszweck mir unmöglich gemacht, Ihr habt meine einzige Hoffnung vernichtet, mir meinen Rang in der Gesellschaft, ein mit Ansehen verbundenes, gemächliches Leben und häusliches Glück geraubt. Dieß war nicht genug, nachdem Ihr wie ein Spion auf meine Unterredung gehorcht, habt Ihr diesen Morgen alles Gefühl der Weiblichkeit von euch gelegt, und euch vorne auf das Forum hingestellt, um öffentlich zu vollenden, was Ihr insgeheim begonnen, um den Richter und dadurch den Kaiser gegen mich aufzubringen und einen ungerechten Racheschrei des Volkes zu erregen, welcher, wenn nicht ein

stärkeres Gefühl als Furcht mich hieher brächte, mich zwingen würde, mich nun wie ein gejagter Wolf zu verbergen, bis ich mich zum nächsten Thore hinausstehlen könnte."

„Und, Fulvius, ich sage euch," unterbrach ihn Fabiola, „daß in dem Augenblick, wo Ihr die Schwelle derselben überschreitet, in dieser verruchten Stadt die Tugend im Preise steigen wird. Noch einmal befehle ich euch, geht fort aus meinem Hause, oder jedenfalls will ich mich dieser beleidigenden Zudringlichkeit entziehen."

„Wir gehen noch nicht von einander, Fräulein," sagte Fulvius, dessen Gesicht jeden Augenblick röther wurde, während seine Lippen tödtlich erblaßten. Er ergriff sie rauh beim Arme und drückte sie auf ihren Sitz zurück, „und nehmt euch in Acht," setzte er hinzu, „wie Ihr es noch einmal versucht, zu entrinnen, oder euch Hilfe zu verschaffen, so wird euer erster Schrei euer letzter sein, koste es mich, was es wolle.

„Ihr habt mich ferner zu einem Auswürfling gemacht, nicht nur aus der Gesellschaft, sondern aus Rom, zu einem Verbannten, zu einem heimathlosen Wanderer auf freundloser Erde; war dieß nicht genug, eure Rache zu stillen? Nein, Ihr müßt mich auch meines Goldes, meines rechtmäßig, wiewol mühsam erworbenen Vermögens berauben; Friede, guten Namen, meine Existenzmittel, Alles habt Ihr mir gestohlen, einem jungen Fremdling."

„Ruchloser, unverschämter Mann!" rief jetzt die entrüstete Römerin aus, ohne Rücksicht auf die Folgen, „Ihr sollt für eure Vermessenheit schwer büßen. Wagt Ihr es, in meinem eigenen Hause mich eine Diebin zu schelten?"

„Ich wage es, und ich sage euch: dieß ist euer Tag der Abrechnung und nicht meiner. Ich habe, wenn auch durch ein Verbrechen, das geht euch nichts an, meinen vollen Antheil an dem confiscirten Eigenthum eurer Base erworben. Ich habe es mühsam erworben, durch Herzens-

qualen und Aengste, durch schlaflose Nächte im Kampfe mit höllischen Unholden, die Sieger wurden, ja mit einem daheim, der noch grimmiger ist, als sie; durch Tage langes rastloses Suchen nach Beweisen mitten in der Trostlosigkeit eines stolzen, aber herabgewürdigten Geistes. Habe ich nicht ein Recht, meinen Antheil zu genießen?

„Ja, nennt es, wie Ihr wollt, nennt es mein Blutgeld; je schändlicher es ist, desto niederträchtiger von euch, es mir wegzuschnappen. Es ist, wie wenn ein reicher Mann das Fleisch des Wildes dem Hunde vom Maule wegrisse, nachdem bei der Jagd desselben seine Füße angeschwollen sind und seine Haut zerrissen ist."

„Ich will nicht weiter nach Ausdrücken suchen, um euch damit zu benennen; euer Geist ist durch eine eitle Einbildung getäuscht," sagte Fabiola, mit einem Ernste, der nicht von Unruhe frei war. Sie sah sich einem Wahnsinnigen gegenüber, einem Manne, in welchem heftige Leidenschaft, von einer ungezügelten, tief bewegten Phantasie fortgerissen, sich zu dem Grade fürchterlicher Aufregung steigert, die einen moralischen Wahnsinn ausmacht, wo selbst der Mörder sich für einen tugendhaften Rächer hält. „Fulvius," fuhr sie mit erzwungener Ruhe fort, und schaute ihm voll in's Auge, „ich bitte euch jetzt, zu gehen. Wenn Ihr Geld braucht, so sollt Ihr es haben; aber geht, in's Himmels Namen geht, ehe Ihr durch euren Zorn eure Vernunft verliert."

„Was für eine eitle Einbildung meint Ihr denn?" fragte Fulvius.

„Nun, daß ich jemals von Agnes' Vermögen oder Besitzthum an einem solchen Tage geträumt oder aus ihrem grausamen Tode irgend einen Vortheil gezogen haben sollte."

„Und doch ist es so; ich habe es aus dem Munde des Kaisers, daß er es euch übermacht hat. Wollt Ihr mich glauben machen, daß dieser höchst edelmüthige und freige-

dige Fürst je einen Pfennig hergab, ohne darum gebeten oder bestochen zu sein?"

„Davon weiß ich nichts; aber ich weiß, daß ich lieber aus Mangel gestorben wäre, als daß ich um einen Heller aus einem solchen Besitzthume gebeten hätte!"

„Soll ich dann etwa glauben, daß in dieser Stadt irgend Jemand so uneigennützig ist, daß er ungebeten für euch darum angesucht hätte? Nein, nein, Fräulein Fabiola, all' dieß ist zu unglaublich. Aber was ist das?" Und er griff gierig nach dem kaiserlichen Rescripte, welches unangesehen geblieben war, seitdem Corvinus es dagelassen hatte. Er hatte ein ähnliches Gefühl, wie Aeneas, als er Pallas' Gürtel auf dem Leibe des Turnus erblickte. Die Wuth, welche durch seine Scharfsinnigkeit unterdrückt schien, so lange er den Beweis zu führen suchte, daß Fabiola schuldig sei, flammte bei dem Anblick dieses unheilvollen Documentes von Neuem auf. Er besah es einen Augenblick, dann brach er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, in folgende Worte aus:

„Jetzt überweise ich euch einer Niederträchtigkeit, Raubgier und unnatürlichen Grausamkeit, die Alles übersteigt, was Ihr mir aufzubürden wagtet! Seht dieses Rescript an, schön mit goldenen Buchstaben geschrieben und mit bemalten Rändern verziert, und saget noch, daß es in der einzigen Stunde bereitet wurde, die zwischen dem Tode eurer Base und dem Worte des Kaisers verstrich, daß er es unterzeichnet habe? Auch wollet Ihr den edlen Freund nicht kennen, der euch die Gabe verschaffte. Bah, während Agnes im Gefängniß war, während Ihr über sie weintet und seufztet, während Ihr mir Grausamkeit und Verrath gegen sie vorwarfet — mir, einem Fremdling, der ihr ganz ferne steht, habt Ihr, die zartfühlende Dame, die tugendhafte Philosophin, die liebende Verwandtin, Ihr, mein strenger Tadler, mit kaltem Blut ein Complott geschmiedet,

aus meinem Verbrechen Vortheil zu ziehen, um euch ihr Eigenthum zu sichern, und habt den geschmackvollen Schreiber ausgesucht, der eure Habsucht mit seinem Pinsel vergolden, und euren Verrath gegen euer eigenes Fleisch und Blut mit seinem rothen Mennig übermalen sollte."

„Hört auf, Wahnsinniger, hört auf!" rief Fabiola, indem sie umsonst sein funkelndes Auge zu beherrschen suchte. Aber er fuhr in noch wilderm Tone fort:

„Und dann, nachdem Ihr mich so niederträchtig beraubt habt, bietet Ihr mir Geld an. Ihr habt mich durch eure List überwunden, und Ihr bemitleidet mich! Ihr habt mich zum Bettler gemacht, und dann bietet Ihr mir ein Almosen an — ein Almosen aus meinem eigenen Lohne, dem Lohne, den selbst der Tartarus * seinen verfallenen Opfern gestattet, während sie auf Erden wandeln!"

Fabiola erhob sich wieder, aber er faßte sie mit dem Griff eines Wahnsinnigen, und dieß Mal ließ er sie nicht gehen. Er fuhr fort: „Jetzt hört auf die letzten Worte, die ich sprechen will, oder sie können die letzten sein, die Ihr hören werdet. Gebt mir das unrecht erworbene Besitzthum heraus; es ist nicht ehrlich, daß ich die Schuld haben soll und Ihr den Lohn dafür. Uebertragt es durch eure Handschrift an mich als eine freie Liebesgabe, und ich werde mich sogleich entfernen. Wenn nicht, so habt Ihr euer eigenes Urtheil unterzeichnet." Ein strenger, drohender Blick begleitete diese Worte.

Fabiola's stolzes Selbstgefühl erhob sich noch einmal in ihr, ihr unbesiegtes Römerherz hielt festen Stand. Gefahr allein machte sie furchtlos. Sie ordnete ihr Gewand mit der Würde einer Matrone, und erwiederte: „Fulvius, horcht auf meine Worte, wenn sie gleich die letzten sein sollten, die ich sprechen kann, so gewiß es die letzten sind, die Ihr von mir höret."

* Die Hölle der Heiden.

„Euch dieß Eigenthum übergeben? ich würde es gerne dem ersten Aussätzigen geben, dem ich auf der Straße begegne, aber euch niemals. Nie sollt Ihr etwas berühren, das diesem heiligen Mädchen angehörte, sei es ein Edelstein oder ein Strohhalm! diese Berührung wäre Entweihung. Nehmt Gold von mir, wenn euch beliebt, aber etwas, was je ihr gehörte, können keine Schätze von mir erkaufen. Und ein einziges Vermächtniß schätze ich mehr, als ihre ganze Erbschaft. Ihr habt mir jetzt zwischen zwei Dingen die Wahl gelassen, wie ihr in der vergangenen Nacht, entweder eurem Verlangen nachzugeben oder zu sterben. Agnes hat mich gelehrt, was ich wählen soll. Noch einmal sage ich, entfernt euch!"

„Und euch soll ich besitzen lassen, was mein ist? Euch soll ich über mich triumphiren lassen, als über einen, den Ihr durch euren Witz ausgestochen habt? — Ihr sollt geehrt sein, und ich in Schande — Ihr reich, und ich ohne Pfennig — Ihr glücklich, und ich im Elend? Nein, nimmer! Ich kann mich vor dem nicht retten, wozu Ihr mich gemacht habt, aber ich kann verhindern, daß Ihr seid, was Ihr kein Recht habt, zu sein. Deßhalb bin ich hiehergekommen; dieß ist mein Tag der Nemesis! Jetzt stirb!" Während er diese Vorwürfe vorbrachte, drückte er sie mit seiner Linken langsam gegen den Sitz hin, von dem sie sich erhoben hatte, während seine Rechte zitternd nach etwas in den Falten seines Busens suchte.

Als er sein letztes Wort geendigt hatte, warf er sie gewaltsam auf das Polster nieder und ergriff sie bei den Haaren. Sie leistete keinen Widerstand, sie gab keinen Laut von sich; theils beschlich sie ein Gefühl der Ohnmacht, theils hielt eine edle Empfindung der Selbstachtung jede unziemliche Aeußerung von Furcht vor einem verächtlichen Feind zurück. Gerade, als sie die Augen schloß, sah sie etwas über sich blitzen; sie konnte nicht sagen, war es sein funkelndes Auge oder ein blinkender Stahl.

Den Augenblick darauf fühlte sie sich gedrückt und fast erstickt, wie wenn eine große Last auf sie gefallen wäre, und ein heißer Strom floß über ihren Busen.

Eine liebliche Stimme voll Ernstes tönte in ihr Ohr: „Höre auf, Orontius, ich bin deine Schwester Miriam!"

Fulvius erwiederte mit von Leidenschaft erstickter Stimme: „Es ist eine Lüge, laß mir meine Beute!"

Einige Worte weiter wurden leise in einer Fabiola unbekannten Sprache gesprochen; da fühlte sie ihr Haar losgelassen, hörte den Dolch auf den Boden werfen, und Fulvius, als er aus dem Zimmer stürzte, bitter ausrufen: „O Christus, dieß ist deine Nemesis!"

Fabiola's Kräfte kehrten nach und nach zurück, aber sie fühlte die Last auf sich immer schwerer werden. Sie kämpfte dagegen und befreite sich. Ein anderer Leib lag an ihrer Stelle scheinbar todt und mit Blut bedeckt.

Es war die treue Syra, die sich zwischen das Leben ihrer Herrin und den Dolch ihres Bruders geworfen hatte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Priester und Arzt.

ΔΙΟΝΥCΙΟΥ
ΙΑΤΡΟΥ
ΠΡΕCΒΥΤΕΡΟΥ *

Die Gedanken, welche dieser Vorfall naturgemäß in dem edlen Herzen Fabiola's erweckt haben würde, wurden

* „(Das Grab) des Dionysius, Arztes (und) Priesters." Die Inschrift wurde unlängst beim Eingang zur Gruft des heiligen Cornelius im Kirchhof des Callistus gefunden.

eine Zeit lang durch die Bedürfnisse des Augenblicks unterdrückt. Ihre erste Sorge war, das fließende Blut mit etwas zu stillen, was zunächst bei der Hand sein mochte. Während sie damit beschäftigt war, stürzten alle ihre Diener auf das Zimmer zu. Der einfältige Pförtner war endlich über Fulvius' langes Ausbleiben unruhig geworden (der Leser hat nun seinen wirklichen Namen gehört), als er ihn, einem Wahnsinnigen gleich, zum Thore hinausstürzen sah, und Blutstropfen auf seinem Kleid zu bemerken glaubte. Sogleich brachte er das ganze Haus in Aufruhr.

Fabiola hielt durch eine Geberde den Haufen Leute an der Thür ihres Zimmers zurück und ließ nur Euphrosyne und Graya eintreten. Die Letztere hatte sich, seitdem die schwarze Sklavin entfernt war, auf's Zärtlichste an Syra angeschlossen (wie wir sie noch nennen müssen), und mit großer Willigkeit auf ihre sittlichen Lehren gehorcht. Ein Sklave wurde sogleich nach dem Arzte gesendet, nach welchem Syra in Krankheiten immer schickte, nach Dionysius, der, wie wir bereits bemerkten, im Hause der Agnes lebte.

Inzwischen hatte Fabiola die große Freude, zu sehen, daß das Blut aufhörte, so schnell zu fließen, und noch mehr, daß ihre Dienerin die Augen nach ihr aufschlug, obgleich nur einen Augenblick. Sie hätte nicht um alle Schätze der Welt das süße Lächeln vertauscht, das diesen Blick begleitete.

In einigen Minuten kam der Arzt an. Er untersuchte sorgfältig die Wunde, und sprach sich darüber für den Augenblick günstig aus. Der Stoß, wie er gezielt war, würde gerade auf Fabiola's Herz gegangen sein; aber ihre liebende Dienerin hatte sich trotz des Verbotes den ganzen Tag in der Nähe ihrer Herrin aufgehalten, niemals aufdringlich, aber stets begierig auf jede Gelegenheit, die sich

darbieten könnte, jene guten Eindrücke der Gnade zu fördern, welche die Scenen des Morgens unfehlbar hervorgebracht haben mußten. Während sie in einem nahen Zimmer verweilte, hörte sie heftige Töne, die ihrem Ohr nur zu bekannt waren; geräuschlos eilte sie hinter den Vorhang, welcher die Thüre von Fabiola's Zimmer bedeckte. Sie stand in der Dämmerung gerade auf der Stelle, wo Agnes sie einige Monate vorher getröstet hatte.

Sie war nicht lange dort, als der letzte Kampf begann. Während der Mann ihre Herrin rücklings niederdrückte, stellte sie sich dicht hinter ihn, und als er seinen Arm erhob, trat sie dazwischen, und warf ihren Leib über den seines Opfers. Der Stoß fiel, verfehlte aber durch den Streich, den sie seinem Arme gab, die Richtung, und traf ihren Nacken, wo er eine tiefe Wunde beibrachte, die jedoch durch das Halsbein aufgehalten wurde. Wir brauchen nicht zu sagen, was es ihr kostete, dieß Opfer zu bringen. Nicht die Furcht vor Schmerz oder dem Tode hätte sie einen Augenblick abschrecken können; es war das Entsetzen, der Stirne ihres Bruders das Brandmal Kain's aufzudrücken, ihn doppelt zu einem Mörder zu machen, was sie im Innern ängstigte; aber sie hatte ihr Leben für ihre Herrin aufgeopfert. Mit dem Meuchelmörder zu kämpfen, dessen Stärke und Gewandtheit sie kannte, wäre nutzlos gewesen; im Hause Lärm machen zu können, bevor Ein tödtlicher Stoß geführt wurde, ließ sich nicht hoffen, und es blieb nichts übrig, als ihr Opfer dadurch zu vollenden, daß sie sich an die Stelle des beabsichtigten Opfers stellte. Doch wünschte sie, ihrem Bruder die Vollendung seines Verbrechens zu ersparen, und dadurch offenbarte sie Fabiola ihre Verwandtschaft und ihren wirklichen Namen.

In seiner blinden Wuth wollte er ihr nicht glauben, aber die Worte in ihrer Muttersprache, welche sagten:

„Erinnere dich an meine Schärpe, die du hier aufgelesen hast,“ brachten eine so schreckliche häusliche Geschichte in sein Gedächtniß zurück, daß er, wenn die Erde in diesem Augenblicke vor seinen Füßen einen Schlund geöffnet hätte, hineingesprungen wäre, um seine Gewissensbisse und seine Scham zu begraben.

Sonderbar erschien es auch, daß er Eurotas nie Gelegenheit gab, sich in den Besitz dieser Familienreliquie zu setzen, sondern immer, seitdem er sie wieder erlangte, dieselbe wie ein Heiligthum besonders aufbewahrte, und als sonst Alles aufgepackt war, sie zusammenfaltete und an seine Brust legte. Und nun, während er seinen Dolch herauszog, hatte er auch dieß herausgerissen, und Beides fand man auf dem Boden.

Sogleich nachdem Dionysius die Wunde verbunden und geeignete Stärkungsmittel angewendet hatte, welche Syra wieder zum Bewußtsein brachten, verlangte er, daß die Kranke vollkommen in Ruhe gelassen werden, und so wenig Personen als möglich sehen sollte, um jede Aufregung zu verhüten, und daß man mit der Behandlung, die er vorschrieb, bis Mitternacht fortfahre. „Ich will,“ setzte er hinzu, „morgen in aller Frühe wieder einsprechen, wo ich meinen Patienten allein sehen muß.“ Er flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, welche ihr mehr gut zu thun schienen, als alle seine Medicin; denn ein englisches Lächeln überzog ihr Angesicht.

Fabiola hatte sie in ihr eigenes Bett gelegt, und indem sie ihren beiden Dienerinnen das äußere Zimmer anwies, behielt sie sich selbst ausschließlich die Begünstigung vor, wofür sie es hielt, die Sklavin zu pflegen, gegen die sie einige Monate vorher kaum ein Gefühl der Dankbarkeit empfand, daß sie in ihrem Fieber von ihr gewartet worden war. Sie hatte den Uebrigen erzählt, wie die

Wunde beigebracht wurde, verbarg aber die Verwandtschaft zwischen ihrem Angreifer und ihrer Befreierin.

Obwol selbst erschöpft und im Fieber, wollte sie nicht von dem Bett der Kranken weichen, und als Mitternacht vorbei war, und man keine Heilmittel mehr zu reichen hatte, sank sie auf ein niedriges Polster dicht bei dem Bette zur Ruhe nieder. Und nun, was waren ihre Gedanken, als sie in dem Dämmerlichte eines Krankenzimmers Geist und Herz denselben öffnete? Sie waren einfach und ernst. Sie sah mit einem Male die Wirklichkeit und Wahrheit von all' dem, was ihre Dienerin jemals zu ihr gesprochen. Als sie das letzte Mal sich mit ihr unterhielt, waren die Grundsätze, die sie mit Vergnügen hörte, ihr ganz unausführbar vorgekommen, als schöne Theorien, die im Leben nicht angewendet werden könnten. Als Miriam eine Sphäre der Tugend beschrieb, wo kein menschlicher Beifall oder Lohn zu erwarten war, sondern nur das Auge Gottes Beifall blickte, so hatte sie die Idee bewundert, welche ihr edles Gemüth mächtig ergriff, aber sie empörte sich dagegen, daß dieselbe die Regel ihres Betragens zu jeder Stunde werden sollte. Und doch, wenn der Stoß, dem sie sich entgegen warf, tödtlich gewesen wäre, wie es leicht hätte geschehen können, wo hätte sie dann ihren Lohn gehabt? Was konnte dann anders ihr Motiv sein, als wie es schien, eben der Gedanke an eine Verantwortlichkeit gegen eine unsichtbare Macht?

Und als Miriam von einem Heroismus in der Tugend, als dem gewöhnlichen Maßstab derselben, sprach, wie chimärisch war ihr da dieser Grundsatz erschienen! Und doch hatte hier, ohne Vorbereitung, ohne Vorbedacht, ohne Anreizung, ohne Aussicht auf Ruhm, ja sogar mit dem bestimmt ausgesprochenen Verlangen, verborgen zu bleiben, diese Sklavin eine in jeder Beziehung heroische That der Selbstaufopferung vollbracht. Woher konnte dieß

kommen, als aus einem zur Gewohnheit gewordenen Heroismus der Tugend, der zu jeder Stunde bereit ist, zu thun, was den Namen eines Soldaten für immer adeln würde? Sie war also keine Träumerin mit leeren Theorien, sondern übte wirklich und im Ernste Alles, was sie lehrte. Konnte dieß eine Philosophie? O nein, es mußte eine Religion sein, eine Religion der Agnes und Sebastian's, denen sie Miriam in jeder Beziehung gleichstellte. Wie sehr verlangte sie, sich wieder mit ihr zu unterhalten!

Früh am Morgen kehrte der Arzt seinem Versprechen gemäß zurück, und fand seine Patientin um Vieles besser. Er wünschte mit ihr allein zu sein; dann breitete er ein leinenes Tuch auf den Tisch, stellte angezündete Wachskerzen darauf, zog eine gestickte Schärpe aus seinem Busen und enthüllte eine goldene Büchse, deren heiligen Inhalt sie wohl kannte. Er trat zu ihr hin und sprach: „Mein theures Kind, wie ich dir versprochen, habe ich dir jetzt nicht nur das wirksamste Mittel gegen jedes leibliche und geistige Leiden gebracht, sondern den Arzt selbst, der durch sein Wort allein alle Dinge erneuert *, dessen Berührung die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben öffnet, dessen Wille die Aussätzigen reinigt, und von dessen Kleidessaum eine Kraft ausgeht, um Alle zu heilen. Bist du bereit, Ihn zu empfangen?"

„Von ganzem Herzen," erwiederte sie, die Hände faltend, „ich verlange, Ihn zu besitzen, den ich allein geliebt, an den ich geglaubt habe, dem mein Herz gehört."

„Wohnt kein Zorn oder Unwille in deiner Seele gegen den, der dich beleidigt hat? Erhebt sich kein Stolz oder keine Eitelkeit in deinem Innern bei dem Gedanken an das, was du gethan? Oder bist du dir keines andern Fehlers

* „Qui verbo suo instaurat universa." Das Brevier.

bewußt, welcher demüthige Beichte und die Lossprechung erfordert, ehe du die heilige Gabe in dein Herz aufnimmst?"

„Ich weiß, ehrwürdiger Vater, daß ich voll Unvollkommenheit und Sünde bin, aber ich bin mir mit Wissen keines Vergehens bewußt. Ich hatte nicht nöthig, ihm zu vergeben, auf den Ihr anspielet, ich liebe ihn zu sehr und würde gern mein Leben geben, ihn zu retten. Und auf was könnte ich stolz sein, eine arme Dienerin, die nur dem Befehle ihres Herrn gehorcht hat?"

„Lade also, mein Kind, diesen Herrn in dein Haus, daß Er komme und dich heile, und dich mit seiner Gnade erfülle."

Er trat zu dem Tische, nahm davon ein Theilchen der heiligen Eucharistie in der Gestalt ungesäuerten Brodes, das er im Wasser befeuchtete und ihr auf die Zunge legte *. Sie schloß den Mund und blieb eine Zeitlang in Betrachtung versunken.

So erfüllte der heilige Dionysius sein doppeltes Amt als Arzt und Priester, das ihm auf seinem Grabe beigelegt ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das angenommene Opfer.

Diesen ganzen Tag hindurch schien die Kranke mit tiefen, aber höchst freudigen Gedanken beschäftigt. Fabiola, die sie nie verließ, außer auf Augenblicke, um die nöthigen Befehle zu geben, beobachtete ihr Gesicht mit einer Mischung von Ehrfurcht und Freude. Es schien, als ob der Geist ihrer Dienerin den Gegenständen, die sie umgaben, entrückt

* Eusebius, in seiner Geschichte von Serapion, lehrt uns, daß dieß die Weise war, den Kranken die heilige Communion zu spenden, ohne den Kelch, oder nur unter Einer Gestalt.

sei, und in einer ganz andern Sphäre verweile. Bald zog ein Lächeln wie ein Sonnenstrahl über ihre Züge, bald zitterte ihr eine Thräne im Auge, oder floß die Wangen herab; zuweilen waren ihre Augen erhoben und lange Zeit fest zum Himmel gerichtet, während die Seligkeit des vollkommensten Genusses sich auf ihrem Gesichte malte. Dann wandte sie sich wieder mit einem Ausdrucke unendlicher Zärtlichkeit gegen ihre Herrin, und streckte ihre Hand aus, um sie in der ihrigen zu drücken. Und Fabiola konnte so Stunden lang stillschweigend dasitzen, was jetzt noch vorgeschrieben war, indem sie es für eine Ehre und ein Glück hielt, mit einem solchen Wesen in nächster Berührung zu sein.

Endlich im Verlauf des Tages, nachdem sie ihrer Patientin einige Nahrung gegeben, sagte sie lächelnd zu ihr: „Ich denke, du bist schon viel besser, Miriam. Dein Arzt muß dir eine wunderbare Medicin gegeben haben.“

„Das hat er wirklich, meine theuerste Herrin.“

Fabiola war augenscheinlich betrübt, und indem sie sich über sie herbeugte, sagte sie zärtlich: „O ich bitte dich, nenne mich nicht Gebieterin, ich sollte vielmehr dich so nennen; aber dieser Name ist in der That nicht mehr länger wahr; denn was ich schon lange beabsichtigte, ist jetzt geschehen, es ist Befehl gegeben, die Urkunde, dich in Freiheit zu setzen, auszustellen, und zwar nicht als eine Freigelassene, sondern als eine ingenua *, denn ich weiß, daß du eine solche bist.“

Miriam blickte dankbar, aus Furcht Fabiola's Gefühle wieder zu verletzen, und so waren sie stillschweigend den

* Aus der Sklaverei Entlassene erhielten den Namen Freigelassene (libertus, liberta) der Person, welcher sie gehört hatten, z. B. des Augustus. Hatten sie ursprünglich einer freien Klasse angehört, so wurden sie als ingenuus oder ingenua (Freigeborne) freigelassen und durch Emancipation wieder in die Rechte dieser Klasse eingesetzt.

Tag über glücklich beieinander, bis gegen Abend Dionysius wiederkehrte und eine so große Besserung fand, daß er eine nahrhaftere Speise verordnete und ein Bischen ruhige Unterhaltung erlaubte.

„Ich muß nun," sagte Fabiola, sobald sie allein waren, „die erste Pflicht erfüllen, welche abzutragen mein Herz schon längst brannte, nämlich dir zu danken — ich wünschte, ich wüßte ein bedeutsameres Wort — nicht für das Leben, das du mir gerettet, sondern für das hochherzige Opfer, das du für mich gebracht — und laß mich es hinzufügen, für das unvergleichliche Beispiel heroischer Tugend, die allein dazu begeisterte."

„Was hab' ich denn mehr gethan, als einfach meine Pflicht? Ihr hattet ein Recht auf mein Leben aus einem viel geringern Grunde, als um das eure zu retten," antwortete Miriam.

„Ohne Zweifel," erwiederte Fabiola, „erscheint es dir so, da du in der Lehre aufgezogen worden bist, die mich überwältigte, daß die größten heroischen Handlungen von den Menschen als Erfüllung gewöhnlicher Pflichten angesehen werden müssen."

„Und dadurch," versetzte Miriam, „hören sie auf, das zu sein, was Ihr sie genannt habt."

„Nein, nein," rief Fabiola begeistert aus, „versuche nicht, mich meinem eigenen Herzen gegenüber gemein und niedrig zu machen, dadurch, daß du mich lehrst, das zu unterschätzen, was ich nur als einen unvergleichlichen Act der Tugend preisen kann. Ich habe darüber nachgedacht Tag und Nacht, seitdem ich davon Zeuge war, und mein Herz hat sich gesehnt, mit dir davon zu sprechen, und doch darf ich nicht, oder ich würde deiner Schwäche mit dem Uebermaß meiner Gefühle lästig fallen. Es war edel, es war groß, es war über alles Lob erhaben, und ich weiß, du willst es nicht. Ich kann nicht einsehen, wie die Er-

habenheit der Handlung gesteigert werden, oder wie menschliche Tugend eine Stufe höher steigen könnte."

Miriam, die sich nun im Bette aufgesetzt hatte, nahm Fabiola's Hand zwischen die ihrigen, und redete sie in einem zärtlichen und milden, aber höchst ernsten Tone so an: „Gutes, liebes Fräulein, hört mich einen Augenblick an. Nicht um herabzusetzen, was Ihr zu schätzen so gütig seid, da es euch wehe thut, dieß zu hören, sondern um euch zu lehren, wie weit wir noch davon entfernt sind, was hätte gethan werden können, will ich euch mit einigen Zügen eine ähnliche Scene zeigen, die aber ganz den umgekehrten Fall vorstellt. Nehmen wir einen Sklaven — verzeiht mir, theure Fabiola, euch noch einmal zu betrüben — ich sehe es in eurem Angesichte, aber es soll das letzte Mal sein — ja einen rohen, undankbaren Sklaven, der sich gegen den gütigsten und edelsten Herrn empört. Der Streich, nicht eines Meuchelmörders, sondern des Dieners der Gerechtigkeit schwebt über seinem Haupte. Wie würdet Ihr die Handlung nennen, wie die Tugend dieses Herrn bezeichnen, wenn er aus reiner Liebe, und um diesen elenden Menschen zu retten, den Schlag des Beiles und alle vorhergehenden schmählichen Streiche auf sich nehmen, und in seinem Testamente hinterlassen würde, daß er diesen Sklaven zum Erben seiner Titel und seines Reichthums machte, und ihn als Bruder betrachtet wissen wolle?"

„O Miriam, Miriam, du hast ein Gemälde gezeichnet, das zu erhaben ist, um von einem Menschen glaublich zu sein. Du hast deine eigene That nicht verdunkelt, denn ich sprach von m e n s c h l i c h e r Tugend. So zu handeln, wie du so eben beschrieben, würde, wenn es möglich wäre, die Tugend eines Gottes erfordern!"

Miriam drückte die gefaltete Hand an den Busen, heftete auf Fabiola einen Blick himmlischer Begeisterung, und erwiederte feierlich: „U n d J e s u s C h r i s t u s, w e l c h e r

all' dieß für den Menschen that, war wirklich Gott."

Fabiola bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schwieg lange still, während Miriam in ihrem Herzen inbrünstig betete.

„Miriam, ich danke dir von Herzen," sagte Fabiola endlich, „du hast dein Versprechen, mich dahin zu führen, wo mein Herz Ruhe finden würde, erfüllt. Einige Zeit fürchtete ich nur, daß du keine Christin sein möchtest, aber es konnte nicht sein.

„Sag' mir nun, sind diese schrecklichen und dabei lieblichen Worte, die du so eben ausgesprochen, und welche so tief, so stille und so unwiderruflich sich in mein Herz einsenkten, wie ein auf die Oberfläche des Oceans geworfenes Stück Gold in die Tiefe desselben hinabfährt — sind diese Worte nur ein Theil des christlichen Systems, oder sind sie das wesentliche Prinzip desselben?"

„Durch eine einfache Allegorie, theures Fräulein, hat euer gewaltiger Geist mit Einem Sprunge den Hauptschlüssel unserer ganzen Lehre erlangt und begriffen; euer scharfer Verstand hat die wichtigsten und wesentlichsten Lehren des Christenthums in einem einzigen Gedanken zusammengefaßt.

„Daß der Mensch, Gottes Geschöpf und Leibeigener, sich gegen seinen Herrn empörte, daß eine unwiderstehliche Gerechtigkeit ihn verurtheilt hatte und verfolgte, „daß eben dieser Herr Knechtsgestalt annahm, und in Allem wie ein Mensch erfunden ward"*; daß Er in dieser Gestalt Geißelstreiche, Faustschläge, Hohn und Spott und schmählichen Tod erduldete, und daß Er der Gekreuzigte wurde, wie die Menschen Ihn hier nennen, und dadurch den Menschen von seinem Schicksal erlöste, und ihm Antheil gab an seinen

* Phil. 2, 7.

eigenen Schätzen und an seinem Reiche — all' dieß ist in den Worten begriffen, die ich gesprochen habe.

„Und Ihr habt richtig geschlossen. Nur Gott konnte eine so göttliche Handlung vollbracht, oder ein so erhabenes Sühnopfer vollzogen haben."

Fabiola versank wieder in stilles Nachdenken, bis sie schüchtern fragte: „Und bezogest du dich darauf in Campanien, als du von Gott sagtest, daß Er allein ein Gottes würdiges Opfer sei?"

„Ja, aber ich spielte auch noch auf die Fortsetzung dieses Opfers, selbst noch in unsern Tagen, an durch eine wunderbare Mittheilung einer allmächtigen Liebe; doch davon darf ich jetzt nicht sprechen."

Fabiola fuhr fort: „Ich sehe jeden Augenblick besser ein, wie all' das, was du je zu mir gesprochen, zusammenhängt und aneinander paßt, wie die Theile einer Pflanze; Alles entspringt auseinander. Ich hielt es nur für die lieblichen Blüthen einer schönen Theorie, aber du hast mir an deinem Betragen gezeigt, wie dieselben zu einer süßen und festen Frucht reifen können. In der Lehre, die du soeben auslegtest, glaube ich den edlen Stamm zu finden, woraus alle übrigen Zweige und Blüthen ausgehen, und endlich diese Frucht bringen. Denn wer würde sich weigern, für einen Andern zu thun, was viel geringer ist, als Gott für ihn gethan? Aber, Miriam, hier ist eine tiefe und unsichtbare Wurzel, woraus all' dieß entspringt, so dunkel, daß sie nicht erschaut, so tief, daß sie nicht erreicht, und so verwickelt, daß sie von menschlicher Macht nicht entwirrt werden kann, und doch vielleicht einfach für ein gläubiges Gemüth. Wenn ich in meiner wirklichen Unwissenheit zu sprechen wagen darf, so wäre sie groß genug, um die ganze Natur zu umfassen; reich genug, um die Schöpfung mit Allem, was darin gut und vollkommen ist, zu erfüllen; stark genug, um den Wuchs jenes edlen Baumes zu tragen, bis sein

Gipfel über die Sterne hinausreicht, und seine Zweige zu den Enden der Erde.

„Ich meine deine Idee von jenem Gott, den du mich fürchten machtest, als du von Ihm mit mir als Philosophin sprachest, und mir Ihn als den immer gegenwärtigen Wächter und Richter kennen lehrtest; ich bin aber überzeugt, du wirst machen, daß ich Ihn liebe, wenn du mir Ihn als Christin zeigst, als die Wurzel und den Ursprung einer so himmlischen Güte und Gnade. Ohne ein tiefes Geheimniß in seiner Natur, das mir jetzt noch unbekannt ist, kann ich jene wunderbare Lehre von der Erlösung des Menschen nicht ganz begreifen."

„Fabiola," erwiederte Miriam, „weisere Lehrer als ich sollten den Unterricht eines so begabten und scharfsinnigen Wesens unternehmen; aber wollt Ihr mir glauben, wenn ich versuche, euch einige Erklärung zu geben?"

„Miriam," erwiederte Fabiola mit starkem Nachdruck, „Einer, welcher bereit ist, für einen Andern zu sterben, wird ihn sicherlich nicht täuschen."

„Und nun," sagte die Kranke lächelnd, „habt Ihr wieder ein großes Prinzip ergriffen — das des Glaubens. Ich will deßhalb nur einfach erzählen, was Jesus Christus, welcher wirklich für uns starb, uns gelehrt hat. Ihr werdet meinem Worte nur als dem eines redlichen Zeugen glauben, seines aber als das eines unfehlbaren Gottes annehmen!"

Fabiola neigte das Haupt und horchte mit Ehrfurcht auf die, in welcher sie lange einen Lehrer wunderbarer Weisheit geehrt hatte, die sie aus einer unbekannten Schule hernahm, welche sie aber jetzt beinahe wie einen Engel anbetete, der ihr die Schleusen des ewigen Oceans öffnen konnte, dessen Wasser die unergründliche Weisheit sind, welche die Erde überfluthen.

Miriam erklärte in den einfachen Worten der katholischen Lehre den erhabenen Glaubenssatz von der Dreieinigkeit;

dann, nachdem sie den Fall des Menschen erzählt, entfaltete sie das Geheimniß der Fleischwerdung, indem sie mit den Ausdrücken des heiligen Johannes die Geschichte des ewigen Wortes gab, bis es Fleisch wurde und unter den Menschen verweilte. Oft wurde sie von den Ausdrücken der Bewunderung oder Beistimmung unterbrochen, die ihr Schüler äußerte, nie durch Sophismen oder Zweifel. Die Philosophie hatte der Religion Platz gemacht, die Krittelei der Gelehrigkeit, die Ungläubigkeit dem Glauben.

Aber nun schien eine Traurigkeit Fabiola's Herz zu beschleichen; Miriam las es in ihren Blicken, und fragte sie um die Ursache.

„Ich darf es dir kaum sagen,“ erwiederte sie; „aber Alles, was du mir berichtet hast, ist so schön, so göttlich, daß es mir unmöglich hier zu enden scheint. Das Wort, (was für ein herrlicher Name!) d. h. der Ausdruck der Liebe Gottes, das Heraustreten seiner Weisheit, das Zeugniß seiner Macht, ja der Athem seines lebengebenden Lebens, welches Er selbst ist, wird Fleisch. Wer soll es Ihm geben? Soll Er die verworfene Hülle einer befleckten Menschheit annehmen, oder wird ausdrücklich für Ihn eine neue Menschheit geschaffen werden? Soll Er von Vater und Mutter gleichsam einen doppelten Strom der Verderbniß in sich aufnehmen? Und wird irgend Jemand auf Erden so kühn und erhaben sein, daß er sich seinen Vater nennen darf?“

„Nein,“ flüsterte Miriam zärtlich; „aber Eine wird heilig und demüthig genug sein, daß sie es verdient, sich seine Mutter zu nennen.

„Fast achthundert Jahre, ehe der Sohn Gottes in die Welt kam, sprach ein Prophet und schrieb seine Worte nieder, und überlieferte die Erinnerung daran den Händen der Juden, den alten Feinden Christi, und seine Worte lauteten: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen, und

einen Sohn gebären, und sein Name wird Emmanuel heißen« *, was in der hebräischen Sprache bedeutet: Gott mit uns, d. h. mit den Menschen.

„Diese Prophezeihung wurde in der Empfängniß und Geburt des Sohnes Gottes auf Erden erfüllt."

„Und wer war sie?" fragte Fabiola mit großer Ehrerbietung.

„Eine, deren Name schon von Jedem gepriesen wird, der ihren Sohn wahrhaft liebt. Maria ist der Name, unter welchem Ihr sie kennen lernen werdet, Miriam, wie sie ursprünglich in ihrer eigenen Sprache heißt, ist derjenige, unter welchem ich sie verehre. Wohl war sie, wie Ihr denken könnt, für eine so hohe Bestimmung durch Heiligkeit und Tugend vorbereitet, nicht als gereinigt, sondern als immer rein, nicht von Sünde befreit, sondern immer davon ausgenommen. Die Fluth der Verderbniß, wovon Ihr sprachet, fand vor Ihr den Damm eines ewigen Rathschlusses, der nicht dulden konnte, daß die Heiligkeit Gottes sich mit dem vermischen sollte, was sie nur dadurch erlösen konnte, daß sie demselben fremd war. So rein wie das Blut Adam's, als der Odem Gottes es durch seine Adern ausgoß, so rein als das Fleisch Eva's, während sie noch von den Händen des Allmächtigen geformt wurde, die es aus der Seite des schlummernden Mannes nahmen, war das Blut und das Fleisch, welches der Geist Gottes in die glorreiche Menschheit umwandelte, die Maria Jesu gab.

„Und nach diesem herrlichen Vorrechte, das unserm Geschlechte gewährt wurde, staunet Ihr noch, daß Viele, wie eure liebe Agnes, diese unvergleichliche Jungfrau zum Muster ihres Lebens wählten? daß sie in derjenigen, die Gott so auserwählte, das Vorbild jeder Tugend fanden; und anstatt selbst durch das zarteste der Bande sich an den

* Isaias 7, 14.

Wagen dieser Welt jochen zu lassen, aufwärts zu fliegen suchten auf den Schwingen einer ungetheilten Liebe, wie die ihrige?"

Nach einer Pause des Nachdenkens fuhr Miriam fort, in der Kürze die Geschichte von der Geburt unsers Erlösers, seine mühevolle Jugend, sein thätiges, aber beschwerliches öffentliches Leben und endlich sein schmähliches Leiden zu schildern. Oft wurde die Erzählung von den Thränen und Schluchzern der aufmerksamen Zuhörerin unterbrochen. Endlich war die Zeit zur Ruhe gekommen, als Fabiola demüthig fragte:

„Bist du zu ermüdet, um mir noch eine Frage zu beantworten?"

„Nein," war die freundliche Antwort.

„Was für eine Hoffnung," fragte Fabiola, „kann Eine haben, die nicht sagen kann, daß sie unwissend war, denn sie meinte, Alles zu wissen, noch daß sie das Lernen vernachlässigte, denn sie stellte sich begierig nach jeder Art von Kenntniß, die aber nur bekennen kann, daß sie die wahre Weisheit verachtete und den Geber derselben lästerte; die sogar über die Martern, welche seine Liebe bewiesen, und über den erlösenden Tod desselben, als des Gekreuzigten, spottete?"

Eine Thränenfluth hinderte sie, weiter zu sprechen. Miriam wartete, bis diese schmerzlindernde Fluth sich in jenen mildern Thau verwandelt hatte, welcher das Herz sänftigt; dann sprach sie zu ihr, wie folgt: „In den Tagen unsers Herrn lebte ein Weib, die denselben Namen trug, wie seine unbefleckte Mutter, aber sie hatte öffentlich gesündigt, so gemein, wie Ihr, Fabiola, zu sündigen verabscheuen würdet. Sie wurde, wir wissen nicht wie, mit ihrem Erlöser bekannt; in der Stille ihres Herzens stellte sie ernste Betrachtungen an über seine freundliche und herablassende Vertraulichkeit mit Sündern, und sie liebte und liebte Ihn immer mehr, und sich selbst vergessend, dachte sie nur daran,

wie sie ihre Liebe offenbaren könnte, so daß sie Ihm eine, wenn auch nur geringe Ehre, und ihr selbst Schande brächte, so groß sie immer wäre.

„Sie ging in das Haus eines reichen Mannes, wo die gewöhnliche höfliche Sitte der Gastfreundschaft dem göttlichen Gaste desselben versagt wurde, in das Haus des hochmüthigen Mannes, der im Dünkel seines Herzens den öffentlichen Sünder verachtete; sie ersetzte die Aufmerksamkeiten, die man gegen Den vernachlässigt hatte, welchen sie liebte, und wurde, wie sie erwartete, für ihre zudringliche Sorgfalt verspottet.“

„Wie that sie dieß, Miriam?“

„Sie kniete zu seinen Füßen nieder, als Er bei Tische saß; sie vergoß einen Strom von Thränen auf denselben; sie wischte dieselben mit ihrem üppigen Haare ab, sie küßte sie mit Inbrunst, und salbte sie mit köstlichem Oele.“

„Und was war die Folge?“

„Jesus vertheidigte sie gegen den beißenden Spott seines Wirthes; Er sagte, daß ihr vergeben sei wegen ihrer Liebe, und entließ sie mit dem zärtlichsten Troste.“

„Und was wurde aus ihr?“

„Als Er auf dem Kalvarienberge gekreuzigt wurde, hatten zwei Frauen das Vorrecht, nahe bei Ihm zu stehen: Maria, die Sündenlose, und Maria, die Büßerin, um zu zeigen, wie unbefleckte und reuige Liebe Hand in Hand gehen können neben Dem, welcher sprach, daß Er gekommen sei, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen.“

In dieser Nacht wurde nicht weiter gesprochen. Miriam, von ihrer Anstrengung ermüdet, sank in einen sanften Schlummer. Fabiola saß an ihrer Seite, bis zum Rande des Herzens von dieser Erzählung der Liebe erfüllt. Sie erwog dieselbe wieder und wieder, und sah nun, wie jeder Theil dieses wunderbaren Systems zusammenhing. Denn

wenn Miriam bereit war, für sie zu sterben in der Nachfolge der Liebe ihres Erlösers, so war sie eben so bereit gewesen, ihr zu vergeben, als sie dieselbe unbedacht mißhandelt hatte. Jeder Christ, das fühlte sie nun, sollte ein treues Abbild seines Meisters sein; aber diejenige, welche so ruhig neben ihr schlummerte, war gewiß ihrem Vorbild treu, und mochte Ihn ihr wohl vorstellen.

Als Miriam nach einiger Zeit erwachte, fand sie ihre Herrin (denn die Urkunde ihrer Freilassung war noch nicht vollendet) zu ihren Füßen liegen, auf welchen sie sich in Schlaf geweint hatte. Sie verstand sogleich die Meinung und das Verdienst dieser Selbstdemüthigung, sie störte sie nicht, sondern dankte Gott aus vollem Herzen, daß ihr Opfer angenommen worden war.

Als Fabiola erwachte, schlich sie zu ihrem eigenen Lager zurück, unbemerkt, wie sie dachte. Es hatte ihr eine starke Anstrengung gekostet, diesen Act der Verdemüthigung zu vollbringen, aber sie hatte den Stolz ihres Herzens durchaus bemeistert. Sie fühlte zum ersten Mal, daß sie im Herzen eine Christin war.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Miriam's Geschichte.

Als Dionysius den andern Morgen kam, fand er Patientin und Wärterin so von Freude strahlend und glücklich, daß er Beiden zu ihrer guten Nachtruhe Glück wünschte. Sie lachten darüber, stimmten aber darin, daß dieß die glücklichste Nacht ihres Lebens gewesen sei, überein. Dionysius war erstaunt, bis Miriam Fabiola's Hand ergriff und sagte:

„Ehrwürdiger Priester Gottes, ich vertraue eurer väterlichen Sorgfalt diesen Katechumenen, welcher in den Geheimnissen unsers heiligen Glaubens vollkommen unterrichtet und

durch das Wasser des ewigen Heils wiedergeboren zu werden wünscht."

„Was," rief Fabiola verwundert aus, „seid Ihr mehr als ein Arzt?"

„Ja, mein Kind," versetzte der Greis; „ich bekleide auch, obwol unwürdig, das höhere Amt eines Priesters in der Kirche Gottes."

Sogleich kniete Fabiola vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Priester legte seine Rechte auf ihr Haupt und sprach:

„Sei guten Muths, meine Tochter, du bist nicht die Erste deines Hauses, die Gott in seine heilige Kirche geführt hat. Es ist nun viele Jahre, seitdem ich, als Arzt verkleidet, von einem frühern Diener, der jetzt nicht mehr lebt, hieher berufen wurde; aber in Wirklichkeit geschah es, um einige Stunden vor ihrem Tode das Weib des Fabius zu taufen."

„Meine Mutter!" rief Fabiola. „Sie starb sogleich nach meiner Geburt. Und starb sie wirklich als Christin?"

„Ja, und ich zweifle nicht, daß ihr Geist an der Seite deines Schutzengels dich durch's Leben begleitete, und dich unsichtbar zu dieser gesegneten Stunde führte. Vor Gottes Thron hat sie unabläßig deinetwegen zu Ihm gefleht."

Die innigste Freude erfüllte die Brust der beiden Freundinnen, und nachdem man mit Dionysius das Nöthige wegen des Unterrichtes und der Vorbereitung Fabiola's zur Taufe bestimmt hatte, ging sie zu Miriam hin, ergriff ihre Hand, und sprach mit sanfter Stimme voll Rührung:

„Miriam, darf ich dich hinfort Schwester nennen?" Ein Druck der Hand war die einzige Antwort, die Miriam geben konnte.

Mit ihrer Herrin nahm auch die alte Amme Euphrosyne und die griechische Sklavin Unterricht, um am Osterabend die Taufe zu empfangen. Auch dürfen wir eine Andere

nicht vergessen, die bereits in die Liste der Katechumenen eingetragen war, und welche Fabiola mit heim genommen und bei sich behalten hatte, Emerentiana, die Milchschwester der Agnes. Es war ihr einziges Vergnügen, sich nützlich zu machen, indem sie zwischen dem Krankenzimmer und dem übrigen Hause der stets bereite Bote war.

Während ihrer Krankheit theilte Miriam, als ihre Kräfte wieder zunahmen, Fabiola manche Einzelheiten aus ihrem frühern Leben mit, und da sie auf unsere vorhergehende Geschichte einiges Licht werfen können, so wollen wir hier ihre Geschichte im Zusammenhange geben.

Einige Jahre vor dem Anfang unserer Geschichte lebte in Antiochien ein Mann, der, obgleich nicht aus altem Geschlechte, reich war, und sich in den höchsten Kreisen dieser üppigen Hauptstadt bewegte. Um sich in seiner Stellung zu erhalten, mußte er großen Aufwand machen, und da es ihm an genauer Oeconomie fehlte, lud er sich nach und nach eine große Schuldenlast auf. Er war mit einer Dame von hoher Tugend vermählt, die zuerst heimlich eine Christin wurde, und nachher eine solche blieb, indem ihr Gatte, wiewol ungern, seine Zustimmung gab. Unterdessen hatten ihre zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ihre häusliche Erziehung unter ihrer Leitung empfangen. Jener, welcher nach dem Lieblingsstrome, der die Stadt bewässerte, Orontius hieß, war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater zum ersten Mal die Religion seiner Frau entdeckte. Er hatte von seiner Mutter Vieles von den Lehren des Christenthums erfahren, und manchmal dem christlichen Gottesdienste beigewohnt, und sich so eine Kenntniß davon erworben, von der er später einen so schlimmen Gebrauch machte.

Allein er besaß nicht die geringste Neigung, die Lehren oder die Gebräuche des Christenthums anzunehmen; auch wollte er nichts von der Vorbereitung zur Taufe hören. Er war eigenwillig und hinterlistig, und liebte keineswegs,

seine Leidenschaften durch strenge, sittliche Regeln gezügelt zu sehen. Auszeichnung in der Welt war sein Ziel, und alle ihre Freuden in vollem Maße zu genießen, sein Verlangen. Er hatte eine höhere Erziehung erhalten, und verstand außer der griechischen Sprache, die gewöhnlich in Antiochien gesprochen wurde, auch das Latein, welches er, wie wir bereits wissen, geläufig und schön sprach, obgleich mit einem etwas fremden Accente. In der Familie wurde die Muttersprache mit den Dienern gesprochen, und oft auch in vertrauter Unterhaltung. Orontius that es nicht leid, als sein Vater ihn der Aufsicht der Mutter entzog, und darauf bestand, daß er der herrschenden und begünstigten Staatsreligion folgen solle.

Was die drei Jahre jüngere Tochter betraf, so bekümmerte der Vater sich nicht so viel darum. Er hielt es für thöricht und unmännlich, sich um Religion viel Unruhe zu machen; sie zu wechseln, oder die herrschende Religion zu verlassen, sah er als ein Zeichen von Schwäche an; und da die Frauen mehr unter der Macht der Gefühle und der Einbildungskraft stehen, so konnte man ihnen, nach seiner Meinung, schon dergleichen Launen nachsehen. Daher gestattete er seiner Tochter Miriam, die einen syrischen Namen hatte, da ihre Mutter einer reichen Familie aus Edessa angehörte, die freie Uebung ihres neuen Glaubens. Bei ihrer hohen, geistigen Bildung war sie auch noch ein Muster der Tugend, einfach und anspruchslos. Es war, nebenbei bemerkt, eine Zeit, wo die Stadt Antiochien wegen der Gelehrsamkeit ihrer Philosophen in hohem Rufe stand, von denen einige als Christen hervorragten.

Einige Jahre später, als der Sohn das männliche Alter erreicht und seinen Charakter üppig entfaltet hatte, starb die Mutter. Vor ihrem Ende hatte sie einige Anzeichen von dem drohenden Ruin ihres Gatten bemerkt, und da sie ihre Tochter weder von der sorglosen Vermögensver-

waltung ihres Mannes, noch von der Selbstsucht und dem Ehrgeize ihres Sohnes abhängig wissen wollte, so brachte sie ihr eigenes, großes Vermögen, das ihrer Tochter vermacht war, vor der Habgier Beider in Sicherheit. Sie widerstand jedem Einflusse und jedem Kunstgriffe, den man anwandte, um sie zu bewegen, über das Vermögen anders zu verfügen; und auf ihrem Todbette legte sie es unter andern feierlichen Ermahnungen ihrer Tochter als besondere Pflicht auf, wenn sie erwachsen sei, in dieser Anordnung nie eine Aenderung zuzugeben.

Die Sachen gingen immer schlimmer, die Gläubiger drängten, und es wurde ohne Ueberlegung über das Besitzthum verfügt, als eine geheimnißvolle Person, Eurotas mit Namen, in der Familie auftrat. Niemand, als der Vater, schien ihn zu kennen, und ihn augenscheinlich als einen Segen und einen Fluch zugleich zu betrachten, der Beides, Rettung und Untergang, für die Familie bringen könne.

Der Leser kennt bereits Eurotas' eigene Geständnisse, wir brauchen daher nur beizufügen, daß er, obwol der ältere Bruder, sich wegen seines rauhen, mürrischen und feindseligen Charakters nicht geeignet fühlte, die Stelle als Haupt der Familie einzunehmen, und ein geordnetes Vermögen ruhig zu verwalten. Dabei hegte er den stolzen Ehrgeiz, sein Haus zu einem höhern Range zu erheben, und sogar den Reichthum desselben zu vermehren. Er nahm deßhalb nur eine mäßige Summe als Capital, verschwand damit Jahre lang, trieb im innern Asien Handel, drang bis nach China und Indien, und kam nun nach jahrelanger Abwesenheit mit einem großen Vermögen und einer Sammlung seltener Edelsteine zurück, die seinem Neffen bei seiner kurzen Laufbahn in der Welt behilflich waren, aber ihn zu Rom in's Verderben stürzten.

Eurotas fand anstatt einer reichen Familie, über die er seine Schätze auszugießen gedachte, nur ein bankerottes

Haus vom Untergange zu retten; aber sein Familienstolz verließ ihn nicht. Nach vielen Vorwürfen und bittern Händeln mit seinem Bruder, die allen Andern verborgen blieben, zahlte er die Schulden desselben mit seinem eigenen Capital, und wurde so eigentlich der Herr des ganzen Familien-Vermögens.

Nach einigen Jahren mühseligen Lebens wurde der Vater krank und starb. Auf dem Todbette sagte er seinem Sohne Orontius, daß er ihm nichts zu hinterlassen habe; daß Alles, wovon er seit Jahren gelebt, sogar das Haus über seinem Kopfe, seinem Freunde Eurotas gehöre, dessen Verwandtschaft er nicht näher erklärte, und dessen Unterstützung und Leitung er sich ganz anvertrauen müsse. So sah sich der Jüngling, während er von Stolz, Ehrgeiz und Genußsucht erfüllt war, in der Hand eines kaltherzigen, gewissenlosen und nicht minder ehrgeizigen Mannes, der ihm sogleich als die Grundbedingung gegenseitigen Vertrauens gänzliche Unterwürfigkeit unter seinen Willen vorschrieb, während er die Rolle eines Untergebenen spielen sollte, wobei es als Grundsatz angenommen war, daß nichts zu groß oder zu klein, nichts zu gut oder zu schlecht sein sollte, was man nicht, um das Ansehen und den Glanz der Familie wieder herzustellen, unternehmen müsse.

Nach dem Sturze, welcher das Haus betroffen hatte, war der Aufenthalt in Antiochien unmöglich. Mit einem guten Capital in der Hand konnte anderswo viel gethan werden; allein jetzt mochte selbst der Verkauf alles noch Uebrigen kaum die Verbindlichkeiten decken, die nach dem Tode des Vaters aufkamen. Das Vermögen der Schwester war noch unangetastet, und Beide stimmten überein, daß dieses ihr entzogen werden müsse. Jeder Kunstgriff wurde versucht, alle Beredtsamkeit aufgeboten, aber sie setzte festen Widerstand entgegen, nicht nur aus Gehorsam gegen den Befehl ihrer sterbenden Mutter, sondern auch, weil sie die

Gründung eines Hauses für gottgeweihte Jungfrauen beabsichtigte, wo sie ihre Tage zubringen wollte. Sie stand nun gerade in dem gesetzlichen Alter, um über ihr Eigenthum frei zu verfügen. Sie bot den Beiden jeden möglichen Vortheil an, den sie gewähren konnte, und schlug ihnen vor, eine Zeit lang von ihren Mitteln zu leben; aber dieß entsprach ihrer Absicht nicht, und als jeder andere Versuch fehlschlug, fing Eurotas an, Winke zu geben, daß man Jemand, der ihnen so sehr im Wege stehe, um jeden Preis los werden müsse.

Orontius schauderte anfangs vor dem Gedanken zurück; Eurotas aber machte ihn nach und nach damit vertraut, und da er noch vor einem wirklichen Schwestermorde zurückbebte, so glaubte er schon etwas Tugendhaftes gethan zu haben, wie die Brüder Joseph's sich einbildeten, indem sie ein nicht so blutiges Mittel wählten, um mit einem verhaßten Bruder fertig zu werden. Hinterlist und unsichtbarer Zwang, wovon kein Gesetz Kenntniß nehmen konnte, und welchen Niemand zu enthüllen wagen würde, bot ihm die beste Aussicht auf Erfolg.

Unter den Privilegien der Christen in den ersten Jahrhunderten haben wir bereits das erwähnt, die heilige Eucharistie zur häuslichen Communion daheim aufbewahren zu dürfen. Wir beschrieben die Art, wie es in ein orarium oder linnenes Tuch eingewickelt war, das oft wieder in eine reichere Hülle eingeschlagen wurde. Diese kostbare Gabe bewahrte man in einem Kästchen (arca) mit einem Deckel auf, wie uns der heilige Cyprian erzählt*. Orontius

* „Cum arcam suam, in qua Domini sanctum fuit, manibus indignis tentasset aperire, igne inde surgente deterrita est, ne auderet attingere.“ „Als sie das Kästchen, worin der heilige Leib unsers Herrn lag, mit unwürdigen Händen zu öffnen versuchte, wurde sie zurückgeschreckt, es zu berühren, weil Feuer daraus aufstieg.“ De Lapsis.

wußte dieß wohl, auch war es ihm nicht unbekannt, daß der Inhalt desselben höher geschätzt wurde, als Gold und Silber, so daß, wie die Väter uns berichten, es als ein Verbrechen galt, ein Krümchen des geweihten Brodes nachlässig fallen zu lassen *. Der Name „Perle", welchen man dem kleinsten Theilchen ** gab, zeigte, daß es in den Augen eines Christen so kostbar war, daß er lieber Alles, was er besaß, aufgeben mochte, um es vor frevelhafter Entweihung zu retten.

Die reich mit Perlen gestickte Schärpe, die schon mehr als einmal in unserer Erzählung vorkam, war die äußere Hülle, worin Miriam's Mutter diesen Schatz aufbewahrt hatte, und ihre Tochter hielt dieselbe hoch nicht nur als ein theures Vermächtniß, sondern auch als einen geweihten Gegenstand, dessen sie sich fortwährend bediente.

Eines Tages früh am Morgen kniete sie vor ihrem Kästchen, und nachdem sie sich durch inbrünstiges Gebet vorbereitet, ging sie daran, es zu öffnen. Zu ihrem Schrecken fand sie es bereits aufgeschlossen, und ihr Schatz war fort! Wie Maria Magdalena am Grabe weinte sie bitterlich, weil sie ihren Herrn weggenommen, und sie nicht wußte, wo sie ihn hingelegt hatten †; wie sie bückte sie sich weinend nieder und blickte wieder in ihr Kästchen, und fand ein Papier, das sie in der ersten Verwirrung übersehen hatte.

Es sagte ihr, daß, was sie suche, sicher in ihres Bruders Hand sei, und ausgelöst werden könne. Sogleich eilte sie dahin, wo er mit dem finstern Manne eingeschlossen war, in dessen Gegenwart sie immer zitterte, warf sich vor ihm auf die Kniee, und flehte ihn an, ihr zurückzugeben,

* Siehe Martene, de antiquis Ecclesiae Ritibus. — ** So in den morgenländischen Liturgien. Fortunatus nennt die heilige Eucharistie »Corporis Agni margaritum ingens«. „Die gewaltige Perle vom Leibe des Lammes." Lib. III. carm. 25. — † Joh. 21, 13.

was sie höher achte, als all' ihren Reichthum. Er war auf dem Punkte, ihren Thränen und Bitten nachzugeben, als Eurotas sein düsteres Auge auf ihn heftete, ihn abschreckte, und dann zu ihr gewendet sagte:

„Miriam, wir nehmen dich beim Worte. Wir wünschen den Ernst und die Wahrheit deines Glaubens auf die Probe zu stellen. Ist es dir wirklich ernst mit Dem, was du anbietest?"

„Ich will Alles hergeben, Alles, was ich habe, um das Allerheiligste vor Entweihung zu retten."

„Dann unterzeichne dieß Papier," sagte Eurotas mit höhnischem Lächeln.

Sie nahm die Feder in die Hand, und nachdem sie das Papier überblickt hatte, unterzeichnete sie es. Es war ein Verzicht auf ihr ganzes Vermögen zu Gunsten des Eurotas. Orontius war wüthend, als er sich von dem Manne überlistet sah, welchem er diese Schlinge für seine Schwester an die Hand gegeben hatte; allein es war zu spät. Er war nun nur um so fester in seiner Hand. Eine förmlichere Verzichtleistung auf ihre Rechte wurde später von Miriam gefordert mit den Formalitäten, welche das römische Gesetz verlangte.

Einige Zeit wurde sie freundlich behandelt; dann gab man ihr Winke über die Nothwendigkeit, sich zu entfernen, da Orontius und sein Freund beabsichtigten, nach der kaiserlichen Residenz Nicomedia zu übersiedeln. Sie bat, nach Jerusalem geschickt zu werden, wo sie Zulassung in eine Gemeinschaft heiliger Frauen zu erlangen hoffte. Sie wurde demgemäß an Bord eines Schiffes gebracht, dessen Capitän einen verdächtigen Charakter hatte, und Orontius wußte, daß derselbe außer dem geringen Ueberfahrtsgelde von Eurotas heimlich eine bedeutende Summe unter Bedingungen erhielt, nach deren Inhalt zu fragen er nicht den Muth hatte. Wiewol arm, trug sie an ihrem Halse, was

sie, wie sie bewiesen hatte, höher schätzte, als allen Reichthum. Denn, wie der heilige Ambrosius von seinem Bruder Satyrus berichtet, pflegten die Christen, wenn sie sich zu einer Seereise einschifften, das Allerheiligste auf der Brust zu tragen *. Wir brauchen nicht zu sagen, daß Miriam es sorgfältig in den einzigen, werthvollen Gegenstand eingewickelt trug, den sie vom väterlichen Hause mitgenommen hatte.

Als das Schiff auf hoher See war, steuerte der Capitän, anstatt auf Joppe oder einen Hafen an der Küste zu, gerade aus, wie wenn er nach einem fernen Lande segeln wollte. Was seine Absicht dabei war, konnte man schwer vermuthen; allein seine wenigen Passagiere kamen darüber in Unruhe, und es entspann sich ein ernstlicher Streit, welcher durch einen plötzlichen Sturm kurz abgeschnitten wurde. Das Schiff fuhr einige Tage als ein Spiel der Wellen und Winde dahin, und scheiterte dann auf einem felsigen Eiland in der Nähe von Cyprus. Wie Satyrus schrieb Miriam das Glück, daß sie unverletzt den Strand erreichte, der köstlichen Bürde zu, die sie bei sich trug. Sie meinte, sie sei die Einzige, die am Leben blieb; wenigstens sah sie sonst Niemand gerettet. Es waren indeß auch einige Andere gerettet, und diese berichteten bei ihrer Rückkehr nach Antiochien ihren Tod nebst dem der übrigen Passagiere und der Schiffsmannschaft.

Am Strande wurde sie von Leuten, die von der Beute gestrandeter Schiffe lebten, aufgegriffen. Verlassen und ohne Freunde wurde sie von einem Sklavenhändler nach Tarsus auf das Festland verkauft, und dann wieder an eine Person von hohem Range, welche sie gütig behandelte.

Kurze Zeit darauf gab Fabius einem seiner Agenten in Asien den Auftrag, ihm eine Sklavin von gebildeten Sitten,

* De excessu Satyri, 1, 43.

und wo möglich von tugendhaftem Charakter zur Bedienung seiner Tochter Fabiola zu verschaffen, und Miriam kam so unter dem Namen Syra in das Haus des Fabius.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Lieblicher Tod.

Es war einige Tage nach den im vorletzten Kapitel erzählten Begebenheiten, als man Fabiola meldete, daß ein alter Mann in großer, wirklicher oder verstellter Angst mit ihr zu sprechen wünsche. Als sie hinabkam und ihn um seinen Namen und sein Begehren fragte, versetzte er: „Mein Name, edle Dame, ist Ephraim; eine große Schuld ist auf das Eigenthum der verstorbenen Fräulein Agnes versichert, und da ich erfahren habe, daß dieß nun in eure Hände übergegangen ist, so bin ich gekommen, das Geld von euch zu fordern, denn sonst bin ich ein ruinirter Mann."

„Wie ist das möglich?" fragte Fabiola erstaunt; „ich kann nicht glauben, daß meine Base je Schulden contrahirte."

„Nein, nicht *sie*," erwiederte der Wucherer, ein wenig beschämt, „aber ein Herr, Namens Fulvius, dem das Besitzthum durch Confiscation zufallen sollte; deßhalb streckte ich ihm bedeutende Summen darauf vor."

Fabiola's erstes Gefühl war, den Mann aus dem Hause zu weisen; aber der Gedanke an Fulvius' Schwester kam ihr in den Sinn, und sie sagte höflich:

„Was für Schulden Fulvius darauf gemacht haben mag, ich will sie bezahlen, aber nur mit den gesetzlichen Interessen, und ohne Rücksicht auf wucherische Contracte."

„Aber denkt, was ich dabei riskirte, Madam. Ich bin in meinen Ansätzen äußerst mäßig gewesen, ich versichere euch."

„Nun," war ihre Antwort, „geht zu meinem Hausmeister, und er wird Alles bereinigen. Jetzt wenigstens riskirt Ihr nichts."

Sie gab demgemäß dem Freigelassenen, der ihre Angelegenheiten besorgte, den Auftrag, diese Summe unter solchen Bedingungen auszuzahlen, daß dadurch die Forderung auf die Hälfte herabkam; bald aber gab sie ihm ein mühsameres Geschäft, nämlich alle Rechnungen ihres Vaters durchzugehen, um darüber in's Reine zu kommen, wo eine Ungerechtigkeit vorgekommen sein könne, damit Ersatz geleistet werde. Da sie ferner erfuhr, daß Corvinus wirklich durch seinen Vater das kaiserliche Rescript erlangt hatte, wodurch ihr eigenes gesetzliches Eigenthum der Confiscation entging, so wies sie ihm eine solche Summe an, womit er bequem durch's Leben kommen konnte, wiewol sie ihn nie wieder sehen wollte.

Als diese zeitlichen Angelegenheiten geordnet waren, theilte sie ihre Aufmerksamkeit zwischen der Sorge für die Patientin und der Vorbereitung auf den Empfang der Taufe. Um Miriam's Wiederherstellung zu befördern, brachte sie dieselbe nebst einem kleinen Theile ihres Haushaltes nach einem Beiden theuren Orte, der nomentanischen Villa. Der Frühling hatte sich eingestellt, und man konnte das Bett Miriam's an's Fenster bringen, oder in den wärmsten Stunden des Tages dieselbe in den Garten vor dem Hause führen, wo sie, Fabiola auf der einen Seite und Emerentia auf der andern, und den armen Molossus, der alle seine Munterkeit verloren hatte, zu ihren Füßen, von den verlornen Freunden zu reden pflegten, besonders von derjenigen, an welche jeder Gegenstand in der Nähe sie erinnerte. Kaum wurde der Name Agnes erwähnt, als ihr alter treuer Wächter die Ohren spitzte, mit dem Schweife wedelte und um sich blickte.

Sie pflegten auch häufig über christliche Gegenstände sich zu unterhalten, wobei Miriam in aller Demuth und Bescheidenheit, aber mit der warmen Begeisterung, die

Fabiola zuerst an ihr entzückt hatte, die Lehren erläuterte, welche der heilige Priester Dionysius gab.

So z. B. wenn er über die Kraft und Bedeutung des Kreuzzeichens bei der Taufe gehandelt hatte, entweder auf die Stirne der Gläubigen, oder über das Wasser, wodurch sie wiedergeboren, oder über das Oel, womit sie wie mit dem Chrisam gesalbt werden sollten, oder über das heilige Opfer, das ihre Speise war *, erklärte Miriam den Katechumenen, wie das Kreuzzeichen sonst angewandt werde, und ermahnte sie, sorgfältig zu beobachten, was alle guten Christen thäten, d. h. das heilige Zeichen auf sich zu machen, im Verlaufe und beim Beginne jedes Werkes, beim Ein- und Ausgehen, beim Anlegen der Kleider, der Sandalen, wenn sie sich waschten, zu Tische setzten, das Licht anzündeten, zu Bette gingen, oder sich auf einen Stuhl setzten, in was immer für einem Gespräche sie begriffen sein möchten †.

Indessen bemerkten Alle, nur Fabiola nicht, mit Schmerz, daß die Patientin, obwol die Wunde geheilt war, ihre Körperkraft nicht wieder erlangte. Oft gewahrt die Mutter oder Schwester zuletzt die langsame Verwüstung einer Krankheit an einem Kinde oder einer Schwester. Die Liebe ist so voll Hoffnung und so blind! Eine hektische Röthe bedeckte ihre Wange, sie war schwach und abgemagert, und von Zeit zu Zeit ließ sich ein leiser Husten hören. Sie lag lange wach, und wünschte ihr Bett so gestellt, daß sie vom frühen Morgen an die Aussicht auf einen Platz genießen konnte, der ihnen Allen schöner vorkam, als das herrlichste Blumenbeet.

Es war lange in der Villa ein Eingang zum Kirchhof

* S. August. Tract. 108. in Joann. — † Tertullian (welcher vor dem Jahre 200 lebte und der älteste lateinische Kirchenschriftsteller ist), de Corona Milit. c. 3.

auf diesem Wege gewesen, aber von dieser Zeit an hatte derselbe bereits den Namen der Agnes angenommen; denn nahe bei seinem Eingang war diese heilige Martyrin begraben worden. Ihr Leib ruhte in einem Cubiculum oder einer Kammer unter einem gewölbten Grab. Gerade über dem Eingang in diese Kammer und in der Mitte des Gartens war eine oben mit einer niedern Brustwehr umgebene und von Gesträuch versteckte Oeffnung, welche dem Gemache unten Licht und Luft verschaffte. Nach diesem Punkte sah Miriam so gerne, da sie bei ihrer schwachen Gesundheit dem Grabe Derjenigen nicht näher kommen konnte, die sie so sehr verehrte und liebte.

Früh an einem schönen, stillen Morgen (es waren nur noch einige Wochen bis Ostern) schaute sie eben nach dieser Richtung hin, als sie ein halb Dutzend junge Leute bemerkte, die, auf dem Wege in dem nahen Anio zu angeln, den kürzern Durchgang über die Villa wählten. Sie kamen an dieser Oeffnung vorbei, und einer von ihnen, welcher hinabgeschaut hatte, rief den Uebrigen.

„Dieß ist einer jener unterirdischen Schlupfwinkel der Christen."

„Eine ihrer Kaninchenhöhlen."

„Laßt uns hineingehen," sagte Einer.

„Ja, und wie sollen wir wieder heraufkommen?" fragte ein Anderer.

Dieß Gespräch konnte Miriam nicht hören, aber sie sah, was darauf folgte. Einer, welcher sorgfältiger hinabgeschaut hatte, indem er seine Augen vor dem Lichte schützte, rief den Uebrigen, dasselbe zu thun, aber mit Gebärden, die Stillschweigen geboten. Im Augenblick rissen sie große Steine von der Mauer eines nahen Brunnens los, und warfen einen Hagel derselben auf etwas unten Befindliches hinab. Sie lachten herzlich beim Weggehen, und Miriam vermuthete, sie hätten vielleicht eine Schlange oder sonst

ein schädliches Thier unten bemerkt, und sich damit belustigt, darnach zu werfen.

Als es im Hause laut wurde, erwähnte sie den Unfall, damit die Steine entfernt würden. Fabiola ging selbst mit einigen Dienern hinab, denn sie war für Agnes' Grab sehr besorgt. Wie groß war ihre Trauer, als sie die arme Emerentiana, die hinabgegangen war, um am Grab ihrer Milchschwester zu beten, in ihrem Blute liegend und vollkommen todt fand! Man erfuhr, daß sie den Abend vorher an heidnischen Orgien in der Nähe des Flusses vorbeigegangen war, und eingeladen, daran Theil zu nehmen, sich nicht nur geweigert, sondern auch den Heiden ihre Schlechtigkeit und ihre Grausamkeiten gegen die Christen vorgeworfen hatte. Sie griffen sie mit Steinen an, und verwundeten sie schwer, aber sie entzog sich ihrer Wuth durch die Flucht nach der Villa. Da sie sich schwach und verwundet fühlte, kroch sie unbemerkt zu Agnes' Grab, um da zu beten. Sie hatte sich nicht von da entfernen können, als einige ihrer frühern Angreifer sie entdeckten. Diese unmenschlichen Heiden waren dem Dienste der Kirche zuvorgekommen, und hatten ihr die Bluttaufe gegeben. Sie wurde neben Agnes begraben, und das einfache Bauernmädchen empfing die Ehre, alljährlich unter den Heiligen gefeiert zu werden.

Fabiola und ihre Genossen machten den gewöhnlichen Gang der Vorbereitung auf die heilige Taufe durch, wiewol dieselbe wegen der Verfolgung abgekürzt wurde. Da sie gerade am Eingang in eine Katakombe wohnten, die mit so großen Kirchen versehen war, so konnten sie die drei Grade der Katechumenen hier durchgehen. Zuerst waren sie Hörer *, und durften anwesend bleiben, während die Lectionen gelesen wurden, dann Knieende †, welche einem

* Audientes. — † Genuflectentes.

Theile der liturgischen Gebete beiwohnten, und zuletzt Auserwählte oder Aspiranten * zur Taufe.

Einmal in dieser letzten Klasse hatten sie häufig in der Kirche anwesend zu sein, aber besonders an den drei Mittwochen, die auf den ersten, vierten und letzten Sonntag in der Fasten folgten, an welchen Tagen das römische Missale noch eine zweite Collecte und Lection beibehält, die aus diesem Brauche herkommt. Wer den gegenwärtigen Taufritus in der katholischen Kirche durchliest, besonders den der Erwachsenen, wird finden, daß jetzt in eine einzige gottesdienstliche Handlung vereinigt ist, was vor Alters eine Reihe von Functionen bildete. An einem Tage fand die Abschwörung des Satans statt, welche unmittelbar vor der Taufe wiederholt wurde; an einem andern die Berührung der Ohren und der Nase oder das sogenannte Ephata. Dann kamen wiederholte Exorcismen, Kniebeugungen und Bezeichnungen mit dem Kreuze auf der Stirn und dem Leibe †, Anhauchen des Candidaten und andere mysteriöse Gebräuche. Feierlicher war noch die Salbung, die sich nicht auf den Kopf beschränkte, sondern über den ganzen Leib erstreckte.

Der Glaube wurde auch genau gelernt und treu dem Gedächtniß eingeprägt, aber die Lehre vom heiligen Abendmahl erst nach der Taufe mitgetheilt. Unter diesen mannigfachen vorbereiteten Uebungen verstrich die Bußzeit der Fasten schnell und feierlich, bis endlich der Osterabend ankam.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Ceremonien der Kirche bei Spendung der heiligen Sacramente zu beschreiben; das liturgische System entwickelte sich erst vollständig, nachdem die Kirche den Frieden gewonnen hatte, und Vieles, was zur äußern Form und zum Glanze gehört, vertrug sich nicht mit der schweren Verfolgung, welche die Kirche zu erdulden hatte.

* Electi und competentes. — † Dieß findet man besonders bei der Taufe der Erwachsenen nebst Wiederholung des Vaterunsers.

Es genügt uns, gezeigt zu haben, wie nicht nur die Lehren und wichtigen heiligen Gebräuche, sondern selbst unwesentliche Ceremonien in den ersten drei Jahrhunderten dieselben waren, wie jetzt. Wird unser Beispiel der Nachahmung werth gehalten, so wird vielleicht Jemand anders eine glänzendere Periode beleuchten, als wir erwählt haben.

Die Taufe Fabiola's und ihrer Hausgenossen hatte nichts Fröhliches, nur eine rein geistige Freude. Die Titel in der Stadt waren alle geschlossen, und unter ihnen der des heiligen Pastor mit seiner päpstlichen Taufkapelle; deßhalb schlich sich die Gesellschaft früh am Morgen des glücklichen Tages um die Mauern nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, und der Via Portuensis oder dem Weg folgend, der zu dem Hafen an der Mündung der Tiber führte, wandte sie sich nach einem Weinberg neben Cäsar's Gärten und stieg in den Kirchhof des Pontianus hinab, welcher als Ruheplatz der heiligen persischen Martyrer Abdon und Sennen berühmt ist.

Der Morgen wurde mit Gebet und Vorbereitung zugebracht; erst gegen Abend fing der feierliche Gottesdienst an, welcher die Nacht durch dauern sollte.

Als die Zeit zur Spendung der Taufe kam, war es allerdings nur eine traurige Feier, die sie einleitete. Tief in den Eingeweiden der Erde hatte man das Wasser einer unterirdischen Quelle in einen viereckigen Brunnen oder eine vier bis fünf Fuß tiefe Cisterne gesammelt. Das Wasser war klar, aber kalt und frostig in dem unterirdischen Behälter, der aus Tuff oder vulkanischem Felsen bestand. Eine lange Treppenreihe führte zu dieser einfachen Taufhalle, ein schmaler Sitz genügte für den Priester und den Candidaten, welcher drei Mal in dem Wasser untergetaucht wurde. Das Ganze ist noch bis auf diesen Tag vorhanden, gerade wie es damals war, nur daß über dem Wasser jetzt ein Gemälde des heiligen Johannes zu sehen ist, wie

er unsern Herrn tauft; vermuthlich kam es ein oder zwei Jahrhunderte später hinzu.

Unmittelbar nach der Taufe folgte die Firmung, und dann wurde der Neophyte, oder das neugeborne Kind der Kirche, nach gehörigem Unterrichte, zum ersten Mal zum Tisch des Herrn zugelassen, und mit dem Brod der Engel genährt.

Erst spät am Ostertage kehrte Fabiola nach ihrer Villa zurück, und eine lange, stille Umarmung war ihre erste Begrüßung Miriam's. Beide waren so glücklich, so selig, so voll belohnt für Alles, was sie einander seit Monaten gewesen, daß keine Worte ihre Gefühle ausdrücken konnten. Fabiola's erhebender Gedanke an diesem Tage war, daß sie nun auf der gleichen Höhe stehe mit ihrer frühern Sklavin; nicht an Tugend, nicht an Schönheit des Charakters, nicht an Seelengröße, nicht an himmlischer Weisheit, nicht an Verdienst vor Gott — o nein, in all' dem fühlte sie sich unendlich unter ihr; aber als Kind Gottes, als Erbin des ewigen Reiches, als lebendiges Glied am Leibe Christi, als zugelassen zum Antheil an allen seinen Gnaden, an den ganzen Schatz seiner Erlösung, als ein neues Geschöpf in Ihm, fühlte sie, daß sie Miriam gleich war, und sagte es ihr mit heiliger Freude.

Nie war sie so stolz auf ein prächtiges Kleid gewesen, als jetzt auf das weiße Gewand, das sie empfing, als sie aus dem Tauf-Brunnen kam, und acht Tage lang tragen sollte. Aber ein gnädiger Vater weiß, wie er unsere Freuden und Leiden vermischen soll, und schickt uns diese, wenn er uns am Besten für sie vorbereitet hat. Bei der warmen Umarmung, die wir erwähnten, bemerkte sie zum ersten Mal den kurzen Athem und die schwer athmende Brust ihrer Schwester. Sie wollte nicht bei diesem Gedanken verweilen, ließ aber Dionysius auf morgen zu sich bitten. An diesem Abend hielten sie Alle ihr Ostermahl miteinander, und Fabiola fühlte sich glücklich, an Miriam's Seite den Vorsitz

bei einer Tafel zu führen, an welcher ihre eigenen bekehrten Sklaven saßen, sowie die aus dem Hause der Agnes, welche sie Alle beibehalten hatte. Nie erinnerte sie sich, ein so köstliches Mahl gehalten zu haben.

Am andern Morgen in der Früh rief Miriam Fabiola zu sich, und sprach mit einer innigen Zärtlichkeit, die sie nie zuvor gezeigt hatte, zu ihr:

„Meine liebe Schwester, was wirst du thun, wenn ich dich verlassen habe?"

Die arme Fabiola war vom Kummer überwältigt. „Willst du mich denn verlassen? Ich hoffte, wir sollten immer als Schwestern miteinander leben; aber wenn du Rom verlassen willst, darf ich dich nicht begleiten, wenigstens um dich zu pflegen und dir zu dienen?"

Miriam lächelte, aber eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als sie die Hand ihrer Schwester ergriff, und zum Himmel deutete. Fabiola verstand sie und sprach: „O nein, nein, theure Schwester! Bete zu Gott, der dir nichts abschlagen wird, daß ich dich nicht verliere. Es ist selbstsüchtig, ich weiß es; aber was kann ich thun ohne dich? Und nun, da ich erfahren habe, wieviel die, welche mit Christus herrschen, für uns durch Fürbitte thun können, will ich zu Agnes * und Sebastian beten, daß sie für mich sprechen, und so großes Unglück abwenden.

* „Agnae sepulchrum est Romulea in domo,
Fortis puellae, martyris inclitae.
Conspectu in ipso condita turrium
Servat salutem virgo Quiritum:
Necnon et ipsos protegit advenas,
Puro ac fideli pectore supplices."

Prudentius.

„Dort bei den hohen Thürmen im stolzen Rom
Thront einer edelmüthigen Jungfrau Grab.
Mild schirmt die hehre Martyrin, Agnes, dort
Das Heil der Römer; ja sie beschützt sogar
Den Fremdling, der mit reinem Gemüthe naht
Und fromm an ihrem Grabe in Demuth fleht."

„Sei getrost, ich bin überzeugt, daß es nichts Ernstliches ist; das warme Wetter und das heitere Klima Campaniens wird dich bald wiederherstellen. Wir werden miteinander an der Quelle sitzen, und über bessere Dinge sprechen als über Philosophie.“

Miriam schüttelte den Kopf, nicht traurig, sondern erwiederte heiter: „Schmeichle dir nicht selbst, Theuerste; Gott hat mich aufbewahrt, daß ich diesen glücklichen Tag sehen sollte, aber seine Hand liegt nun auf mir zum Tode, wie bisher zum Leben, und ich begrüße ihn mit Freuden. Ich kenne die Zahl meiner Tage zu gut.“

„O laß es nicht so bald sein!“ schluchzte Fabiola.

„Nicht so lange du dein weißes Kleid trägst, liebe Schwester,“ antwortete Miriam; „ich weiß, du möchtest gern um mich trauern, aber ich möchte dich nicht eine Stunde deines weißen Gewandes berauben.“

Dionysius kam und sah eine große Aenderung an seiner Patientin, die er seit einiger Zeit nicht besucht hatte. Es war, wie er befürchtete: die verrätherische Spitze des Dolches hatte das Bein gestreift und die Pleura verletzt, worauf sich schnell die Schwindsucht ansetzte. Er bestätigte Miriam's ernste Ahnungen.

Fabiola ging zu Agnes' Grab, um zu Gott um Ergebung in seinen Willen zu beten; sie betete lang und inbrünstig und kehrte dann unter vielen Thränen zurück.

„Schwester,“ sagte sie mit Festigkeit, „Gottes Wille geschehe; ich bin bereit, sogar auf dich zu verzichten. Nun, sag' mir, ich bitte dich, was wünschtest du, daß ich thun soll, nachdem du von mir genommen bist?“

Miriam blickte zum Himmel, und antwortete: „Laß meinen Leib zu Agnes' Füßen legen, und fahre fort, über uns zu wachen, zu ihr und für mich zu beten, bis ein Fremder aus dem Morgenlande kommt, und gute Kunde bringt.“

Am folgenden Sonntag, dem sogenannten weißen Sonn-

tag, feierte Dionysius mit besonderer Erlaubniß die heiligen Mysterien in Miriam's Zimmer, und reichte ihr die heilige Communion als letzte Wegzehrung. Diese Privatfeier war, wie wir aus dem heiligen Augustin und Andern wissen, keine seltene Vergünstigung *. Nachher salbte er sie unter Gebet mit Oel, dem letzten Sacrament, das die Kirche spendet.

Fabiola und das Hausgesinde, welche unter Thränen dieser heiligen Feier beiwohnten, stiegen nun in die Gruft hinab, und kehrten nach dem Gottesdienste in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu Miriam zurück.

„Die Stunde ist gekommen," sagte sie, und ergriff Fabiola's Hand. „Vergib mir, wenn ich es an meiner Pflicht gegen dich und an gutem Beispiel habe fehlen lassen."

Dieß war mehr, als Fabiola aushalten konnte, und sie brach in Thränen aus. Miriam besänftigte sie und sagte: „Bring' das Zeichen der Erlösung an meine Lippen, wenn ich nicht mehr sprechen kann, und Ihr, guter Dionysius, gedenket meiner an Gottes Altar, wenn ich geschieden bin."

Er betete neben ihr, und sie antwortete, bis ihr endlich die Stimme brach; aber ihre Lippen bewegten sich, und sie preßte dieselben auf das Kreuz, das man ihr hinhielt. Sie blickte heiter und freudig; endlich erhob sie die Hand zur Stirne, brachte sie an ihre Brust, und fiel todt zurück, indem sie das Kreuzzeichen machte. Ein Lächeln zog über ihr Angesicht, und sie starb, wie Tausende von Christi Kindern seitdem gestorben sind.

Fabiola trauerte viel um sie, aber dieß Mal trauerte sie wie die, welche Hoffnung haben.

* Der heilige Ambrosius las die Messe im Hause einer Dame jenseits der Tiber. (Paulinus in seinem Leben, tom. II. Oper. ed. Bened.) Der heilige Augustin erwähnt, daß ein Priester in einem Hause Messe las, das von bösen Geistern geplagt sein sollte. De Civ. Dei, lib. XXII. c. 8.

Dritter Theil.

Sieg.

Erstes Kapitel.

Der Fremdling aus dem Orient.

Es kommt uns vor, wie wenn wir in öder Einsamkeit dahin wandelten. Einer nach dem Andern von denen, deren Worte, Handlungen und selbst Gedanken wir begleitet haben, ist verschwunden, und die Aussicht, die sich uns darbietet, ist sehr traurig. Aber ist all' dieß nicht natürlich? Wir haben nicht eine gewöhnliche Periode des Friedens und Alltaglebens beschrieben, sondern eine Zeit des Streites, des Kampfes und der Mühsale. Ist es nicht natürlich, daß gerade die Tapfersten, die Heldenmüthigsten dicht um uns fallen mußten? Wir haben das Andenken an die grausamste Verfolgung, welche die Kirche jemals erduldete, wieder aufgeweckt, als man damit umging, eine Säule mit der Inschrift aufzurichten, daß der Christenname erloschen sei. Ist es auffallend, daß die Heiligsten und Reinsten zuerst gekrönt werden mußten?

Und doch hat die Kirche Christi noch viele Jahre eine stärkere Verfolgung zu ertragen, als wir geschildert haben. Eine Reihe von Tyrannen und Unterdrückern führte den fürchterlichen Krieg ohne Unterbrechung in einem oder dem andern Theile der Welt zwanzig Jahre lang fort, selbst nachdem Constantin demselben Einhalt that, wo seine Macht hinreichte. Diocletian, Galerius, Maximianus und Licinius im Oriente, Maximian und Maxentius im Abendlande ließen den Christen unter ihrem strengen Scepter keine Ruhe. Gleich einem jener wilden Stürme, die über die halbe Welt hinfahren, und manche Länder mit ihrer verheerenden Macht heimsuchen, während ihre trüben Vorboten sie zugleich alle überschatten, so brach diese Verfolgung ihre Wuth zuerst an einem Lande, dann an einem andern, alles Christliche zerstörend, ging von Italien nach Afrika, von Oberasien nach Palästina, Aegypten und dann zurück nach Armenien, während sie keinen Ort eigentlich im Frieden ließ, sondern wie eine blitzschwangere Wolke über dem ganzen Reiche hing.

Und doch nahm die Kirche zu, gedieh und trotzte dieser sündhaften Welt. Ein Oberhirte nach dem andern bestieg zugleich den päpstlichen Thron und das Blutgerüst; Concilien wurden in den finstern Hallen der Katakomben gehalten, Bischöfe kamen unter Lebensgefahr nach Rom, um den Nachfolger des heiligen Petrus zu befragen; Briefe wurden zwischen weitentfernten Kirchen und dem obersten Regenten der Christenheit, und zwischen verschiedenen Kirchen gewechselt, voll Theilnahme, Ermuthigung und Liebe; ein Bischof folgte auf den andern auf seinem Stuhle, und ordinirte Priester und andere Diener, um die Stelle der Gefallenen einzunehmen, und auf den Bollwerken der Stadt zum Ziel des Feindes ein Merkzeichen zu sein; während das unvergängliche Reich Christi sich ohne Unterlaß ausbreitete und ohne Furcht vor Vernichtung.

Wirklich wurden mitten unter diesen Unruhen und Kämpfen die Grundlagen zu einem mächtigen Systeme gelegt, das in spätern Jahrhunderten erstaunliche Wirkungen hervorbringen sollte. Die Verfolgung trieb Manche aus den Städten nach den Wüsten Aegyptens, wo das Mönchsleben sich so entwickelte, „daß sich die öde Wüste freute, die Einöde frohlockte und blühete, wie eine Lilie" *. Und nachdem Diocletian den Purpur abgelegt hatte, und als ein grämlicher, alter Mann verlassen gestorben war, und Galerius, bei lebendigem Leibe von Geschwüren und Würmern verzehrt, durch ein öffentliches Edict das Mißlingen seiner Versuche anerkannt hatte; nachdem Maximian Herkules sich selbst erdrosselt, Maxentius in der Tiber umgekommen, und Maximianus durch ein göttliches Strafgericht unter Qualen gestorben war, die denen gleichkamen, womit er die Christen gemartert, indem seine Augen aus ihren Höhlen traten; nachdem endlich Licinius von Constantin zum Tode gebracht war — da stand die Braut Christi jugendlich und blühend da, wie immer, bereit, ihre große Laufbahn der allgemeinen Verbreitung und Herrschaft anzutreten.

Es war im Jahre 313, als Constantin nach dem Siege über Maxentius der Kirche ihre volle Freiheit gab. Selbst wenn alle Geschichtschreiber das Ereigniß nicht beschrieben hätten, können wir uns die Freude und Dankbarkeit der armen Christen bei diesem großen Wechsel denken. Es war, wie wenn die Einwohner einer durch eine Pest verheerten Stadt unter Thränen und Glückwünschen wieder auf die Straßen hervorkommen, nachdem öffentlich bekannt geworden, daß die Seuche aufgehört hat. Hier, wo die Familien kaum in den nächsten Kirchhöfen sich begegnen konnten, wußten nach zehnjähriger Trennung und Ver-

* Isaias 35, 1. 2.

borgenheit Viele nicht, wer von ihren Freunden oder Verwandten als Opfer gefallen war, oder noch am Leben sein mochte. Zuerst schüchtern, und dann muthiger wagten sie sich vor; bald wurden die alten Versammlungsplätze, welche die in den letzten zehn Jahren geborenen Kinder nicht gesehen hatten, gereinigt, wieder hergestellt und neu geweiht, und dem öffentlichen, jetzt gefahrlosen Gottesdienste geöffnet.

Constantin befahl auch, alles öffentliche und Privateigenthum, das den Christen gehörte und confiscirt worden war, wieder zurückzustellen, aber mit der weisen Maßregel, daß die wirklichen Besitzer aus dem kaiserlichen Schatze entschädigt werden sollten *. Die Kirche war bald in Bewegung, alle Hilfsmittel ihrer herrlichen Formen und Einrichtungen zu entfalten, und entweder wurden die bestehenden Basiliken zu ihrem Gebrauche hergerichtet, oder neue auf den beliebtesten Plätzen Roms erbaut.

Der Leser darf nicht fürchten, daß wir hier die Einleitung in eine lange Geschichte geben wollen. Diese Aufgabe mag ein Anderer übernehmen, der es besser versteht, die Größe und Herrlichkeit der freien, ungefesselten Kirche zu schildern. Wir wollen nur von der Höhe auf das gelobte Land hinweisen, das wie ein einladendes Paradies zu unsern Füßen liegt; wir sind nicht der Josua, der Andere hineinführen darf. Das Wenige, was wir noch in diesem kurzen dritten Theil unsers anspruchlosen Buches hinzuzufügen haben, ist gerade das, was nothwendig ist, um es abzuschließen.

Denken wir uns also, bei dem Jahre 318 angelangt, fünfzehn Jahre nach unserer letzten Todesscene. Die Zeit und die Gesetze hatten der christlichen Religion Sicherheit verliehen, und auch die Kirche war nun beschäftigt, ihre

* Euseb. H. E. lib. X. c. 5.

Organisation vollständiger zu entwickeln. Manche, die bei der Rückkehr des Friedens die Köpfe hingen, weil sie durch eine Handlung schwacher Nachgiebigkeit dem Tod entronnen waren, hatten jetzt ihren Fall durch Buße gesühnt, und hie und da pflegten Vorbeigehende einen bejahrten Fremdling ehrerbietig zu grüßen, wenn sie sein rechtes Auge ausgebrannt, oder seine Hand verstümmelt sahen, oder wenn sein hinkender Gang bewies, daß seine Kniesehnen in der letzten Verfolgung um Christi willen verletzt worden waren *.

Wenn der freundliche Leser uns in dieser Zeit zum nomentanischen Thor hinaus begleiten will, nach dem Thale, das er bereits kennt, so wird er unter den schönen Bäumen und Blumenbeeten der Villa Fabiola's eine traurige Verwüstung finden. Pfähle zu Baugerüsten stehen am Platze jener, Ziegel, Marmorplatten und Säulenbögen auf diesen. Constantia, die Tochter Constantin's, hatte, als sie noch nicht Christin war, am Grabe der heiligen Agnes gebetet, um die Heilung von einem giftigen Geschwüre zu erlangen, und war durch eine Erscheinung beglückt und vollständig wieder hergestellt worden. Nun getauft, wollte sie die Schuld ihrer Dankbarkeit durch die Erbauung einer schönen Basilika über ihrem Grabe bezahlen. Doch hatten die Gläubigen noch Zutritt zu der Gruft, worin sie begraben lag, und groß war der Zulauf der Pilger, die aus allen Theilen der Welt hieher kamen.

Eines Tages, als Fabiola aus der Stadt nach der Villa zurückkehrte, nachdem sie den Tag damit zugebracht, die Kranken in einem in ihrem Hause errichteten Hospital

* Im Orient schlugen gegen das Ende der Verfolgung einige Statthalter, des Mordens müde, diesen gnädigern Weg ein, die Christen zu behandeln. S. Eusebius.

zu warten, trat ihr der Fossor, welcher den Kirchhof unter sich hatte, mit wichtiger Miene und nicht geringer Aufregung entgegen, und sagte:

„Fräulein, ich glaube bestimmt, daß der Fremde aus dem Oriente, den Ihr so lange erwartet habt, angekommen ist.“

Fabiola, welche die Worte der sterbenden Miriam immer treu bewahrt hatte, fragte begierig: „Wo ist er?“

„Er ist wieder fortgegangen,“ war die Antwort.

In ihrer Erwartung getäuscht, fragte sie weiter: „Aber wie weißt du, daß er es ist?“

Der Todtengräber erwiederte: „Im Verlauf des Morgens bemerkte ich unter der Menge einen Mann, noch nicht Fünfzig, aber durch Abtödtung und Kummer frühzeitig gealtert. Sein Haar war beinahe grau, wie sein langer Bart. Seine Kleidung war morgenländisch, und den Mantel trug er, wie gewöhnlich die Mönche aus jenem Lande. Als er vor das Grab der Agnes kam, warf er sich auf das Pflaster nieder unter einer solchen Fluth von Thränen, unter solchem Schluchzen und Stöhnen, daß alle Umstehenden zum Mitleid gerührt wurden. Viele näherten sich ihm und flüsterten: »Bruder, du bist in großer Betrübniß; weine nicht so, die Heilige ist gnädig.« Andere sagten zu ihm: »Wir wollen für dich beten, fürchte nichts« *. Aber er schien untröstlich. Ich dachte bei mir selbst: Gewiß kann in der Gegenwart einer so gütigen und freundlichen Heiligen Niemand so trostlos und betrübt sein, als nur ein Einziger.“

„Fahre fort, fahre fort!“ unterbrach ihn Fabiola, „was that er dann?“

„Nach langer Zeit,“ fuhr der Fossor fort, „stand er auf, zog aus seinem Busen einen herrlichen, funkelnden

* Diese Scene ist nach der Wirklichkeit geschildert.

Ring, und legte ihn auf ihr Grab. Ich glaubte, denselben schon vor Jahren gesehen zu haben."

„Und dann?"

„Als er sich umwandte, sah er mich und erkannte an meiner Kleidung, daß ich ein Fossor sei. Er nahte sich mir, und ich konnte sehen, wie er zitterte, als er, ohne mir in's Gesicht zu blicken, schüchtern fragte: »Bruder, weißt du, ob hier herum ein Mädchen aus Syrien begraben liegt, Namens Miriam?« Ich deutete stillschweigend auf das Grab. Nach einer Pause stillen Schmerzes war er so bewegt, daß seine Stimme bebte, als er mich wieder fragte: »Weißt du, Bruder, woran sie starb?« »An der Auszehrung,« erwiederte ich. »Gott sei Dank!« rief er aus mit einem Seufzer erleichterter Angst, und warf sich wieder auf den Boden nieder. Hier stöhnte und schrie er über eine Stunde, näherte sich dann dem Grabe, küßte zärtlich die Decke desselben, und entfernte sich."

„Er ist's, Torquatus, er ist's!" rief Fabiola mit Wärme aus; „warum hieltest du ihn nicht zurück?"

„Ich wagte es nicht, Fräulein; nachdem ich einmal sein Angesicht gesehen, hatte ich nicht den Muth, seinem Auge zu begegnen; aber ich bin überzeugt, er wird wiederkommen, denn er ging der Stadt zu."

„Er muß gefunden werden," sprach Fabiola; „theure Miriam, du hattest also diese tröstliche Voraussicht im Tode!"

Zweites Kapitel.

Der Fremde in Rom.

Früh am andern Morgen ging der Pilger eben über das Forum, als er eine Gruppe von Personen um Einen versammelt sah, den sie offenbar neckten. Er würde einem

solchen Auftritt auf einem öffentlichen Platze nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt haben, hätte nicht ein bekannter Name sein Ohr getroffen. Er trat deßhalb näher. In der Mitte stand ein Mann, jünger als er, aber wenn der Fremde älter aussah, als er war, weil blaß und abgemagert, so war dieß beim Andern gerade wegen des Gegentheils der Fall. Er war kahl und aufgedunsen, mit einem aufgeschwollenen, rothen Gesicht, das mit Finnen und Beulen bedeckt war. Ein verschmitzter Blick spielte in seinem trunkenen Auge, und sein Gang und seine ganze Haltung verrieth einen gewöhnlichen Trunkenbold.

„Ei, ei, Corvinus," sagte ein Junge zu ihm, „wirst du jetzt nicht deinen Lohn bekommen? Hast du nicht gehört, daß Constantin in diesem Jahre nach Rom kommt, und meinst du nicht, die Reihe werde nun an die Christen kommen?"

„Sie nicht," antwortete der eben beschriebene Mann, „sie haben nicht den Muth dazu. Ich weiß noch wohl, wir fürchteten es, als Constantin sein erstes Edict nach dem Tode des Maxentius über die Freiheit der Christen herausgab; aber das Jahr darauf setzte er uns außer Furcht, indem er alle Religionen für gleich erlaubt erklärte" *.

„Das ist Alles ganz gut," versetzte ein Anderer, entschlossen, ihn noch weiter zu plagen, „als eine allgemeine Regel; aber ist es nicht anzunehmen, daß er nach Jenen schauen wird, die an der letzten Verfolgung einen thätigen Antheil genommen haben, und daß man an ihnen die lex talionis † vollzieht: Streich um Streich, Verbrennen für's Verbrennen, und ein wildes Thier für ein anderes?"

* Eusebius, ubi sup. — † Das Gesetz der Wiedervergeltung, wie es auch im mosaischen Gesetze vorgeschrieben war: „Aug' für Aug', Zahn für Zahn 2c."

„Wer sagt's?" fragte Corvinus, und wurde blaß.

„Nun, es wäre gewiß ganz natürlich," sagte Einer.

„Und ganz gerecht," setzte ein Anderer bei.

„O, laßt das gut sein," sagte Corvinus, „sie werden Einem immer noch gestatten, Christ zu werden. Und ich bin überzeugt, ich würde lieber Alles werden, als da stehen —"

„Wo Pancratius stand," versetzte ein Dritter boshaft.

„Halt' dein Maul!" rief der Trunkenbold mit voller Wuth aus. „Nenne mir diesen Namen noch einmal, wenn du es wagst." Und damit erhob er die Faust und blickte den Sprechenden wüthend an.

„Ei, weil er dir sagte, wie du sterben wirst," schrie der Junge und lief weg. „He, he, einen Panther da her für Corvinus!"

Alles lief vor dem menschlichen Thiere davon, das nun in voller Wuth war, mehr als vor einer wilden Bestie der Wüste. Er fluchte auf sie und warf ihnen Steine nach.

Der Pilger beobachtete aus kleiner Entfernung den Schluß der Scene, und ging dann weiter. Corvinus schritt langsamer denselben Weg dahin, welcher nach der lateranischen Basilika, jetzt die Cathedrale von Rom, führte. Plötzlich hörte man ein lautes Geheul und einen durchdringenden Schrei. Als sie am Coliseum vorbeigingen, nahe bei den Zellen der wilden Thiere, die zum Kampfe unter sich selbst bei Gelegenheit des kaiserlichen Besuchs bereit gehalten wurden, nahte Corvinus, von der krankhaften Neugier getrieben, die Personen eigen ist, die sich als Opfer eines unvermeidlichen Verhängnisses ansehen, dem Käfig, worin ein herrlicher Panther gehalten wurde. Er ging ganz nahe an das Gitter, und reizte das Thier mit Geberden und Worten. „Wirklich, sehr wahrscheinlich," sagte er, „daß du mein Tod sein wirst! Du bist ja ganz sicher in deinem Käfig." Im Augenblicke machte das gereizte Thier einen Sprung, und erfaßte durch die weiten

Stäbe des Behälters seinen Nacken und seine Kehle mit den Krallen, und riß eine fürchterliche Wunde hinein.

Der Unglückliche wurde aufgehoben, und nach seiner nicht weit entfernten Wohnung gebracht. Der Fremde folgte ihm dahin, und fand diese gemein, schmutzig und im höchsten Grade unwohnlich, mit einem alten, abgelebten Sklaven, augenscheinlich eben so verdummt, wie sein Herr, zu seiner Bedienung. Der Fremde schickte ihn nach einem Wundarzte fort, der lange nicht kam, und unterdessen that er sein Bestes, das Blut zu stillen.

Während er damit beschäftigt war, heftete Corvinus die Augen auf ihn mit dem Blicke eines Irren oder Wahnsinnigen.

„Kennst du mich?" fragte der Pilger freundlich.

„Dich kennen? Nein — ja. Laß mich sehen — ha, der Fuchs! mein Fuchs! Erinnerst du dich noch an unsere Jagd auf diese verhaßten Christen? Wo bist du die ganze Zeit gewesen? Wie viele von ihnen hast du gefangen?" Und dabei lachte er entsetzlich.

„Stille, stille, Corvinus!" versetzte jener, „du mußt ganz ruhig sein, oder es ist keine Hoffnung für dich. Außerdem wünsche ich nicht, daß du auf jene Zeiten anspielst, denn ich bin nun selbst ein Christ."

„Du ein Christ?" rief Corvinus wild aus, „du hast mehr von ihrem besten Blut vergossen, als irgend Jemand. Hat man dir alles dieß vergeben? Oder hast du ruhig dabei geschlafen? Haben dich die Furien bei Nacht nicht gepeitscht? Schreckten dich keine Gespenster? saugte keine Viper an deinem Herzen? Wenn, so sag' mir, wie du ihrer losgeworden bist, daß ich dasselbe thun kann. Wenn nicht, so werden sie kommen, sie werden kommen! die Rache und die Furien! Warum sollten sie dich nicht ebenso plagen, wie mich?"

„Stille, Corvinus! ich habe ebenso gelitten, wie du,

aber ich fand das Heilmittel und will es dir bekannt machen, sobald der Arzt dich besucht hat, denn er kommt eben."

Der Doctor sah ihn, verband die Wunde, gab aber wenig Hoffnung auf Wiederherstellung, besonders bei einem Patienten, dessen Blut schon durch Unenthaltsamkeit verdorben war.

Der Fremde setzte sich nun nieder neben ihn, und sprach von der Barmherzigkeit Gottes und seiner Bereitwilligkeit, den ärgsten Sündern zu vergeben, wovon er selber ein lebendiger Beweis sei. Der Unglückliche schien in einer Art von Erstarrung zu sein, er horchte, begriff aber nicht, was man sagte. Nachdem ihm endlich sein freundlicher Lehrer die Grundgeheimnisse des Christenthums erklärt hatte, eher in der Hoffnung, als mit der Gewißheit, verstanden zu werden, ging er weiter und sagte:

„Und nun, Corvinus, wirst du mich fragen, wie Einer, der all' dieß glaubt, Vergebung erhalten kann? Es geschieht durch die Taufe, durch die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste."

„Was?" rief der Kranke mit Abscheu aus.

„Dadurch, daß du in dem Wasser der Wiedergeburt gebadet wirst."

Ein krampfhaftes Geheul unterbrach ihn. „Wasser, Wasser! kein Wasser für mich! Nehmt es weg!" — Und ein heftiger Krampf ergriff die Kehle des Patienten.

Sein freundlicher Wärter erschrack, suchte ihn aber zu beruhigen. „Denke nicht," sagte er, „daß man dich in deinem jetzigen Fieber von hier wegnimmt und in's Wasser wirft (der Kranke schauderte und ächzte); bei der klinischen Taufe * genügen einige Tropfen, nicht mehr, als in diesem Kruge ist." Und damit zeigte er ihm das Wasser in einem kleinen

* Die klinische Taufe oder die von Personen, welche nicht aus dem Bette konnten, wurde gespendet, indem man das Wasser auf den Kopf goß oder spritzte. Siehe Bingham B. XI. K. 11.

Gefäße. Bei dem Anblick desselben krümmte sich der Kranke, sein Mund schäumte, und er wurde von einem heftigen Krampfe ergriffen. Die Töne, die von ihm ausgingen, glichen mehr dem Geheul eines wilden Thieres, als dem Laute menschlicher Lippen.

Der Pilger sah sogleich, daß die Wasserscheu mit all' ihren fürchterlichen Kennzeichen durch den Biß des in Wuth gesetzten Thieres über ihn gekommen war. Nur mit Mühe konnte er und der Diener ihn zuweilen niederhalten. Manchmal brach er in entsetzliche Lästerungen gegen Gott und Menschen aus. Wenn dann dieß nachließ, fing er zu stöhnen an: „Wasser wollen sie mir geben! Wasser, Wasser! Keines für mich! Es ist Feuer, Feuer, das ich habe und das mein Theil ist. Ich bin schon im Feuer, in mir, außer mir! Seht, wie es an mir heraufkriecht, ringsum, es kommt immer näher und näher.“ Und er schlug mit den Händen nach den eingebildeten Flammen auf beiden Seiten des Bettes, und suchte das Feuer um seinen Kopf herum auszublasen. Dann sich zu seinen kummervollen Wächtern wendend, sagte er: „Warum löscht ihr es nicht aus? Ihr seht, es brennt mich ja schon.“

So verging der traurige Tag und so kam die trübe Nacht, wo das Fieber zunahm und mit ihm das Delirium und die heftigen Wuthanfälle, wiewol die Kräfte des Leibes allmählig sanken. Endlich richtete er sich im Bette auf, schaute mit gläsernen Augen gerade vor sich hin, und rief mit einer von Wuth erstickten Stimme aus: „Weg, Pancratius! geh' fort! du hast lange genug mich angeblickt. Halte deinen Panther zurück! Halt' ihn fest; er will mir an die Kehle springen; er kommt! Oh!“ — Und mit einem krampfhaften Griff, wie wenn er die Bestie von seiner Kehle wegschleudern wollte, riß er den Verband von seiner Wunde weg. Ein Blutstrom floß über ihn hin, und er fiel auf sein Bett zurück, eine häßliche Leiche.

Sein Freund sah, wie ein unbußfertiger Christenverfolger starb.

Drittes und letztes Kapitel.

Am andern Morgen ging der Fremde aus, um das Geschäft abzumachen, das durch die im vorigen Kapitel erzählten Umstände verschoben worden war. Zuerst sah man ihn eifrig nach Jemand in der Nähe der Janusstatuen auf dem Forum fragen. Endlich fand sich die Person, und die beiden gingen miteinander einem schmutzigen, kleinen Comptoir zu, das unter dem Capitol auf einer Anhöhe, dem sogenannten Clivus Asyli, lag. Alte, muffige Bücher wurden herbeigebracht und eine Columne nach der andern durchgesucht, bis sie zu dem Datum kamen: „Die Consuln Diocletian Augustus zum achten und Maximian Herculeus Augustus zum siebenten Male" *. Hier fanden sie verschiedene Einträge, die sich auf gewisse Documente bezogen. Eine Rolle verschimmelter Pergamente von jenem Datum wurde hervorgelangt, und die den Einträgen entsprechende Nummer ausgezogen und geprüft. Der Erfolg der Nachforschung schien für beide Theile vollkommen befriedigend.

„Es ist das erste Mal in meinem Leben," sagte der Besitzer des elenden Häuschens, „daß ich eine Person kennen lerne, die durchgegangen ist, und nach fünfzehn Jahren zurückkommt, um nach ihren Schulden zu fragen. Ein Christ, vermuthlich, Herr?"

„Gewiß, durch Gottes Barmherzigkeit."

„Ich dachte mir's gleich; guten Morgen, mein Herr! Ich werde mich glücklich fühlen, euch zu jeder Zeit gegen ebenso annehmbare Zinsen zu bedienen, wie mein Vater Ephraim, der nun in Abraham's Schooß ist. — Ein rechter

* Im Jahr Christi 303.

Narr, das muß ich sagen," setzte er hinzu, als der Fremde ihn nicht mehr hören konnte.

Mit entschlossenem Schritte und einem mehr aufgeheiterten Gesicht, als er bis jetzt gezeigt hatte, ging der Fremde gerade auf die Villa am nomentanischen Wege zu, und nachdem er mit leichterm Herzen seine Andacht wieder in der Gruft verrichtet hatte, redete er sogleich den Fossor an, wie wenn sie nie von einander gewesen wären: „Torquatus, kann ich mit Fräulein Fabiola sprechen?"

„O ja," antwortete dieser; „kommt nur diesen Weg."

Keiner spielte, als sie dahingingen, auf die alten Zeiten oder ihre dazwischen liegende Geschichte an. Ein inneres Gefühl schien Beiden zu sagen, daß alles Vergangene von den Menschen mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt werden müsse, wie sie hofften, daß es von Gott getilgt sei. Fabiola war diesen und den vorigen Tag zu Hause geblieben, in der Hoffnung, der Fremde werde wiederkommen. Sie saß im Garten nahe bei einer Quelle, als Torquatus, auf sie deutend, sich entfernte.

Sie stand auf, wie sie den langerwarteten Besuch herankommen sah, und eine unbeschreibliche Bewegung durchfuhr sie, als sie ihm gegenüber stand.

„Fräulein," sprach er im Tone tiefer Demuth und ernster Einfalt, „ich würde es nie gewagt haben, mich euch vorzustellen, hätte nicht die Pflicht der Gerechtigkeit sowol, als meine Dankbarkeit mich dazu gezwungen."

„Orontius," erwiederte sie — „darf ich euch bei diesem Namen nennen?" (Er nickte bejahend.) „Ihr könnt keine Verpflichtungen gegen mich haben, als die uns unser großer Apostel auflegt, daß wir einander lieben."

„Ich weiß, Ihr fühlt so, und deßhalb würde ich, als ein so Unwürdiger, mir nicht getraut haben, euch aus einem geringern Grunde lästig zu fallen, als aus strengem Pflichtgefühl. Ich weiß, welche Dankbarkeit ich euch für

die Güte und Liebe schulde, die Ihr einem Wesen zuwandtet, das mir jetzt theurer ist, als eine Schwester auf Erden sein kann, und wie Ihr gegen sie die Liebespflichten erfülltet, die ich versäumt hatte."

„Sie ward mir gesandt," unterbrach ihn Fabiola, „um mein Lebensengel zu sein. Erinnert euch, Orontius, daß Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, blos um sein Geschlecht zu retten."

„Ihr seid wirklich zu gut gegen einen so Unwürdigen," fuhr der Pilger fort; „aber ich will euch nicht für eure Güte gegen eine Andere danken, die euch so reichlich bezahlt hat. Erst diesen Morgen habe ich eure Güte gegen Einen erfahren, der keinen Anspruch darauf haben konnte."

„Ich verstehe euch nicht," bemerkte Fabiola.

„Dann will ich euch Alles deutlich erzählen," erwiederte Orontius. „Ich bin nun seit vielen Jahren ein Mitglied von einer jener Gemeinden in Palästina, von Männern, die von der Welt abgeschieden in Einöden leben, indem sie ihren Tag und selbst die Nacht zwischen Lobpreisungen Gottes, Beschauung und Handarbeit theilen. Strenge Buße für unsere vergangenen Vergehen, Fasten, Trauer und Gebet machen die wichtigen Pflichten unsers Büßerstandes aus. Habt Ihr von solchen Männern hier gehört?"

„Der Ruf des heiligen Paulus und Antonius ist so groß im Abendlande, als im Oriente," versetzte die Dame.

„Mit dem größten Schüler des Letztern habe ich gelebt, aufrecht gehalten von seinem großen Beispiel und dem Troste, den er mir gab; aber Ein Gedanke beunruhigte mich, und hinderte, daß ich nach Jahren der Sühne mich in Betreff meines Seelenheils vollkommen sicher fühlte. Ehe ich Rom verließ, hatte ich eine bedeutende Schuld gemacht, die bei den schrecklichen Zinsen des Capitals eine entsetzliche Höhe erreicht haben mußte. Und doch war es eine wohlüberlegt eingegangene Verbindlichkeit, die recht-

licher Weise nicht umgangen werden konnte. Ich war ein armer Cönobite*, lebte blos von dem Ertrage der wenigen Palmblattmatten, die ich weben konnte, und von den kärglichen Kräutern, die im Sande wuchsen. Wie konnte ich meine Verpflichtungen abtragen?

„Nur Ein Mittel blieb übrig. Ich konnte mich meinem Gläubiger als Sklave überliefern, um seine Schläge und verächtlichen Vorwürfe in Geduld zu ertragen oder von ihm verkauft zu werden; denn ich bin noch stark und kann arbeiten. In beiden Fällen würde ich das Beispiel meines Erlösers gehabt haben, um mich zu trösten und aufrecht zu halten. Jedenfalls hätte ich Alles hingegeben, was ich hatte — mich selbst.

„Ich ging diesen Morgen nach dem Forum, fand den Sohn meines Gläubigers, prüfte seine Rechnungen und sah, daß Ihr meine ganze Schuld bezahlt hattet. Ich bin deßhalb euer statt des Juden Leibeigener, Fräulein Fabiola." Und er kniete demüthig zu ihren Füßen nieder.

„Steht auf, steht auf!" sprach Fabiola und wandte sich weinend weg. „Ihr seid kein Leibeigener von mir, sondern ein theurer Bruder in unserm gemeinsamen Herrn."

Dann setzte sie sich mit ihm nieder und sagte: „Orontius, ich habe euch um eine große Gunst zu bitten. Erzählt mir doch, wie Ihr zu diesem Leben geführt wurdet, das Ihr so edelmüthig ergriffen habt."

„Ich will euch so kurz als möglich gehorchen. Ich floh, wie Ihr wißt, in einer kummervollen Nacht aus Rom, begleitet von einem Manne" — seine Stimme stockte.

„Ich weiß, ich weiß, wen Ihr meint, — Eurotas," unterbrach ihn Fabiola.

„Derselbe, der Fluch unsers Hauses, der Urheber aller Leiden von mir und meiner theuren Schwester. Wir mußten

* Die Religiosen, welche ein gemeinsames Leben führten, wurden so genannt.

mit großen Kosten ein Fahrzeug von Brundusium uns miethen, von wo wir nach Cyprus segelten. Wir versuchten den Handel und verschiedene Speculationen, aber Alles schlug fehl. Es lag offenbar ein Fluch auf Allem, was wir unternahmen. Unsere Mittel schmolzen, und wir waren genöthigt, ein anderes Land aufzusuchen. Wir fuhren nach Palästina hinüber, und ließen uns eine Zeit lang zu Gaza nieder. Sehr bald waren wir in's äußerste Elend gebracht, Jedermann mied uns, wir wußten nicht, warum; aber das Gewissen sagte mir, daß das Brandmal Kain's auf meiner Stirne war."

Orontius hielt ein wenig inne und weinte; dann fuhr er fort:

„Endlich, als Alles erschöpft und nichts mehr übrig war, als einige Juwelen, zwar von bedeutendem Werthe, von welchen sich aber Eurotas, ich wußte nicht warum, nicht trennen wollte, drang er in mich, das verhaßte Geschäft, Christen anzugeben, wieder aufzunehmen; denn eine wüthende Verfolgung war im Ausbruche. Zum ersten Male in meinem Leben empörte ich mich gegen seine Befehle und verweigerte den Gehorsam. Eines Tages nahm er mich zu einem Spaziergange vor die Thore; wir wanderten weit, bis wir zu einem köstlichen Platze mitten in der Wüste gelangten. Es war ein schmales Thälchen mit Grün bekleidet und von Palmbäumen beschattet; ein klares Bächlein floß durch, das aus einem Felsen oben im Thale entsprang. In diesem Felsen sahen wir Grotten und Höhlen; aber der Platz schien unbewohnt. Nicht ein Laut ließ sich hören, als das Plätschern des Wassers.

„Wir setzten uns nieder, um auszuruhen, als Eurotas mich mit den fürchterlichen Worten anredete, die Zeit sei gekommen, wo wir Beide den schrecklichen Entschluß, den er gefaßt hatte, erfüllen müßten, den Untergang unserer Familie nicht zu überleben. Hier müßten wir Beide sterben,

die wilden Thiere würden unsere Leiber verzehren, und Niemand kenne dann das Ende der letzten Sprößlinge unseres Hauses.

„Mit diesen Worten zog er zwei Fläschchen von ungleicher Größe hervor, händigte mir das größere ein, und verschluckte den Inhalt des kleinern. Ich weigerte mich, es zu nehmen, und machte ihm sogar Vorwürfe über den Unterschied unserer Portionen; aber er versetzte, er sei alt und ich jung, und sie seien unsern Kräften angemessen. Ich weigerte mich noch immer, indem ich keine Lust, zu sterben, hatte; aber eine Art dämonischer Wuth schien über ihn zu kommen, er ergriff mich mit Riesenarmen, als ich auf dem Boden saß, drückte mich auf meinen Rücken nieder, und mit dem Ausrufe: „Wir müssen beide mit einander untergehen!“ schüttete er den Inhalt des Fläschchens, ohne einen Tropfen übrig zu lassen, mir in die Kehle.

„Im Augenblicke war ich bewußtlos, und blieb so, bis ich in einer Höhle erwachte und mit schwacher Stimme zu trinken verlangte. Ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte hielt eine hölzerne Wasserflasche an meine Lippen.

„„Wo ist Eurotas?“ fragte ich. „Ist das euer Gefährte?“ sagte der alte Mönch. „Ja,“ war meine Antwort. „Er ist todt,“ erwiederte er. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß er starb, und ich nicht; aber ich danke Gott von ganzem Herzen, daß Er mich verschont hat.

„Dieser Greis war Hilarion, aus Gaza gebürtig, welcher viele Jahre bei dem heiligen Antonius in Aegypten zugebracht hatte, und kürzlich * zurückgekehrt war, um das Leben der Cönobiten und Einsiedler in seiner Heimath einzuführen, und bereits mehrere Schüler um sich gesammelt hatte. Sie lebten in den Höhlen in der Nähe, nahmen ihre kleine Mahlzeit unter dem Schatten jener Palmen ein, und befeuchteten ihre trockene Nahrung im Wasser jener Quelle.

* Im Jahre Christi 303.

„Ihre Güte gegen mich, ihre heitere Frömmigkeit, ihr heiliges Leben fesselte mich, als ich wieder gesund ward. Ich sah die Religion, die ich verfolgt hatte, in einer erhabenen Gestalt; schnell kamen mir die Lehren meiner theuren Mutter und das Beispiel meiner Schwester wieder in's Gedächtniß, so daß ich dem Zug der Gnade folgte, meine Sünden zu den Füßen eines Dieners Gottes * beweinte, und am Osterabende die Taufe empfing."

„Dann sind wir doppelt Brüder, ja Zwillingskinder der Kirche, denn auch ich wurde an diesem Tage zu ewigem Leben geboren; aber was beabsichtigt Ihr jetzt zu thun?"

„Noch diesen Abend mich auf den Rückweg zu machen. Ich habe die zwei Zwecke meiner Reise erfüllt. Der erste war, meine Schuld abzutragen; mein zweiter, ein Opfer auf Agnes' Sarg zu legen. Ihr erinnert euch noch," setzte er lächelnd hinzu, „daß euer guter Vater unabsichtlich mich auf den falschen Gedanken brachte, daß sie nach den Juwelen gelüste, die ich zur Schau stellte. Ich Thor! Aber ich beschloß nach meiner Bekehrung, daß sie das Beste erhalten sollte, was übrig war; daher brachte ich es ihr."

„Aber habt Ihr auch Mittel zur Reise?" fragte die Dame schüchtern.

„Im Ueberflusse," erwiederte er, „in der Mildthätigkeit der Gläubigen. Ich habe Briefe vom Bischofe von Gaza, die mir überall Nahrung und Wohnung verschaffen; aber einen Trunk Wasser und einen Bissen Brod will ich im Namen eines Jüngers † von euch annehmen."

Sie standen auf und gingen dem Hause zu, als ein Weib wie wahnsinnig durch's Gebüsch stürzte, und mit dem Ausrufe zu ihren Füßen niederfiel: „O rettet mich, theure Herrin! rettet mich! Er verfolgt mich und will mich tödten!"

* Die Beichte der Sünden in der Stille wurde vor der Taufe verrichtet. S. Bingham, Origenes, Bd. XI. K. 8. §. 14. — † Matth. 10, 42.

Fabiola erkannte in dem armen Geschöpfe ihre frühere Sklavin Jubala; aber ihr Haar war grau geworden und verwirrt, und ihr ganzes Aussehen verrieth das tiefste Elend. Sie fragte, wen sie meine.

„Meinen Mann," erwiederte sie; „lange ist er hart und grausam gewesen, aber heute ist er wilder, als gewöhnlich. O rettet mich vor ihm!"

„Hier ist keine Gefahr," versetzte die Dame; „aber ich fürchte, Jubala, du bist weit entfernt, glücklich zu sein. Ich habe dich lange, lange nicht gesehen."

„Nein, theures Fräulein; warum sollte ich kommen, euch all' mein Weh' zu klagen? O warum verließ ich euch und euer Haus, wo ich hätte so glücklich sein können? Ich hätte dann mit euch und Syra und Graja und der guten, alten, verstorbenen Euphrosyne gelernt, selbst gut zu sein, und das Christenthum angenommen!"

„Wie! hast du wirklich schon daran gedacht, Jubala?"

„Schon lange Zeit, Fräulein, unter Kummer und Gewissensbissen. Denn ich sah, wie glücklich die Christen sind, selbst die, welche so böse waren, wie ich, und weil ich diesen Morgen meinem Manne deßhalb einen Wink gab, hat er mich geschlagen, und gedroht, mir das Leben zu nehmen. Aber Gott sei Dank, ich habe mich mit den christlichen Lehren durch den Unterricht eines Freundes bekannt gemacht."

„Wie lange hat diese böse Behandlung schon gedauert, Jubala?" fragte Orontius, welcher von seinem Oheim davon gehört hatte.

„Immer," erwiederte sie, „seitdem ich ihm bald nach der Hochzeit von einem Antrage sagte, der mir von einem Fremden, Namens Eurotas, gemacht wurde. Ach, das war wirklich ein verruchter Mann, ein Mann voll schwarzer Leidenschaften und gewissenloser Niederträchtigkeit. Meine peinlichste Erinnerung knüpft sich an ihn."

„Wie so?" fragte Orontius mit lebhafter Neugierde.

„Als er im Begriffe war, Rom zu verlassen, bat er mich, ihm zwei narkotische Tränke zu bereiten, einen für einen Feind, wie er sagte, und dieser sollte ganz gewiß tödtlich sein, der andere das Bewußtsein nur auf ein paar Stunden aufheben, im Fall er selbst dessen benöthigt wäre.

„Als er nach diesen kam, wollte ich ihm gerade erklären, daß gegen den Anschein das kleine Fläschchen ein starkes, tödtliches Gift enthalte, und das größere die schwächere Dosis; aber mein Mann kam in diesem Augenblicke dazu, und in einem Anfalle von Eifersucht warf er mich aus dem Zimmer. Ich fürchte, ich habe dadurch zu etwas Bösem Anlaß gegeben, und irgend Jemandes Tod verschuldet."

Fabiola und Orontius schauten einander stillschweigend an, voll Bewunderung über die gerechten Fügungen der Vorsehung, als sie auf einmal durch einen Schrei des Weibes erschreckt wurden. Mit Entsetzen sahen sie einen Pfeil in ihrem Busen zittern. Während Fabiola sie unterstützte, blickte Orontius um sich, und konnte gerade noch etwas von einem schwarzen Gesichte sehen, das häßlich durch den Zaun grins'te. Im nächsten Augenblicke sah man einen Numidier auf seinem Rosse davonfliehen, den Bogen nach Art der Parther über die Schulter gerichtet, und gegen einen Verfolger gespannt. Der Pfeil war unbemerkt zwischen Orontius und der Dame durchgefahren, und hatte Jubala tödtlich getroffen.

„Jubala," fragte Fabiola, „wünschest du als Christin zu sterben?"

„In allem Ernste."

„Glaubst du an Einen Gott in drei Personen?"

„Ich glaube fest an Alles, was die christliche Kirche lehrt."

„Und an Jesus Christus, welcher geboren ward und starb für unsere Sünden?"

„Ja, an Alles, was Ihr glaubt." Die Antwort wurde immer schwächer.

„Eilt, eilt, Orontius!“ schrie Fabiola, und deutete nach der Quelle.

Er war bereits an dem Becken derselben, füllte seine beiden Hände, kam sogleich und goß ihren Inhalt auf das Haupt der armen Afrikanerin, indem er die Worte der Taufe aussprach; und als sie den Geist aufgab, vermischte sich das Wasser der Wiedergeburt mit dem Blute der Sühnung.

Nach dieser traurigen und doch tröstlichen Scene gingen sie in's Haus, und gaben Torquatus Aufträge über das Begräbniß, das dieser doppelt getauften Bekehrten gegeben werden sollte.

Orontius fiel die einfache Nettigkeit des Hauses auf, die so schroff gegen den üppigen Glanz der frühern Wohnung Fabiola's abstach; aber plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit in einem kleinen Zimmer durch ein herrliches Kästchen gefesselt, das mit Juwelen besetzt und mit einem gestickten Vorhange so bedeckt war, daß man nur den Umriß davon sehen konnte. Er trat näher und las darauf die Inschrift: Das Blut der seligen Miriam von grausamen Händen vergossen!

Orontius wurde todtenblaß, dann wieder dunkelroth, und wankte beinahe.

Fabiola sah dieß, ging freundlich auf ihn zu, legte die Hand auf seinen Arm, und sprach liebevoll zu ihm:

„Orontius, da drinnen ist das, was uns Beide schamroth machen muß, aber nicht entmuthigen darf.“

Mit diesen Worten zog sie den Vorhang bei Seite, und Orontius erblickte in einer krystallenen Platte die mit seiner Geschichte und mit der seiner Schwester so eng verflochtene, gestickte Schärpe. Darauf lagen zwei scharfe Waffen, deren Spitzen vom Blute gerostet waren. In der einen erkannte er seinen eigenen Dolch, die andere schien ihm einem jener Werkzeuge weiblicher Rache zu gleichen, womit, wie er wußte, die heidnischen Damen ihre Sklaven zu bestrafen pflegten.

„Wir haben Beide," sprach Fabiola, „unabsichtlich eine Wunde geschlagen, und das Blut derjenigen vergossen, die wir jetzt als eine Schwester im Himmel ehren; aber von dem Tage an, als ich es that, und ihr Gelegenheit gab, ihre Tugend zu entfalten, fiel der Thau der Gnade auf meine Seele herab. Was sagt Ihr, Orontius?"

„Daß ich ebenfalls von dem Augenblicke an, als ich sie so mißhandelte und zu einem so christlichen Heroismus veranlaßte, die Hand Gottes auf mir zu fühlen begann, die mich zur Reue und Vergebung führte."

„So ist es immer," schloß Fabiola. „Das Beispiel unsers Herrn hat die Martyrer gemacht, und das Beispiel der Martyrer führt uns aufwärts zu Ihm. Ihr Blut sänftigt unsere Herzen; das seinige allein reinigt unsere Seelen. Das ihrige bittet für uns um Gnade; das seinige erlangt sie."

„Möge die Kirche in ihren Tagen des Friedens und der Siege nie vergessen, was sie dem Zeitalter ihrer Martyrer schuldet. Wir Beide verdanken ihm unser geistiges Leben. Mögen Viele, die nur davon lesen, dieselbe Barmherzigkeit und Gnade daraus ziehen!"

Sie knieten nieder und beteten lange in der Stille miteinander vor dem Reliquienkästchen.

Dann trennten sie sich, um sich nie mehr zu sehen. Nach einigen Jahren, die Orontius im Bußeifer zubrachte, bezeichnete ein grüner Hügel bei den Palmen in einem kleinen Thälchen, nahe bei Gaza, den Ort, wo er den Schlaf der Gerechten schlief.

Und nach vielen Jahren der Wohlthätigkeit und Heiligkeit schied Fabiola, um bei Agnes und Miriam im Frieden zu ruhen.

Anhang.

Bachem. S. 1. Im September des Jahres 302 an einem Nachmittag ist es, wo wir den Leser bitten, uns durch die Strassen Roms zu begleiten. Die Sonne sinkt bereits, es sind noch zwei Stunden bis zu ihrem Untergange. Der Tag ist wolkenlos, aber seine Hitze hat sich abgekühlt, so daß Viele * aus den Häusern kommen und nach den Gärten Cäsars auf der einen und nach den Gärten Sallusts auf der andern Seite gehen, um dort ihren Abendspaziergang zu machen, und die Neuigkeiten des Tages zu vernehmen.

Manz. S. 1. Es ist ein Nachmittag im September des Jahres 302, da wir den Leser einladen, uns durch die Straßen Roms zu begleiten. Die Sonne hat sich geneigt und steht nur noch zwei Stunden von ihrem Untergange; der Tag ist wolkenlos und seine Hitze hat sich abgekühlt. Die Bewohner strömen schaarenweise aus den Häusern und schlagen den Weg entweder nach Cäsar's oder Sallust's Gärten ein, um ihren Abendspaziergang zu genießen und die Neuigkeiten des Tages kennen zu lernen.

*** so that multitudes are issuing from their houses.**

Bachem. S. 3. Vor dem Ende der Periode der Republik hatte man angefangen, auf diesem Felde, welches früher für die athletischen und kriegerischen Uebungen des Volkes freigelassen war, öffentliche Gebäude zu errichten.*

Manz. S. 2. Schon vor dem Ende der republikanischen Zeit hatte man angefangen, dieß Feld, das einst für die athletischen und kriegerischen Uebungen des Volkes freigelassen war, durch öffentliche Bauten zu schmälern.

*** to be encroached upon by public buildings.**

Bachem. S. 5. In der Mitte des marmornen Fußbodens steigt ein sanftgekräuselter * Strahl von reinem Wasser, welches durch die Wasserleitung des Claudius von dem tusculanischen Hügel kommt, in die Luft empor, bald höher, bald minder hoch, und fällt in ein erhöhtes Bassin von rothem Marmor, über dessen Rand es sanft wogend herabfließt; ehe es den niedrigern und weitern Behälter erreicht, gießt es einen feinen Regen über die seltenen und prächtigen Blumen, die in zierlichen Vasen rings herumstehen. Unter der Säulenhalle sehen wir

Manz. S. 4. In der Mitte des Marmorpflasters springt ein sanft aufwirbelnder Strahl klaren Wassers, durch den Aquäduct des Claudius von den tusculanischen Hügeln hergeleitet, in die Luft, bald höher bald niederer, und fällt in ein erhabenes Becken von rothem Marmor, über dessen Seiten es in sanften Wellen hinabfließt; ehe es aber das weiter unten liegende weitere Behälter erreicht, träufelt es einen sanften Regenschauer über einen seltenen glänzenden Blumenflor, welcher in eleganten Vasen ringsherumsteht. Unter dem Porticus sehen

*** a softly warbling.**

kostbares und theilweise seltenes Hausgeräthe stehen: Ruhebetten mit Elfenbein und sogar mit Silber eingelegt, Tische von morgenländischen Holzarten mit Kandelabern, Lampen und andern Geräthschaften von Bronze oder Silber, feingearbeitete * Büsten, Vasen, Dreifüße und Kunstsachen. An den Wänden sind Gemälde, welche offenbar aus einer frühern Zeit herrühren, aber noch ganz gut erhalten sind und von ihrer Farbenpracht nichts verloren haben. Sie sind von einander getrennt durch Nischen mit Statuen; diese stellen gleich den Gemälden mythologische und historische Gegenstände dar. Wir bemerken aber leicht, daß sich nichts dem Auge darbietet, was das reinste Gemüth verletzen könnte. Da wir hier und da eine leere Nische oder ein verdecktes Gemälde bemerken, so erkennen wir, daß das kein Zufall ist.

* delicately chased busts.

wir hier und dort Möbel aufgestellt von reicher und seltener Arbeit; Ruhebetten mit Elfenbein und sogar mit Silber eingelegt, Tische von orientalischem Holz mit Candelabern, Lampen und andern Hausgeräthen aus Bronze oder Silber, Büsten von feiner getriebener Arbeit, Vasen, Dreifüße und sonstige kunstvolle Gegenstände. An den Wänden befinden sich Gemälde, offenbar aus früherer Zeit, jedoch noch alle mit ihren lebhaften, frischen Farben. Dazwischen sind Nischen mit Statuen, welche allerdings, wie die Gemälde, Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte darstellen; aber wir bemerken leicht, daß nichts dem Auge begegnet, was das zarteste Gefühl beleidigen könnte. Hier und da beweist eine leere Nische oder ein verhülltes Gemälde, daß dieß nicht reiner Zufall ist.

Bachem. S. 7. Sein entblößter Hals und seine Arme sind durch kräftige Uebungen gestärkt.*

* well developed.

Manz. S. 6. Sein bloßer Nacken und seine Glieder sind durch körperliche Uebungen gut entwickelt.

Bachem. S. 11. .. ich sah die hochmüthigen Blicke, die du mir zuwarfest, als du heute deine hochtrabende Declamation vorlasest.*

* as you spouted etc.

Manz. S. 10. .. ich sah deinen stolzen Blick auf mich gerichtet, als du heute deine schwülstige Declamation hervorsprudeltest.

Bachem. S. 12. Du* hast uns deine Wohnung verheimlicht, aber ich werde dich zu finden wissen.

Manz. S. 11. Ihr habt euern Zufluchtsort vor uns verborgen, aber ich will euch ausfinden.

* Offenbar meint hier Corvinus die Christen; denn die Schulkameraden des Pancratius kannten gewiß das große alte Gebäude der Matrone Lucina in der Patricierstraße.

Bachem. S. 20. Fabius selbst ... war ein gutes Exemplar von einem leichtsinnigen* Römer.

* an easy going.

Manz. S. 19. Fabius selbst ... war ein ächtes Exemplar eines behaglich lebenden Römers.

Bachem. S. 21. ... aus der Sammlung und Anordnung sieht man, daß der Besitzer einen feinen Geschmack hat, und daß er

Manz. S. 21. Ein verfeinerter Geschmack, der über reiche Mittel gebietet und besondere Gelegenheiten gut zu benützen weiß,

reiche Mittel und besonders günstige Gelegenheiten gehabt hat, das Alles zusammenzubringen.

hat offenbar die Sammlung und Anordnung des Ganzen geleitet.

Bachem. S. 23. ... und doch in wie vielen italienischen Palästen hat man noch Werke von diesen großen Meistern, und schätzt sie hoch, wenn man sie auch nicht mehr nachahmen kann!

Manz. S. 23.... und doch in wie vielen italienischen Pallästen werden noch Werke von ihnen aufbewahrt, und noch in ihrem vollen Werthe geschätzt, wiewohl nicht weiter nachgeahmt?

Bachem. S. 35. Aber du bist nicht aufmerksam auf meine Worte. Komm, komm, ich glaube, du hast schon Jemand in Aussicht.

Manz. S. 37. Doch du hörst nicht auf mich: nun, ich vermuthe sehr, du hast schon Einen im Auge.

Bachem. S. 36. Einer war ein schwerfälliger, steifnackiger * ... römischer Sophist.

* thick-necked.

Manz. S. 38. Einer war ein schwerfälliger, dickhalsiger ... römischer Sophist.

Bachem. S. 48. In diesem Augenblick kam Agnes, um Syra, wie abgesprochen * war, zu treffen 2c.

* Dieß Wort wird immer in der ungewöhnlichen Bedeutung für „verabreden" gebraucht.

Bachem. S. 148. Fabius sah erbärmlich verlegen * aus 2c.

* exceedingly foolish.

Manz. S. 160. Fabius sah ausnehmend einfältig aus.

Bachem. S. 148. ... man sah ihm an, er stand bereit auf die Folter zu spannen oder auf den Rost zu legen, sobald man wollte.

Manz. S. 161. Hier war ein Mann zur Hand, um ihn auf die Folterbank oder auf den Rost zu bringen, wenn es ihm beliebte.

Bachem. S. 151. Durch wiederholte Verluste und oftmaliges Trinken bis zum Wahnsinn aufgeregt, warf er endlich, nachdem er wiederholt in die schwere Börse gefaßt hatte, die Börse selbst auf den Tisch.

Manz. S. 164. Endlich durch wiederholte Verluste und die Wirkung des Weins in eine Art Wahnsinn versetzt, warf er, nachdem er häufig aus der schweren Börse hervorgelangt hatte, den Beutel selbst auf den Tisch.

Bachem. S. 153. Du stehst morgen auf, wie gewöhnlich, setzest dein christliches Gesicht auf 2c.

Manz. S. 166. Stehe morgen wie gewöhnlich auf, lege dein Christengesicht an 2c.

Bachem. S. 154. Noch fortwährend schien sich Alles um ihn herum im Kreise zu bewegen, und ein ununterbrochenes Brausen * tönte in seine Ohren.

* moaning.

Manz. S. 167. Noch wirbelte Alles rings um ihn und eine beständige Wehklage tönte in seinem Ohre.

Bachem. S. 212. ... für dich beginnen nach dem Tode die strahlenden Blätter des Buches des Ruhmes.

Manz. S. 228. ... auch öffnet nach dem Tode das Buch des Ruhmes seine glänzenden Blätter.

Bachem. S. 214. ... nun erschien ihr das Leben wie ein unermeßliches Meer von schwarzen siedenden Wogen, auf denen kein anderes Wesen zu erblicken war, als sie selbst, ... so wurde sie noch einige Male auf- und abgeschleudert zwischen vorübergehendem Tod und Leben.

Manz. S. 230. ... da erschien ihr das Leben wie ein unendlicher Ocean schwarzer aufwallender Fluthen, auf welchen kein lebendiges Wesen schwebte, als sie selbst, ... so wogte sie auf und ab zwischen Tod und Leben.

Bachem. S. 273. Aber auf Fulvius machte die Antwort sehr wenig Eindruck, * etwa wie wenn ein sanfter Windhauch über ein reifes Kornfeld hinfährt.

Manz. S. 295. Ueber die Züge des Fulvius aber glitt die leiseste Bewegung, wie wenn über den reifen Saatfeldern ein spielendes Lüftchen sanftes Wogen erregt.

* **But over the features of Fulvius there passed the slightest possible emotion etc.**

Bachem. S. 275. Der Präfekt saß nicht im Freien, sondern im Hause zu Gericht, wo sich kein großer Haufe versammeln konnte; und da mehrere Stunden ohne Verhaftung, ohne Verurtheilung und ohne Nachrichten verfloßen, so haben die meisten Neugierigen die Basilika verlassen, und nur einige, die ausdauernder waren, blieben, und brachten die Stunden der nachmittägigen Erholung in den öffentlichen Gärten zu. *

Manz. S. 298. ... da der Präfect nicht im Freien, sondern im Hause zu Gericht. saß, wo keine große Volksmenge sich versammeln konnte, so hatten sich die meisten Neugierigen, weil die Stunden ohne eine Arretirung, ohne einen Prozeß oder Neuigkeiten verstrichen, verlaufen, und nur Einige waren zurückgeblieben, da die Nachmittagsstunde zur Unterhaltung in den öffentlichen Gärten vorbei war.

* Also Einige blieben in der Basilika und brachten die Stunden rc. in den öffentlichen Gärten zu!! Der Unsinn obiger Uebersetzung ist jedem Leser klar. Im Englischen heißt es: **only a few more persevering remained, past the hour etc.** Dieses **past** ist nicht das **Verb. finit. passed**, sondern das **partic. praet.**, eine Art **ablat. absol.**

Bachem. S. 302. ... und die Aufseher, welche von den Behörden um so lieber gesehen wurden, je unvernünftiger sie waren.

Manz. S. 326. ... und die Aufseher, um so willkommener, je rücksichtloser sie waren rc.

Bachem. S. 388. Fulvius biß sich auf die Lippe und sagte: Nun gut, wie du willst. Ich bin des Lebens leid.

Manz. S. 421. Fulvius biß sich in die Lippe und sagte: Gut, sei es, wie du willst; ich bin des Lebens müde.

Bachem. S. 429. Fabiola ging selbst mit einigen Sclaven hinab; denn sie war eifersüchtig auf die Bewachung des Grabes der Agnes.

Manz. S. 466. Fabiola ging selbst mit einigen Dienern hinab; denn sie war für Agnes' Grab sehr besorgt.

Ferner ist in demselben Verlage erschienen:

Brigitta, der heiligen, **Leben** und **Offenbarungen.** Neu bearbeitet, übersetzt und herausgegeben von L. Clarus. 1r u. 2r Bd. gr. 8. geh. 3 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. 9 sgr.

Vorstehendes Werk bildet auch den 10n und 11n Bd. der „Sammlung der vorzüglichsten mystischen Schriften aller katholischen Völker". Aus dem Urtexte übers. — Bis jetzt sind erschienen: Werke der heil. Theresia. 5 Bde. (Mit den später aufgefundenen, bisher noch nie übersetzten Briefen.) — Die geheimnißreiche Stadt Gottes von der sel. Maria v. Agreda. 2 Bde. — Leben und Schriften der heil. Hildegard. 2 Bde.

Buse, Dr. A., **Paulin,** Bischof von Nola, und **seine Zeit** (350—450). 2 Bde. gr. 8. geh. 4 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 25½ sgr.

Dies Werk schließt sich der Reihe von Schriften an, welche mit dem Hippolytus von Döllinger und der Fabiola des Card. Wiseman glänzend eröffnet wird. Es nimmt den Faden der Geschichte ungefähr dort auf, wo die Fabiola ihn hat fallen lassen. Eine der größten Perioden der Kirchen- und Weltgeschichte wird vor den Augen der Leser vorübergeführt, jene nämlich der beginnenden Völkerwanderung und des Sturzes des Römischen Reiches, eine Periode, in welcher neben dem Consul und späteren Bischof Paulin, die Hauptperson des Gemäldes, die Namen Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Sulpicius Severus und Chrysostomus erglänzen. Sowohl für die katholische Dogmatik, als für die Geschichte des Rechts der Liturgie und der christlichen Kunst liefert das Werk einen nicht unerheblichen Beitrag.

Auf die Würde der Ausstattung ist mit Sorgfalt Bedacht genommen, und der Preis, um eine weite Verbreitung zu ermöglichen, so gering wie möglich gestellt.

Calmet, Abt D. A., über **Geistererscheinungen.** Nach dem Französ. bearb. 2te, sehr verm. Aufl. gr. 8. geh. 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 15 sgr.

Diese Schrift enthält in 50 Capiteln Abhandlungen über die Erscheinungen der Engel, der Dämonen und der abgeleibten Seelen, dann in 29 Capiteln über die Rückkehr der Verstorbenen, über die Excommunicirten, die Vampyre in Ungarn, Schlesien, Böhmen, Mähren, Polen u. s. w.; sie wird über die gegenwärtigen Geistermanifestationen großes Interesse erregen.

Döllinger, J., **Hippolytus** und **Kallistus,** oder die **römische Kirche** in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Mit Rücksicht auf die Schriften und Abhandlungen der HH. Bunsen, Wordsworth, Baur und Gieseler. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 20 sgr.

— — die **Reformation,** ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen. I.—III. Bd. Auch u. d. Titel: Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen

im Umfange des Lutherischen Bekenntnisses. 3 Bde (1r Bd. 2te, sehr verm. u. verb. Aufl.) gr. 8. geh. 10 fl. od. 6 Thlr. 5 sgr.

Von dem 2. und 3. Bande dieses Werkes ist gleich anfänglich eine so starke Auflage gemacht worden, daß das Erscheinen einer neuen Auflage nicht zu erwarten steht.

Dür, Dr. J. M., der deutsche Cardinal **Nicolaus** von **Cusa** und die Kirche seiner Zeit. 2 Bde. (1r. Zugleich eine Würdigung der großen Concilien des 15. Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse Cusa's. 2r. Schluß von Cusa's Leben und seinem literarischen Wirken.) gr. 8. 6 fl. 30 kr. od. 4 Thlr.

Faber, Dr. F. W., **Alles für Jesus**, oder die leichten Wege zur Liebe Gottes. Ein Betrachtungsbuch für fromme Christen und die es werden wollen. Nach der vierten Auflage des Originals deutsch bearbeitet von C. B. Reiching. 8. geh. 2 fl. od. 1 Thlr. 7½ sgr.

Vorstehendes Werk, welches auch den Seitentitel: „Neue Leitsterne auf der Bahn des Heils, 1r Bd." hat, fand in England und Irland eine so gute Aufnahme, daß binnen kurzer Zeit vier Auflagen erschienen, auch wurde es in's Französische übersetzt, und die Approbation des Erzbischofes von Paris sagt u. a.: „Dieses Werk durchweht ein Geist tiefen Glaubens und zarter Frömmigkeit; der Verf. weiß das fromme Leben liebenswürdig zu machen, indem er es in sein wahres Licht stellt, und zeigt seinen Lesern mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens die Wege, welche sicher zu Gott führen."

Grundlage, die, der Gesellschaft vom historischen Standpunkte betrachtet. 1r Thl. Mit dem Motto:

„Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten,
In meiner Seele wird es immer stiller." (Göthe.)

8. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 sgr.

— — dasselbe. 2r Thl. 8. geh. 1 fl. 24 kr. od. 27 sgr.

W. Menzel's Lit.-Bl. 1855. No. 72. referirt über den 1ten Thl. und sagt am Eingange und am Ende: „Der ungenannte Verfasser geht die verschiedenen Stände und Berufsklassen der heutigen Gesellschaft durch und vergleicht die gegenwärtigen socialpolitischen Zustände mit denen der Vergangenheit. Das Ergebniß seiner Untersuchung ist in dem aus Göthe's Iphigenia gewählten Motto ausgesprochen: „„Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten!"" — Manche Herren von heute, die sich wieder so unbeschreiblich behaglich und sicher fühlen, werden, wenn sie solche wohlgemeinte Rathschläge nicht hören und beherzigen, auf eine unsanfte Art aus ihren Täuschungen geweckt werden."

Höfler, C., die **deutschen Päpste**. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt. 2 Abtheilungen. 1te Abtheilung: Die Päbste Gregor V., Clemens II. und Damasus II. Mit einem Plane des mittelalterlichen Roms.

2te Abtheilung: Die Päpste Leo IX., Victor II., Stefan IX., Nicolaus II. gr. 8. Velinp. Beide Abtheilungen 6 fl. od. 3 Thlr. 26¼ sgr.

Lasaulx, C. v., **Studien des classischen Alterthums.** Akademische Abhandlungen. Mit einem Anhange politischen Inhalts. gr. 4. (**70** Bogen.) geh. 7 fl. od. 4 Thlr. 8 sgr.

Lorinser, Fr., **Reiseskizzen** aus **Spanien.** Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten. Zum Besten eines wohlthätigen Zweckes geschrieben. 2 Thle. 8. geh. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 6 sgr.

W. Menzel's Lit.-Bl. 1855. No. 63. sagt hierüber: „Das Werk enthält eine Menge der interessantesten Bilder; es ist eine gesunde Natur, ein frischer, kräftiger Geist, der uns anspricht. — — Man wird aus den wenigen Skizzen, die wir der reichen Sammlung enthoben haben, die klare und feste Zeichnung, die kräftige Färbung erkennen, die sie durchweg auszeichnen."

Menzel, Dr. Wolfgang, **christliche Symbolik.** 2 Bde. gr. 8. 8 fl. 24 kr. od. 5 Thlr. 7½ sgr.

Remusat, C. v., **St. Anselmus** von **Canterbury.** Ein Gemälde des Mönchslebens und des Kampfes der geistlichen Macht mit der weltlichen im 11. Jahrhundert. Aus dem Französ. von Dr. C. Wurzbach. gr. 8. geh. 2 fl. od. 1 Thlr. 7½ sgr.

Sepp, Dr. J. N., das **Heidenthum** und dessen Bedeutung für das Christenthum. 3 Bde. (I. Kosmische Theologie, oder die Naturreligion und der Polytheismus. II. Der Opferdienst und die Mysterienlehre. System des Pantheismus. III. Der Heroencult und die Messiaden der Völker. Dualismus.) (86 Bogen.) gr. 8. geh. 8 fl. 48 kr. od. 5 Thlr. 10 sgr.

Motto: „Wer wird uns die Mythologie von der Seite erklären, daß in ihr alle christlichen Wahrheiten vorbildlich erfüllt erscheinen?" de Maistre.

Spengler, Th., Leben des heiligen **Rhabanus Maurus,** Erzbischofs von Mainz. Zum tausendjährigen Jubiläum. gr. 8. geh. 40 kr. od. 13½ sgr.

Ullathorne, Bischof, der **heilige Berg** von **La Salette.** Eine Pilgerfahrt im Jahre 1854. Nach der dritten Aufl. aus dem Englischen übers. von C. B. Reiching. 8. geh. 1 fl. od. 19½ sgr.

Die Wiener kathol. Literaturzeitung besprach dieses Werkchen bereits im Originale und machte auf den interessanten Inhalt aufmerksam, und sagt, daß „von ganz besonderm Werthe die darin angeführte That-

sache des zwischen den Kindern und dem h. Vater zu Rom eingeleiteten Verkehres sei". — „Abgesehen von dem für katholische Herzen ohnedies gewiß entsprechenden Thema kann sofort der Reisebericht des hohen Prälaten auch in Hinsicht auf seine klare und doch reizende Darstellung der Aufmerksamkeit der christlichen Lesewelt immerhin sogar als Unterhaltungslectüre empfohlen werden."

Villemain, Geist der altchristlichen Literatur im 4. Jahrhundert. Aus dem Französ. übersetzt von J. Köhler. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Zell. gr. 8. geh. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 10 sgr.

Weltgeschichte, allgemeine, mit besonderer Berücksichtigung der **Kirchen- und Staatengeschichte** bis auf unsere Zeiten, für alle Stände. Mit vollständigem Namen- und Sachregister. I—IXr Bd. Mit 9 Stahlstichen. Jeder Band wird einzeln gegeben und der Inhalt ist: Ir Bd.: Allgemeine Geschichte des Alterthums. 1 fl. 21 kr. od. 25 sgr. IIr Bd.: Geschichte des Mittelalters. 1r Thl. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr. IIIr Bd.: Geschichte des Mittelalters. 2r Thl. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 5 sgr. IVr Bd.: Geschichte der neueren Zeit. 1r Thl. 2 fl. od. 1 Thlr. 7½ sgr. Vr Bd.: Geschichte der neueren Zeit. 2r Thl. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr. VIr Bd.: Geschichte der neuesten Zeit. Nebst einem allgemeinen Namen- und Sachregister zum I—VIn Bd. 3 fl. 12 kr. od. 2 Thlr. VIIr, VIIIr u. IXr Bd.: Geschichte der neuesten Zeit. Neue Folge. Die Geschichte bis in das Jahr **1853**. Nebst einem allgemeinen Namen- u. Sachregister über den VII—IXn Bd. Mit einer Einleitung in das Studium der allgemeinen Geschichte nebst Vorwort von **Prof.** Dr. **P. J. A. Schmitz**. 3 Bde. 1r u. 2r Bd. à 3 fl. 12 kr. od. 2 Thlr. 3r Bd. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 15 sgr. I—IXr Bd. zusammen 20 fl. 36 kr. od. 12 Thlr. 22½ sgr.

„Im Interesse wahrer und heilsamer Geschichtsbelehrung müssen wir eine immer größere Verbreitung einer solchen Weltgeschichte wünschen." (Religionsfreund.) So lautete eine Rezension beim Erscheinen der ersten Bände dieses Werkes, und der Vorredner sagt ferner: „Das Werk wurde sogleich bei seinem Erscheinen mit Freude begrüßt, und hatte sich, wo es bekannt wurde, der günstigsten Aufnahme, und von den zu einem Urtheile befähigten Männern einer sehr ehrenden Anerkennung zu erfreuen. Denn es herrscht in demselben durch und durch der Geist der Wahrheit, auf deren Erkennung und getreuen Darstellung der Verfasser, wie fast jede Seite des Buches ausweist, mit Fleiß und Ausdauer, und man muß gestehen mit glücklichem Erfolge hingearbeitet hat." U. s. w.

Wiseman, Nicholas Patrick,

Fabiola, oder die Kirche der Katakomben

Regensburg 1857